Johann Nep. Vogl.

Klänge und Bilder

aus

Ungarn.

In Dichtungen

von

Johann N. Vogl.

BIBL. VNIVERS. LITT.

Wien.

Bei Tendler & Schaefer.

1839.

Pannonia.

Kahle Pußten, ſchwarze Wälder,
Himmel voll Melancholie,
Rebengärten, reiche Felder,
Ungarn, dich vergeß' ich nie.

Heimiſch iſt auf deinen Fluren
Alte Sitte, altes Recht,
Auf der Vorzeit heil'gen Spuren
Wandelt nur ein neu Geſchlecht.

Doch gleichwie an ſeinem Fürſten
Jenes ält're hing mit Treu',
Hängt auch dieß, mit glühn'dem Dürſten
Zu beſiegeln ſie auf's Neu'.

Tapfer iſt's und kühn in Schlachten,
Gaſtlich iſt's an ſeinem Herd,
Und wenn je ein Volk zu achten,
Iſt dieß Volk der Achtung werth.

D'rum als Gruß, den ich den Deinen,
Freud'gen Herzens, zugeſandt,
Nimm die Lieder hin, die kleinen,
Schönes, reiches Ungarland.

Klänge und Bilder

aus

Ungarn.

St. Benedeck mit dem Säckel *).

Legende.

Bei Trentschin in einer Höhle,
Lebte Benedeck der Fromme,
Sich dem Dienst des Herrn nur weihend,
Unberührt vom Zeitenstrome.

Viel der Gläub'gen, viel der Armen,
Kamen zu des Siedlers Klause,
Und getröstet ging ein Jeder,
Mancher auch beschenkt nach Hause.

*) Benedeck, in der ungarischen Aussprache statt: Benedict.

Denn ein Säckel ward ihm eigen,
Der, so oft hinein er langte,
Stets fünf Ung'risch barg› zur Spende
Für Bedürft'ge und Erkrankte.

Bald von diesem Wunder hatte
Sich verbreitet rings die Kunde,
Und gewandert kam zur Höhle
Was da lebte in der Runde.

Saßen einst zwei Raubgesellen,
Halb berauscht schon vom Getränke,
Als vorbei die frommen Pilger
Zogen, an der Straßenecke.

Und zu jener Beiden Ohren
Schollen laut der Pilger Worte,
Die von Benedek, dem Heil'gen,
Sprachen, und vom Gnadenorte.

Auch erzählten sie vom Säckel,
Der durch wunderbare Weihe,
Wenn der Fromme ihn eröffnet,
Immer sei gefüllt auf's Neue.

Und nach jenem Gut erwachet
Wilde Habgier in den Beiden,
Und beſchloſſen iſt's, noch heute
Soll ihr Aug' an ihm ſich weiden.

Schwere Knüttel in den derben
Mordgewohnten Fäuſten ſchwingend,
Eilen ſie an's Werk, die inn're
Regung, die ſie warnt, bezwingend.

Bald auch ſteh'n ſie vor der Höhle,
Späh'n hinein mit ſcheuen Blicken,
Sieh, dort liegt der Klausner, ihnen
Zugewendet ſeinen Rücken.

Vor dem Kruzifixe eben
Beugte er ſein Haupt zur Erde,
Und ſie ſcheinen's faſt zu fürchten,
Daß er ſich erheben werde.

Doch der Eine winkt dem Andern,
Neu entflammt von Gier die Wangen,
Nach dem Säbel weiſend, welcher
An der Felswand aufgehangen.

Und ſie ſchleichen auf den Zehen
Zu dem Betenden ſich leiſe,
Und die ſchweren Knüttel ſchwirren
Durch die Luft in weitem Kreiſe.

Blutend vor dem Kruzifixe
Stürzt Sanct Benedeck zuſammen.
Mit dem Säckel flieh'n die Räuber,
In der Bruſt der Hölle Flammen.

In der Straßenſchenke wieder
Sitzen Beide, trunkne Zecher,
Froh des glücklichen Gelingens
Leerend Becher jetzt auf Becher.

Spät erſt ruft den Wirth der Eine
Um die Zeche zu bezahlen,
Langt hervor den wunderbaren
Säckel dann, mit frechem Prahlen.

Aber wie er ihn eröffnet,
Iſt kein Pfennig d'rinn zu ſehen,
Starr wie Säulen da die beiden
Räuber vor Erſtaunen ſtehen.

Doch wie ſie auch ſpäh'n, ihr Auge
Kann im Säckel nichts ergründen,
Und was ſie geträumt von Schätzen
Und von Glück, gehört den Winden.

Sieh, da hat erkannt den Säckel
Auch der Wirth, und ohne Saumen
Läßt ergreifen er die Beiden,
Die vor Wuth und Ingrimm ſchäumen.

Zu des Klausners Höhle eilet
Dann er hin in aller Schnelle,
Ach, da liegt der fromme Siedler
Blutend an des Altars Schwelle!

Aber bald erwacht der Bleiche
Wieder zu der Gläub'gen Freude,
Und in Kurzem war geneſen
Benedeck von ſeinem Leide.

Bald auch hielt der Fromme wieder
Seinen Säckel in den Händen,
Um den Dürftigen und Kranken
Milde Gabe auszuſpenden.

Und die ſeltne Kraft zu zeigen
Säumte nun auch dieſer nimmer,
Denn ſo oft hinein er langte,
Fanden ſich fünf Ung'riſch immer.

Doch des Säckels Räuber mußten
Blutig bald ihr Leben enden,
Denn was Segen iſt dem Frommen
Wird zum Fluch in böſen Händen.

Der Blutschacht zu Schemnitz *).

Bergmannssage.

„Glück auf! Glück auf!“ So schallt's mit Macht,
Zwei Häuer fahren ein zum Schacht,
Jung Ferko, frisch und wohlgemuth,
Die Wang' so roth, das Aug' voll Glut,
Mit ihm der Istvan wild und rauh,
Von wüstem Sinn und riesgem Bau.

---

*) Dieser Schacht, welcher auch der Amalienschacht genannt wurde, ist bereits eingegangen, nur ein Erdfall, durch einen inneren Bruch der Grube verursacht, dem das Gestein und die Dammerde nachgerollt ist, in der Bergmannssprache eine Bünge genannt, bezeichnet die Stelle, wo er sich befunden hat.

Die Beiden fahren ein zum Schacht,
Der Istvan grollt, der Ferko lacht,
Denn dieser sieht nur Lust und Heil,
Ihm ward ein schönes Erb' zu Theil;
Drob faßt des Andern Herz ein Grimm,
Das reiche Erb' mißgönnt er ihm.
Und wie hinab nun, frank und frei,
Die Fahrten schweben jetzt die Zwei,
Den Ferko stößt mit seinem Fuß
Der Istvan, daß er fallen muß.

Ein Schrei, ein Fall, dann ist es still,
Kein Laut sich fürder regen will.
Der Istvan horcht und steigt darauf
Die Fahrten wieder rasch hinauf.
„Nun schlafe du im Schacht, Gesell,
Mein ist dein Gold, so blank, so hell!"

Und sachte hin zu Ferko's Haus
Schleicht er durch Nacht und Windsgebraus,
Hu, durch's Geklüft' umhüllt vom Schnee
Erschallt's als wie ein wimmernd Weh'!
„Pfui! Istvan, zagst du wie ein Kind?
Das Felsgestein durchsaust der Wind."

Doch wie im Haus den Lampenſchein
Er drauf verſenkt in Truh' und Schrein,
Da birgt, nach dem er ſucht, kein Ort,
Kein Gold iſt hier, kein Gold iſt dort.
„Wer ſagt mir's, wo's verborgen ſei?“
Holla! — Da fällt's dem Iſtvan bei,
„Aus Vorſicht trug er's wohl bei ſich,
Gewiß, gewiß, nicht irr' ich mich!“
Und wieder ſchleicht er hin zum Schacht,
Verſtohlen, ein Geſpenſt der Nacht,
Und ſteigt mit ſeinem Grubenlicht
Hinab, zu thun die grauſe Schicht.
Wohl fährt's ihm fröſtelnd durch's Gebein,
Als er hinabklimmt ſo allein,
Doch faßt er bald ſich wieder Muth,
Das Gold, er hat's erkauft mit Blut,
D'rum will er's auch als blut'gen Lohn,
Und ſollt' ihm Gnom' und Schwaden droh'n.

So ſteigt er bis zum tiefſten Grund.
Welch ſchreckenvolles wüſtes Rund,
Wie Geiſterlarven, die verſteint,
Das Felsgezack' ihm rings erſcheint,
Und dort, vom Dunkel faſt verdeckt,
Der Ferko blutig hingeſtreckt.

Und was er noch beſitzt an Kraft,
Der Iſtvan jetzt zuſammenrafft,
Und naht, das Grubenlicht zur Hand,
Der Leiche, die dort liegt im Sand,
Und beugt ſich über ſie mit Haſt
Und ſucht, von Gier nach Gold erfaßt.

Er ſucht und ſucht, frech wühlt die Hand
Dem blut'gen Todten im Gewand,
Da blitzt ſein Aug', es kreiſcht ſein Mund:
„Glück auf! zu Tage liegt der Fund,
In einer Börſe, voll und dicht,
Trug um den Leib ſein Gold der Wicht.“
Und raſch die Säckel füllt er all,
Ha, wie das klingt mit hellem Schall!
Er füllt und füllt, nun iſt's geſchehn, —
Was macht ſein Haar zu Berge ſteh'n?
Was rollt er jetzt das Aug' ſo wild?
„Fort, Ferko! — Fort, du blut'ges Bild!“

Und wieder klettert durch die Nacht
Behend der Iſtvan aus dem Schacht,
Das Lämpchen ſchwankt, es pocht ſein Herz,
Ihm iſt's als zög's ihn grubenwärts,

Es tritt der Schweiß ihm aus der Stirn,
Im Schädel ſiedet ihm das Hirn.

Doch raſcher nur und raſcher ringt
Von Sproß' zu Sproße, angſtbeſchwingt,
Wild Iſtvan ſich und klimmt und klimmt,
Bis ſeltſam ihm's vorm Auge flimmt.
Er klimmt uud klimmt, er ſtrebt und keucht,
„Bald iſt das Mundloch nun erreicht,
Dort funkeln ſchon durch's Felsgeſtein
Zwei Sterne hell zum Schacht herein!"
Und eil'ger noch ringt er hinauf,
Schon thut ſich ihm der Stollen auf,
Und ſieh, zwei Sterne auf ihn ſchau'n,
Daß ihm das Herz erſtarrt vor Grau'n.

Zwei Augen ſind's voll grüner Glut,
Die ſprüh'n und glüh'n auf ihn mit Wuth
Aus eines rieſ'gen Wolfes Haupt,
Der offnen Rachens nach ihm ſchnaubt.

Da winkt kein Ausweg ſeiner Noth,
Vor Iſtvan droht der ſich're Tod

In eines Unthiers Schreckgeſtalt,
Und hinten gähnt der Felſenſpalt.
Und ſchnaubend drängt das Ungethüm
Zum Iſtvan ſich und lechzt nach ihm,
Schon ſpüret er den warmen Hauch,
Schon dampft nach ihm des Schlundes Rauch,
Schon ſchnappt nach ihm der ſcharfe Zahn,
Er fühlt's, es iſt um ihn gethan.

Und horch, tief unten in der Nacht
Da kommt's mit Eins herauf den Schacht,
Da holpert's dumpf, da dröhnt's ſo ſchwer,
Da rauſcht's und raſchelt's hinterher,
Da häckelt ſich's nach Spinnenart
Von Sproß zu Sproß, von Fahrt zu Fahrt,
Und als der Iſtvan vom Geſtein
Hinunterblickt, da fällt der Schein
Dem Todten, den er frech beraubt,
Auf das zerſchellte blut'ge Haupt.

Da wirft, vom Wahnſinn angefaßt,
Schon ſelber eine Leiche faſt,
Wild Iſtvan ſich dem Ungethüm
Entgegen mit Verzweiflungsgrimm,

Allein ſchon hat's, wie er's auch packt,
Den Zahn ihm tief in's Fleiſch gehackt,
Und ſein Geheul verkündet's weit,
Daß nichts vom Tod ihn mehr befreit. —

Horch, wie ein Kirchenglöcklein fromm
Durchklingt ein Schall den Himmelsdom,
Das Stollenglöcklein klingt und ruft
Die Knappen zu des Berges Gruft,
Und frommen Sinnes kommt die Schaar
Mit feſtem Muth, der Sorgen baar,
Da findet in des Stollen Näh'
Den Istvan ſie geſtreckt im Schnee,
Ein Jammerbild, bedeckt mit Blut,
Im Aug' nur noch erſtorb'ne Glut.
Nur mühſam aus des Todes Nacht
Noch einmal er zum Seyn erwacht,
Und kündet's voller Reu' der Schaar,
Wie er des Ferko Mörder war;
Und wie der Herr ihm zum Vergelt
Das Ungethüm zum Schacht geſtellt,
Daß durch den Wolf der Wolf erlegt,
Der ſchlimmre Gier als er gehegt.

So geht zu Schemnitz noch zur Stund
Die Sage in des Volkes Mund,

Und Mancher, der auf seinem Pfad
Der schönen Bergstadt sich genaht,
Dem ist auch wohl der Schacht bekannt,
Der noch der Blutschacht wird genannt.

Heidelieder.

1.

Déli Bába *).

Kalkgesteine, grauer Sand,
Trüber heißer Mittagsbrand,
Und um mich so leer und stumm
Alles, alles rings herum.

Sieh, am weiten Himmelsraum
Regt sich's jetzt als wie ein Traum,
Flammen sprühen, schlängeln, weh'n,
Wie ein Nordlicht anzuseh'n.

*) Déli Bába, die Fata-Morgana oder Luftspiegelungen, auf mehren ungarischen Heiden während der Sommermonathe.

Jetzt verbindet ſich der Glanz
Rings zum blendend hellen Kranz,
Und ein Schloß, von Gold erbaut,
In der Luft mein Aug' erſchaut.

Säulen ragen ſtolz und ſchlank,
Kuppeln hochgewölbt und blank,
Thürme ſteigen drüber auf
Und von Gold iſt Glock' und Knauf.

Und von Gold, ha, welch' ein Schein,
Wand und Schnörkel, groß und klein,
Treppe, Fenſter und Portal,
Alles, alles Glanz und Strahl.

Und am Schloß, mit Pracht geſchmückt,
Schwelgt mein Aug' von Luſt entzückt,
Ach, da ſchmilzt ſchon allgemach
Wand und Säule, Thor und Dach.

Und mit immer bleicherm Schein
Sinken Thurm und Bogen ein,
Und des Himmels glüh'nder Brand
Sengt wie vor das öde Land.

Und mich faßt ein tiefes Weh,
Als das Schloß ich nimmer ſeh',
Denn aus meiner Jugendzeit
Taucht ein Bild voll Herrlichkeit.

Taucht ein Schloß von Gold erbaut,
Wie ich's träumend einſt erſchaut,
Als mein Herz noch unbetrübt
Kühn gehofft und warm geliebt.

Doch als ſcheinbar kaum das Schloß
Auf mich nahm in ſeinen Schooß,
Ach, da ſchmolzen allgemach
Kuppel, Säule, Thor und Dach.

Und mit immer bleicherm Schein
Sanken Thurm und Giebel ein,
Und das goldne Schloß, es war
Mir entrückt für immerdar.

2.

Heidenacht.

Rings um mich, gleichwie ein Meer,
Breitet sich die nächt'ge Fläche,
Fruchtlos schweift der Blick umher,
Nichts, das freundlich zu ihm spräche.

Ungestört von Klang und Schall
Füllt nur Schweigen rings die Heide,
Nimmer gab der Widerhall
Antwort hier dem Schmerz, der Freude.

Nur die Sterne blicken mild
Auf die Ebnen, auf die todten,
Gleich als ob zum Nachtgefild
Sie gesandt als lichte Boten.

Und ihr Silberschein erglänzt
Wie ich niemals ihn gesehen,
Unabsehbar, unbegränzt,
Daß mir Aug' und Sinn vergehen.

Ja, hier liegt des Ew'gen Buch
So wie nirgend aufgeſchlagen,
Lehrend manchen frommen Spruch,
Tröſtend, will das Herz verzagen.

Heil jedwedem, dem ſo rein
Leuchten dieſes Buches Zeichen,
Denn ihm wird von ihrem Schein
Jeder ird'ſche Schatten weichen.

Himmelsraum, ſo weit, ſo weit,
Stets wird mich dein Bild umſchweben,
Reißt mich auch der Sturm der Zeit
Wieder fort in's bunte Leben.

Immer werd' ich dich erſchau'n
In dem jetz'gen Prachtgeſchmeide,
Träum' ich von den heim'ſchen Au'n
Wieder mich auf dieſe Heide.

II.

Ein Heldebild.

Bei dem Schein des Feuers lagen zwei auf nächtig öder Puste,
Sind es Hirten, sind es Räuber? Niemand der's zu sagen wußte;
Ihre schwarzen Haare hingen um die braunen Schultern nieder,
Und zu ihren Füßen dehnten rieſ'ge Hunde ihre Glieder.

Sprach der Eine von den Beiden, die ſo träg dahin geſtrecket:
„Bruder Pali, habe heute einen tücht'gen Fang entdecket,
Einen Fang, es kann nichts Schön'res unterm Sonnenlichte geben,
Haſt du Muth darum zu wagen einen Ritt auf Tod und Leben?

„Kannſt du zweifeln?“ frägt der Andre. „Hier die Hand, doch ſäum' nicht lange,
Und erzähle, Bruder Immre, wie es ſteht mit jenem Fange.“

„Heute,“ ſpricht darauf der Immre, „als du ſchliefeſt dort im Mooſe,
Kam geſprengt ein Rudel Pferde hier vorbei mit Sturmgetoſe.“

„Und an ſeiner Spitze jagte, kaum des Graſes Saum berührend,
Hin ein Fuchs, als ſäß ein Feldherr d'rauf, zur Schlacht die Seinen führend,
Schweif und Mähne hoch im Fluge, ſchmal den Fuß und ſtark den Rücken,
Kurz, ein Fuchs, der eines jeden Reiters Auge muß entzücken.“

„Günſtig iſt uns jetzt die Stunde, um das edle Thier zu fangen,
Denn du ſiehſt, die düſtern Wolken haben dicht den Mond umhangen,
Darum laß' uns fort, wie Schatten, ſtreifend über Heid und Flächen,
Daß wir dort, eh' ſeine Schimmer wieder das Gewölk' durchbrechen.“

Und nach wenig flücht'gen Worten, jagen Beide in die Weite,
Nur den Muth als ihre Waffe und die Hunde zum Geleite. —
Bei dem Feuer aber ſitzen wachend noch der Roſſe Hüter,
Schwarze Haare, finſt're Brauen, roh' verwilderte Gemüther.

Die erzählten ſich von manchem Raube, den ſie ſchon begangen,
Von den früheren Gefährten, die nun frei in Lüften hangen,
Von den Roſſen auch, die ihnen ſind zu hüten übergeben,
Und von Manchem, der geopfert um ein ſolches Thier ſein Leben.

Plötzlich aber neigt ſich einer hin mit lauſchender Geberde,
„Horch, iſt das nicht Roßgetrappe, was erdröhnen macht die Erde?“
Und bedächtig horchen alle, eine leblos ſtarre Gruppe,
Nur im rauhen Winde flattert wild ihr Haar dahin, das ſtruppe.

Spricht ein Csikos da zu jenem: „Nein, dich hat dein Ohr betrogen,
's iſt die Windsbraut nur, die über Moor und Heide kommt gezogen.“
Und beruhigt lagern wieder ſich die Csikoſche im Kreiſe,
Schwatzend über dieß und jenes, ſtreitend auch, gewohnter Weiſe.

Horch, da ziſcht es durch die Lüfte, horch, da klafft's mit lautem Schalle,
Bleich, erſchreckt von ihrem Feuer taumeln auf die Hirten alle,
Seht, zwei Reiter, grimm wie Wölfe, werfen mitten in die Heerde
Sich hinein, und rieſ'ge Hunde ſcheuchen weit dahin die Pferde.

Pali Immre ſind's, die Beiden, die, ein Blitz, herbeigeflogen,
Als der Mond das Nachtgewölke juſt zerriß, das ihn umzogen,
Und durch's flüchtende Gewühle brauſen mitten durch die Reiter,
Schon erſieht den Fuchs der Immre und ſein Aug' erblickt nichts weiter.

Und es ſchwingt ſein Arm die Peitſche hinter ihm mit tollem Jagen,
Daß der Fuchs, zum Hirſch geworden, fliegt voraus voll Schreck und Zagen,
Jetzt ihm nach die beiden Räuber, hoch die Geißel ſtets geſchwungen,
Haar im Fluge, lauten Rufes, und von wilder Luſt durchdrungen.

Aber auch die Csikoſch' warfen ſich voll Haſt auf ihre Pferde,
Ha, wie da die Hufe ſchallen, ha, wie donnert da die Erde!
So verfolgen ſie die Räuber, auf den Roſſen, auf den ſchnellen,
Gleich als wären ſie die Schatten jener flüchtenden Geſellen.

Aber immer weiter zwiſchen jenen Räubern und den Hirten
Dehnt der Raum ſich, wie auch dieſe vogelgleich die Luft durchſchwirrten;
Nur ein dunkles Fleckchen ſchweben jene bald in fernſter Ferne,
Als das Nachtgewölke wieder hüllt in Schleier Mond und Sterne.

Kaum wie leiſer Nachhall ſummt es noch zu der
Verfolger Ohren,
Und ſie ſeh'n, es iſt vergebens einzuholen, was
verloren,
Und zur Puſzte zieh'n ſie wieder, finſter'n Un-
muth zum Geleite,
Doch vermag zu zürnen Keiner auf die tollen
Ungarreiter.

4.

Im Winter.

Heide, Heide, doppelt traurig,
Seit der Schnee vom Himmel fiel,
Seit der Winterſturm ſo ſchaurig
Dich durchzieht im tollen Spiel.

Keine Pfade, keine Wege,
Alles, alles traurig weiß,
Kein Gehöfte, keine Stege,
Nichts als Schnee und ſtarrend Eis.

Nur der Wölfe Heulen dringet
Schaurig her durch's öde Land,
Wie wenn Einer heulend ringet
Unter wüth'ger Mörder Hand.

Sieh, da fliegt ein Blitz an Schnelle
Hoch zu Roß, ein Mann vorbei,
Flatternd wild des Haares Welle,
Bleich die Wang', die Zügel frei.

Und ihm nach mit tollem Jagen
Fliegt der luftig grimme Troß,
Jetzt ſchon ſchwelgend voll Behagen
An dem Reiter, an dem Roß.

Und vorüber toſt und brauſet
Wolf und Reiter. — Wars' ein Traum?
Nur der Sturm allein noch ſauſet
Schneeaufwirbelnd durch den Raum.

Horch, da ſummt's aus fernſter Weite,
Leiſe, leiſe überm Plan,
Ob dieß wohl das Sterbgeläute
Für den armen Reitersmann?

5.

Des Heideſchenken Töchterlein.

Vor der Heideſchenke ſitzet
Einſam dort des Schenken Kind,
Schwarzes Auge glutdurchblitzet,
Und das Antlitz friſch und lind.

Nieder zu den Lenden hangen
Schöngewund'ne Flechten ihr,
Und die jugendlichen Wangen
Glüh'n wie friſche Roſen ſchier.

Doch ſie ſitzt mit ſtillem Weinen
Unterm niedern Binſendach,
Und es folgt der Blick der Kleinen
Mir auf ödem Pfade nach.

Ach, wohl ſprechen ſelten Gäſte,
Mädchen, dir im Hauſe ein,
Und die Zeit wird dir zum Feſte,
Sitzen Räuber drin beim Wein.

Nur die Wolken zieh'n und jagen
Über dir dahin so frei,
Gleich als wollten sie dir sagen,
Wie's so anders drüben sei.

Und der Sturmwind kommt geflogen,
Rüttelt an dem Häuschen dir,
„Komm' zu dir, mein Kind, gezogen,
Frisch nun auf, und folge mir!"

Sonne, Mond und Sterne ziehen
Einsam über Haus und Hain,
Flüstern sie nicht im Entfliehen:
„Kind, wie bist du so allein!"

Mir auch that's im Herzen wehe,
Als ich so zurück dich ließ,
Und von dir und deiner Nähe
Mein Geschick mich grausam riß.

Doch ich mußte geh'n und scheiden,
Und so zog ich denn auch fort
Durch die öden fahlen Heiden,
Naß das Aug' — und ohne Wort.

Doch als d'rauf der Schlaf mich küßte,
Träumte mir, daß ich im Sand
Einer weiten, weiten Wüſte
Ein verlornes Röslein fand.

6.

Im Wandern.

Braune Heide, braune Heide,
Und der Himmel trüb und grau,
Keine andre Augenweide,
Nicht ein Fleckchen grün und blau.

Nicht ein Blümchen nah' und ferne,
Nur vergelbtes Gras und Moor,
Nirgends winken Blumensterne
Und kein Vöglein fliegt empor.

Und so schließt es flach und trübe
Mich von allen Seiten ein,
Ohne Lieder, ohne Liebe
Müßte so das Leben seyn.

7.

Heidelicht.

Aus der nachtumhüllten Fläche
Blickt ein einſam fernes Licht,
Bald in Helle, bald in Schwäche,
Sichtbar bald, bald wieder nicht.

Iſt's das Feuer einer Hütte,
Das dem Fremden gaſtlich winkt?
Iſt's die Glut in Räubermitte,
Wo mir ſchon der Mordſtahl blinkt?

Iſt's ein Irrwiſch, der dem Raume
Sich entwand in dunkler Fern'?
Oder hat am Heidenſaume
Sich verloren dort ein Stern?

Doch das Säumen iſt vergebens,
Muthig der Entſcheidung zu,
Du, der Lenker biſt des Lebens,
Herr des Himmels, lenke du!

Sieh, ſchon iſt mit eins entſchwunden
Ganz und gar der fremde Schein,
Und von Finſterniß umwunden
Steh' ich in der Nacht allein.

Bild der Zukunft, alſo trügend,
Scheinſt auch du dem innern Blick,
Freude bald, bald Trauer lügend,
Heute Unheil, morgen Glück.

Doch nach fernen, fremden Räumen
Folg' ich dir, von Glut gefacht,
Bis nach ſchnell entſchwund'nen Träumen
Mich wie jetzt umſchließt die Nacht.

Huniad.

Ballade.

Zu Kossow auf der Heide
Erschallt's vom Rossgestampf,
Da ringen Türk' und Ungar
In blutig wildem Kampf.

Da läßt wie Blitze leuchten
Den Säbel manch ein Held,
Da dröhnt wie Donnerrollen
Der Hufschlag durch das Feld.

Wer ist's, der also stürmend
Dahin durch's Schlachtfeld braust?
Das ist der Huniadi,
Den Säbel in der Faust.

Von hellen Feuerkreiſen
Scheint rings ſein Haupt umflirrt,
Wie blitzesſchnell die Lüfte
Sein blanker Stahl durchſchwirrt.

Halt ein, du tapfrer Recke,
Dich treibt dein Muth zu weit,
Wend' um dein Ungarröſlein,
Wend' um, 's iſt höchſte Zeit.

Zu ſpät! Schon ſinkt's getroffen
Von einem Pfeil zur Erd',
Und in dem Sturz zertrümmert
Dem Huniad das Schwert.

Wie ſchnell zwei Moslims ſpringen
Nach ihm nur da voll Muth,
Die faſſen ihn und ſchleppen
Ihn fort in toller Wuth.

Sie ſchleppen vom Getümmel
Hinaus ihn auf die Heid',
Sie lockt an ſeinem Halſe
Das blinkende Geſchmeid'.

Sie lockt das goldne Kreuzlein
Das ihm die Mutter gab,
Schon reißt's mit Hast der Eine
Vom Halse ihm herab.

Schon ist's das Gut des Räubers
Der dir's so frech entwand,
Und du kannst nichts als Knirschen
Da wehrlos deine Hand.

Doch auch der And're fordert
Darnach mit Ungestüm,
Da regt in beiden Heiden
Mit einmal sich der Grimm.

Da lodert's auf in ihnen
Geschürrt von Trotz und Geiz,
Und Keiner will da weichen
Und Keiner läßt das Kreuz.

Allein bevor sie's ahnen
Springt Huniad hinzu,
Sein krummes Schwert dem Einen
Entreißet er im Nu.

„Jetzt gilt's 'ne andre Sprache
Der Huniad iſt bewehrt!“
Und blut'gen Scheitels taumeln
Die Beiden hin zur Erd'.

Das Kreuzlein reißt er wieder
Den Räubern aus der Hand,
Er denkt gerührt der Mutter
Und küßt das theure Pfand.

Dann ſtürzt er in's Getümmel
Wo kundbar nur Gefahr,
Und muthig ſchlägt der Kühne
Sich durch mit ſeiner Schar.

Alt-Giſſing.

Finſter ſchaut die alte Veſte
Nieder von des Berges Saum,
Wie ein alter Aar vom Neſte
Blickt zum fernen Waldesraum.

Sieh, dem Aar, dem einſt ſo muth'gen,
Ward die ſichre Schwinge lahm,
Und im Herzen, in dem blut'gen,
Nagt ihm nun ein tiefer Gram.

Einſam ſitzt er ob den Klüften,
Träumend von der ſchönen Zeit,
Als ſein Aug' aus klaren Lüften
Hingeſchweift ſo weit, ſo weit.

Als zum Kampf er ſich geſchwungen
Nieder in dem Felſenſchacht,
Und den Feind, den er bezwungen,
Dann als Beute heimgebracht.

Und wie ihm iſt auch für immer
Dir nun deine Kraft geraubt,
Und im Trotze hebſt du nimmer,
Alte Veſte, mehr dein Haupt.

Träumſt nur noch von frühern Zeiten,
Wo du ſtolz am Felſenhang
Nieder in's Gewühl der Weiten
Blickteſt, das dich wild umſchlang.

Wo nur Kampf und Todesſchauern,
Grimme Wogen, dich umſchwellt,
Bis an deinen Felſenmauern
Deines Feindes Muth zerſchellt.

Doch die Zeiten ſind entflohen
Und der Friede herrſcht im Land,
Keine wilden Moslims drohen
Künftig dir mit Mord und Brand.

Jene, die auf dich vertrauten
Ruh'n vom Kampf im Grabe aus,
Und die neuen Eigner bauten
In der Fläche sich ihr Haus.

Das Ungarweib.

Ballade.

„Du ſchlankes, du blankes Ogurenweib
Mußt werden mein mit dem ſchönen Leib,
Erſchlug ich den Mann die auf blut'ger Heid,
Im Arm des Bulgaren vergiß'ſt du dein Leid!“

Das Ungarweib, die Wange wie Schnee,
Schreit auf und fliehet, ein flüchtiges Reh,
Allein der Bulgar, der alſo ſprach,
Eilt dröhnenden Schrittes der Flücht'gen nach.

Und hin zu den Sümpfen das Weib entflieht,
Drin will ſie verſinken, von Schmerz durchglüht,
Drin will ſie erſticken ihr Leben warm,
Nicht ſoll ſie umſchlingen des Feindes Arm.

*

So flüchtet voraus sie, ihr Fuß so leicht
Berührt kaum im Fliehen den Moorgrund feucht,
Doch hinter ihr rasselt im Panzer schwer
Voll schnaubenden Grimmes der Krieger her.

Und fort durch die Flächen trägt sie der Fuß,
Schon rauscht es im Schilfe wie Todesgruß,
Schon schwankt's unter'm Tritte, schon zittert der Grund,
Schon wähnt sie verschlungen sich tief im Schlund.

Doch immer noch trägt sie der schwanke Pfad,
Jetzt hat sie dem festerem Land sich genaht,
Nachstrebt der Bulgare tief watend im Rohr,
Da zettert mit einmal ein Schrei an ihr Ohr.

Fest wurzelt die Flücht'ge, rasch blicket sie um,
Der Sumpf und das Rohr nur, sonst nichts ringsum,
Dahin der Verfolger mit Panzer und Helm,
Kein Weib mehr erbangt vor dem argen Schelm.

Wohl sinkt da inmitten dem öden Land
Das Weib auf die Kniee, dort wo sie stand,
Denn jetzt erst erkennt sie und schluchzt gerührt:
Daß huldvoll ein Engel sie hat geführt.

Lieder vom Balaton.

I.

Nachts, am See.

Regst du wieder dich, du wilder
Nachtumhüllter Balaton,
Nun dahin die muntern Bilder
Und verſtummt der frohe Ton.

Wühlſt du in den weißen Locken
Wieder dir, voll inn'rem Grimm,
Schleudernd ſie als Silberflocken
An den Fels mit Ungeſtüm?

Warſt am Tage ſanft und friedlich
Und nun tobſt du, da es Nacht,
Heulſt und brauſeſt unermüdlich
Wie von inn'rem Drang gefacht.

Laß, o See, dein tolles Wüthen,
Laß dein grimmes Toben ſeyn,
Träume du von Uferblüthen,
Wolkenzug und Morgenſchein.

Trägſt du doch im Buſen nimmer
So wie ich, ein heißes Herz,
Wo nach kurzem Tagesſchimmer
Wieder weckt die Nacht den Schmerz.

2.

Schilflied.

Am flachen Seegeſtade,
Vom hohen Schilf umrauſcht,
Geh' ich auf ödem Pfade,
Von keinem Ohr belauſcht.

Verſchwunden meinen Blicken
Iſt Thurm und Binſendach,
Nur ſchlanke Halme nicken
Den flücht'gen Winden nach.

O Schilf mit lindem Flüſtern,
O Schilf in ſtetem Schwung,
Verliehſt wohl manchem düſtern
Gemüth ſchon Sänftigung!

O neig auf ſchwankem Stamme
Dich immer, immer zu,
Und lulle mir als Amme
Nun auch mein Herz in Ruh.

II.

Die ſchöne Schifferin.

Schiffermädchen, ſchönes Kind,
Rühr' das Ruder nicht ſo ſchnelle,
Viel zu haſtig, glaub' es mir,
Bringt an's Ufer uns die Welle.

Wohl umtobt ein wilder Sturm
Unſern Kahn mit Macht und Grauen,
Dennoch kann ich furchtlos dir
In das ſchöne Auge ſchauen.

Biſt du doch ſo reizumſtrahlt,
Selbſt bedeckt mit dieſer Bläſſe,
Daß ich drüber Sturm und See,
Blitz und Donner faſt vergeſſe.

Daß mit Gleichmuth ich es ſchau',
Wie herein die Wogen ſchlagen,
Nur was jetzt mein Herz ſich wünſcht,
Weiß ich wahrlich nicht zu ſagen.

Iſt es beſſer tief im See
Mit dir ruh'n und nie dich meiden,
Oder ſanken dort am Strand
Um für immerdar zu ſcheiden?

4.

Seestück.

Hart am Saum der grauen Wogen
Schifft ein Reiher hin im Flug,
Und ein Fischer und sein Bursche
Rudern dort am Felsenbug.

Wüst umfliegt das Haar des Alten
Stirne, die gefurcht und kraus,
Nach dem Fogas, nach dem Welse,
Werfen sie die Netze aus.

Aber nur die Wogen rauschen,
Und im Winde stöhnt das Rohr,
Keine munt're Fischerweise
Schallt melodisch an mein Ohr.

Denn dem Freudenquell des Liedes
Steht der düst're Ungar fern,
Horcht allein dem stillen Weinen
Der Zigeunergeige gern.

D'rum wohl harren dort die Beiden
Auch ſo ſtumm auf ihren Fang,
Und die thränenfeuchten Lüfte
Streifen mir um Stirn' und Wang.

Schon auch zieh'n ſie ihre reiche
Beute in den Kahn, doch ſieh,
Eng' umgarnt mit ihren Netzen
Hat auch mich Melancholie.

5.

Wellenſtimmen.

Schwarze Nacht umhüllt die Weite, und es ſchlummert Luſt und Weh,
Nur die nächt'gen Geiſter ſingen einſam noch im tiefen See

Unter Schilf und bunten Muſcheln ſitzen im kryſtallnen Reich
Nun die grauſen Waſſerfeien, grünbehaart und marmorbleich.

Und ſie ſingen, wie vor tauſend Jahren ſchon erſcholl ihr Sang,
Und es weht durch's Wogenrauſchen her zu mir wie Harfenklang.

Alles iſt mir nicht verſtändlich, was da ſingt der grauſe Chor,
Wen'ges nur weiß ich zu deuten, das zu mir ſich juſt verlor.

Und ſo hör' ich denn ſie ſingen von der Welten Wunderpracht,
Von dem Ew'gen, der da lächelt nieder in den See zur Nacht;

Von den Zeiten, die da wechſeln, immerdar wie Ebb' und Flut,
Von Geſchlechtern, die da ſchwanden ſpurlos wie des Abends Glut;

Von den Menſchen, wie ſie träumen, Schlöſſer bauen in die Luft,
Hoffen, Wünſchen, Ringen, Streiten, bis ihr Haupt ſich neigt zur Gruft;

Von dem Geiſte, der in ihnen thätig iſt und nimmer ruht,
Und hinan zur Klarheit ſtrebet, fruchtlos wie zum Fels die Flut;

Von dem Herzen, das von ew'ger Sehnſucht Flammen wird durchwühlt,
Und erſt dann den Frieden findet, wenn es nicht mehr pocht und fühlt;

Und um all mein Denken ſchlinget ſich ein mähr-
chenhafter Traum,
Nur der Sang umweht mich leiſe, längſt ent-
ſchwand mir Zeit und Raum.

Und mir iſt, als wär' ich ſelber hingeſchwunden von
dem Rund,
Und von meinem Geiſt und Herzen kläng' ein Lied
aus tiefem Grund.

6.

Abendläuten.

Riefest du auch dießmal wieder
Wach in mir das ſtille Weh',
Du mit deinen frommen Klängen,
Abendglocke, überm See?

Iſt mir doch, als hätt' ich nimmer
Noch gehört ſo ſüßen Schall,
Das ſogar das Herz im Buſen
Zitternd gibt den Wiederhall.

Wohl zu einem fernen Herzen
Drängt mich hin mein ſtilles Weh',
Könnt' ich zieh'n mit deinen Klängen,
Abendglocke, überm See!

Könnt' ich zieh'n zu jenem Herzen,
Das nun auch dieß Weh' berührt,
Und der Schall der Abendglocke
Träumend in die Ferne führt.

Könnt' ich nur ſo lang verweilen
Dort bei ihm mit meinem Weh',
Als dein frommes Läuten ſchallet,
Abendglocke, überm See!

Aber wie des Himmels Roſen
Sich verbleichen mehr und mehr,
Schwinden auch die ſüßen Träume
In ein nebeldüſt'res Meer.

Eins nur bleibt noch wach im Herzen,
Und dieß iſt mein ſtilles Weh,
Wenn auch längſt dein Schall verklungen,
Abendglocke, überm See!

7.

Beim Scheiden.

Finſt're Felſen, rauhe Riffe,
See, ſo ungeſtüm bewegt,
Weiße Segel flücht'ger Schiffe,
Flüſternd Schilf vom Wind geregt,

Wolkenzüge überm Haupte,
Kirchlein mit dem Spiegelbild,
Schwarze Wälder, dichtbelaubte,
Wogenbrandung toll und wild,

Seht, ich ſcheide von euch wieder,
Ohne daß mir's trübt die Luſt,
Denn als Seelen künft'ger Lieder
Trag' ich euch in meiner Bruſt!

Pandur und Räuber.

Ballade.

Im Komitatshaus sitzet der Räuber auf den Tod,
Doch kühn sein Aug' noch blitzet und seine Wang' ist roth,
Und Ungarwein und Braten stellt hin ihm der Pandur,
Wie Herren und Magnaten sie auf der Tafel nur.

„Nun laß dir's wohl behagen, es ist dein letzter Schmaus,
Denn wenn's beginnt zu tagen, du weißt's, dann ist es aus."
„„Wohl weiß ich's,"" spricht der Räuber, „„doch setz' dich her zum Tisch,
Noch leben unsre Leiber und sind gesund und frisch.""

„„Drum laß die Zeit nicht ſchwinden beim Becher mir allein,
Werd' wohl zum Dreibein finden, und ſei's auch voll vom Wein.““
Da leeren ſie die Becher, ſchon iſt es tief zur Nacht,
Als mählig beide Zecher der Schlaf befällt mit Macht.

Jetzt dämmert durch das Dunkel des Morgens gold'ner Schein,
Und Bajonettgefunkel umblitzt den Rabenſtein;
Da nah'n ſie ihn zu holen, zu Ende iſt die Friſt,
Doch längſt ſchon hat empfohlen der Räuber ſich mit Liſt.

Im Walde iſt's ihm lieber als in dem düſtern Haus,
Wohlan ſo bleibt nichts über als raſch zum Wald hinaus;
Zum Walde ohne Weilen, wie rennen ſie mit Haſt,
Damit ſie noch ereilen den flüchtig ſchlauen Gaſt.

Auch der Pandur durchſuchet den Wald nach
seiner Pflicht,
Doch wie er ſpäht und ſuchet, den Flüchtling
trifft er nicht;
Da tönt ein Schrei'n, ein Gellen, mit Einmal
ihm in's Ohr.
Herr, Gott! die Räubgeſellen, ſchon ſpringen ſie
hervor.

Schon faſſen ſie und bringen zum Hauptmann
ihn ſogleich,
Der ſitzt bei Mahl und Singen, als wär' der
Wald ſein Reich;
„Ei ſieh doch, ein Bekannter," ruft der mit
Lachen aus,
„Nicht wahr, ich fand gewandter als du zum
Wald heraus."

„Doch da du mir geſpendet noch kürzlich Speiſ'
und Wein,
Sollſt du, da ſich's gewendet, bei mir zu Gaſte
ſeyn,"
Und hin zum Mahle ſetzen heißt er den bangen
Mann,
Daß er ſich möge letzen, wie früher ſie gethan.

Ha, wie die Becher klingen herum im luſt'gen Kreis,
Wer Singen und wer Klingen wird dem Panduren heiß,
Doch nun das Mahl beſchloſſen, der Räuber ſpricht zum Gaſt:
„Jetzt zieh' zu den Genoſſen, doch braucht es keiner Haſt.“

„Nicht Einer meiner Brüder ſoll hemmen dir den Fuß,
Doch treffen wir uns wieder, ſo gilt es ernſt'ren Gruß.“
Er ſchüttelt ihm die Rechte, nachdem er ſprach dieß Wort,
Und durch das Zweiggeflechte eilt jener haſtig fort.

Zwei Monden ſind vergangen, und ſieh, noch immerdar
Führt keck und ohne Bangen zum Raub er ſeine Schar.
Wohlauf zum neuen Jagen, ihr Dollmanns blau und roth,
Nicht ſoll der Räuber ſagen, er bring' uns Gram und Noth.

Hin eilen die Banduren, als ging's in eine Schlacht,
Wen blanken Armaturen erblinkt des Waldes Nacht;
Sie eilen fort behende, gespornt von Muth und Ottimm,
Fällst du in ihre Hände, dann, Räuber, geht dir's schlimm.

Dahin auf öden Pfaden geht nun der Eine auch,
Den er zum Mahl geladen, und späht durch Busch und Strauch,
Da rauscht's am Felsensteige, was wird er dort gewahr?
Jetzt theilen sich die Zweige, der Räuber ist's fürwahr.

Sie steh'n sich gegenüber nunmehr zum drittenmal,
Hinüber und herüber blitzt grimmen Zornes Strahl.
So stehen sie und lauern, voll Trotz und inn'er Wuth,
Und Jedem sagt's ein Schaudern: Nun gilt es Blut für Blut!

Nun faſſen plötzlich Beide das tödtliche Gewehr,
Und ſei's zu eig'nem Leide, kein Zögern hilft da mehr.
Und Beider Schüſſe knallen — wen traf die Kugel nur?
Der Räuber iſt gefallen und mit ihm der Pandur.

Zigeunerlieder.

1.

Sternlein ſchaut
Auf des Friedhofs nackte Räume,
Sind es Geiſter, ſind es Bäume,
Was dort ſchwankt von Nacht umgraut?

Alles ſtumm,
Hört ihr's unter euren Sohlen
Nicht wie leiſes Athemholen
Von den Schläfern ringsherum?

Seid getroſt,
Sorgt die Blöße nur zu decken,
Todte werden nimmer wecken
Euch vom Schlaf, doch Sturm und Froſt.

Legt das Haupt
Sanft nur auf den moosgen Hügel,
Träuft doch von des Nachtwinds Flügel
Ruhe, die der Tag uns raubt.

Schlaft nur ein,
Vor den Todten zaget nimmer,
Denn, was Leben hat, ist schlimmer,
Und der Mensch nur haßt allein.

2.

Es feget die Heide der heulende Wind,
Verſchwunden die Sterne, die ſchimmernden, ſind,
Ein Feuer nur glimmt in der Öde allein,
Dort ſitzen wir einſam auf moos'gem Geſtein.

Wir bieten dem Sturme die kräftige Bruſt!
Nicht kann uns verſcheuchen ſein Toſen die Luſt,
Wir kauern und ſitzen, und ſtrecken uns lang,
Beim Klange der Zither, beim frohen Geſang.

Wir ziehen und wandern landaus und landein,
Die Erde zum Lager, das Kiſſen ein Stein,
Als Leiter die Sterne, den Himmel zum Schutz,
Zur Kurzweil die Zither, und Fäuſte zum Trutz.

Wir mögen nicht fröhnen und buhlen um Geld,
Nie ruhende Wand'rer durchzieh'n wir die Welt,
In Wüſten nur weilend, den Menſchen vorbei,
Wir ziehen und wandern, und fühlen uns frei.

8.

Schlaf wohl nun, Kamerad, ſchlaf wohl im fremden Land,
Wir ſcharren hier dich ein, gleich wo du ſtarbſt im Sand;
Nun zieh'n wir wieder fort, wohin weiß das Geſchick,
Und laſſen einſam dich in deinem Grab zurück.

Kein Hügel zeigt den Ort hier auf der öden Heid',
Wo deine Reſte ruh'n nun aus nach langem Leid,
Und achtlos drüber hin, juſt weil er eben muß,
Der Wandrer geht und tritt dein Grab mit ſeinem Fuß.

Kein feuchtes Antlitz neigt ſich mehr zu dieſem Raum,
Blickt nicht der Mond herab aus naſſer Wolken Saum,
Kein Klagelaut entſtrömt hier je mehr einem Mund,
Wühlt nicht ein nächt'ger Wolf aus Hunger dieſen Grund.

4.

An einen alten Zigeuner.

Nimm den Bogen, der mit ſchwarzen
Pferdehaaren neu beſpannt,
Nimm die Geige, nimm und ſpiele
Alter, brauner Muſikant.

Träum' bei deinen düſtern Klängen
Dir zurück die ſchön're Zeit,
Wo du noch die Welt durchwandert,
Arm wie jetzt, doch ohne Leid.

Träum' dich in die nächt'gen Wälder
Zur erſtorbnen Lagerglut,
Wo bei deinem braunen Liebchen
Froh und harmlos du geruht.

Träum' dich in die finſtre Schenke
Zu den Räubern rauh und wild,
Wo das Cymbal ſie geſchlagen,
Während du den Baß geſpielt.

Träum' dich zu der fernen Wüſte,
Wo du weinend ſie verſcharrt,
Weil ſie hilflos dort geendet,
Recht nach der Zigeuner Art.

Auf dem flücht'gen Flügelroſſe,
Das man den Gedanken nennt,
Will ich zieh'n indeß nach andern
Räumen, die mein Inn'res kennt:

Fern im Thale, wo ein Häuschen
Reich der Rebe Laub umzieht,
Will ich weilen, weil ein Theures
Mir an jener Stelle ſchied.

Unterm Baume, nächſt dem Häuschen,
Wo ich einſt ſo ſelig war,
Will ich ruh'n, daß ſeine gelben
Blätter er mir ſtreu' in's Haar.

Doch wenn unſer Traum verflogen
Und dahin, was wir geſchaut,
Ach, dann ſchließ' die trüben Weiſen
Mir noch trübrem Klagelaut.

Denn mit ſtumm beredter Sprache
Sagt's das Naß in unſrem Blick,
Daß umſonſt geſucht auf Erden
Ich und du ein harmlos Glück.

Das gefangene Zigeunerweib.

Ballade.

Vor dem Thurm im nächt'gen Dunkel
Sitzt der lange Stadthuſar,
Blickend in das Sterngefunkel,
Stramm die Glieder, grau das Haar.

Horch, da klagt in trüben Weiſen
Drinnen das Zigeunerweib,
Klirrend mit den ſchweren Eiſen,
Drein gelegt ſie ihren Leib.

„Fern im Hüttchen auf der Heide
Schläft mein Kind, vom Sturm gewiegt
Während hier in Harm und Leide
Ringend ſeine Mutter liegt.“

„Züchtiget morgen mich mit Schlägen.
Vor dem Thurm der Stadthusar,
Lächelt's eben erst entgegen
Froh und frisch, dem vierten Jahr.“

„Wollte ihm ein Spielzeug bringen,
Weil's im Hüttchen so allein,
Ach da lärmten sie und fingen
Mich, mit sammt dem Kaufe ein.“

„Freilich hatt' ich ganz vergessen,
Daß die Puppe nicht bezahlt,
Aber war das Ding inkessen
Doch auch gar zu schlecht bemalt.“

„Und wer weiß es, was ich leide
Hier im finstern Kerkerhaus,
Nun ich statt erhoffter Freude
Nichts als Striemen bring' nach Haus.“ —

Lange horcht dem Lied voll Klagen
Der Husar, umhüllt von Nacht,
„Ach, so hat in frühern Tagen
Mütterchen auch mein gedacht.“

Und mit tröſtendem Erbarmen
Tritt er bald zum Weibe hin,
Reicht ein Spielzeug dar der Armen
Sprechend, mit bewegtem Sinn:

„Muß ich morgen gleich vor'm Thurme
An dir üben meine Pflicht,
Soll's darum dem armen Wurme
Fehlen doch am Spielzeug nicht.“

Im Thale.

Sey willkommen aus der tiefsten
Seele mir, du schönes Thal,
Das der Sonnengott, der heit're,
Grüßt mit seinem hellsten Strahl.

Wie so lieblich hebt zur Rechten
Sich das Weingebirg empor,
Während links in bunten Farben
Prangt der Mohn im vollsten Flor.

Nebenhin, mit dichten Kolben,
Sieh von Kukuruz *) ein Feld,
Pflaumenbäume dort, an denen
Kaum die Last der Früchte hält.

---

*) Kukoricza, Mais.

Weizengold und Schmelz der Wieſen
Trifft vor mir der trunkne Blick,
Und den Bergwald ſeh ich dampfen,
Wende ich das Aug' zurück.

Und um alles dieſes ſchlinget
Sich des Stromes Silberband,
Wie die Stola eines Prieſters,
Die da bindet Hand mit Hand.

Ach, für immer niederlegen
Möcht' ich hier den Wanderſtab,
Wär's ja doch die beſte Stelle
Für ein Hüttchen — für ein Grab.

Schenkenbild.

In der Stube karg beleuchtet, welch' ein seltsam Thu'n und Walten,
Breite Hüte, struppige Bärte, räthselhafte Nachtgestalten,
Riesige Pelze, reich verzieret rings mit bunten dichtverschung'nen
Nähereien, hüllen ihre Gliederformen, die gedrung'nen.

Weite Gatjen kleiden Jene, Zischmen mit gewaltgen Eisen,
Kurze Hemden, blaue Hosen, Ebenmaß und Fülle weisen,
Viele sitzen bei den Krügen, wild geröthet Wang und Stirnen,
Andre, ihre Pfeifen schmauchend, schäckern mit den jungen Dirnen.

Finſtere Zigeuner ſpielen auf dem Hackbret, auf der Geige,
Hinter einem Tiſche lauernd, wo der Wein ſchon ging zur Neige,
Braune räuberhafte Larven, dichtverhängt von zott'gen Haaren,
Theilnahmelos die alten Weiſen wiederholend ſchon ſeit Jahren.

Wie durch's Waldgeklüft ſich ſchlängelnd ein verlornes Bächlein weinet,
Klagen jetzt die Geigentöne mit des Hackbrets Klang vereinet,
Und der Gäſte Augen leuchten, und die mächt'gen Sporen klirren,
Nach dem Bogenſtrich der Braunen, bis die Töne wilder ſchwirren.

Hei, jetzt brauſen durch einander dieſe, wie mit Donnerſchallen
Von dem ſchroffen Felsgezacke Waſſerſtürze niederprallen,
Und es toſ't und lärmt und tobet fort in regelloſen Maſſen,
Gleich als wär' die Jagd, die wilde, in der Schenke losgelaſſen.

Und da geht es an ein Klatschen, an ein Pochen, Lärmen, Schreien,
Geiget! Geiget! Schallt es donnernd, bis die Weisen sich erneuen;
Seht, ein kräft'ger Ungarbursche schwingt jetzt in der Gäste Mitte
Seine Dirne, mit den Sporen klirrend, nach des Ungarn Sitte.

Eine Gatje, durch den Riemen festgeschnallt bloß an den Hüften,
Und ein Hemd ist seine Kleidung, und sein Haar wallt in den Lüften,
Doch ein kurzer Pelz umflieget seiner Dirne Leib, den schlanken,
Und die leichten tanzesmuth'gen Füße zieren die Opanken.

Ihre Hände in die Seiten festgestemmt, beginnen Beide
Nun den Tanz, und aller Blicke funkeln da beseelt von Freude,
Und sie drehen sich und wenden kunstgewandt die regen Glieder
Kauernd jetzt, beinah am Boden, schwebend jetzt in Lüften wieder.

Und des Burſchen und der Dirne Sporen geben helle Klänge,
Bloß nur Auge ſteht geſchaaret um das Paar die finſtre Menge,
Schaut, auf ſeinen eignen Ferſen ſcheint der Tänzer jetzt zu ſitzen,
Stolz im Antlitz, und die Augen wild als wie in Kampfluſt blitzen.

Seht da ſchleudert ſeine Beine plötzlich vorwärts der Geſelle,
Bald das rechte, bald das linke, mit bewund'rungswürd'ger Schnelle,
Plötzlich aber hält er inne und erfaßt mit beiden Händen,
Während er die Zähne weiſet, ſeinen Schnurbart an den Enden.

Schwingt ſodann mit keckem Sprunge, immer noch den Schnurbart haltend,
Hoch ſich auf, die ſchönſten Formen gleich darauf im Tanz entfaltend,
Und die Hände in den Hüften, regen Burſch und Dirne wieder
Wunderbar behend' zum Tacte, ſo wie früher, ihre Glieder.

Und von wüthendem Getümmel, von Gejubel und Geschwirre,
Füllet sich die düst're Stube, Krüge trümmern und Geschirre,
Doch die nächtigen Zigeuner, dichtumhängt von schwarzen Haaren,
Spielen theilnahmslos die Weisen des Bihari wie vor Jahren.

Die Flüchtende *).

Ballade.

In dem nächtig ſtillen Hauſe
Sitzt die Mutter gramerfüllt,
Hört nicht auf das Sturmgebrauſe,
Auf die Fluth, die donnernd ſchwillt.

Denn ihr Kindlein iſt geſchieden,
Liegt vor ihr ſo bleich und kalt,
Ach, welch ſüßer heil'ger Frieden
Sich auf ſeinem Antlitz malt.

Anders iſt's im Mutterherzen,
Ach, da iſt der Friede fern,
Und die heftigſten der Schmerzen
Wühlen an des Lebens Kern.

*) Ein Nachtſtück aus der Überſchwemmung von Peſth im Jahre 1838.

Nicht vernimmt ſie, daß mit Brauſen
Aus den Ufern trat der Fluß,
Und um's Haus mit Todesgrauſen
Heulet den Vernichtungsgruß:

So in ſtiller Kammer droben
Sitzt ſie mit gebrochnem Muth,
Und in ihrer Bruſt das Toben
Übertäubt den Schall der Fluth.

Schaut, wie flücht'ge Nachtgeſpenſter
Kommt's daher, vom Sturm gejagt,
Schäumt und toſet, bis zum Fenſter
Hoch hinan die Brandung ragt.

Doch da nah'n, mit kühnem Herzen,
Sich zwei Schiffer, um vereint
Sie zu retten, die in Schmerzen
Dort ihr todtes Kind beweint.

Und das Fenſter geht in Scherben,
„Schnell in unſren Kahn herab,
Willſt du um ein Kind nicht ſterben,
Das verfallen ſchon dem Grab!"

„Nimm das Beſte was dein eigen,
Nimm was dir am meiſten werth,
Aber eile, denn es ſteigen
Schon die Wellen wuthempört.“

Da empor aus ihren Träumen
Fährt das Weib in bleicher Haſt,
Doch ſie ſieht, es gilt kein Säumen,
Wenn vor'm Hauſe ſolcher Gaſt.

Und ſie ſucht in allen Schränken,
Sucht und ſucht, und findet nicht,
Denn verwirrt iſt all ihr Denken,
Blind vor Weinen ihr Geſicht.

Und mit immer gröſs'rem Bangen
Späht ſie nach Geſchmeid und Geld,
Während von den blaſſen Wangen
Thrän' um Thrän' auf Beides rollt.

Horch, da ruft's: „Es drängt die Stunde,
Eile, denn die Zeit iſt um!“
Und noch einmal in die Runde
Schickt ſie raſch den Blick herum.

Da erſchaut im tiefſten Harme
Sie das Kindlein ſtumm und fahl,
Und ſie frägt: Wie konnt' ich Arme
Doch nur zögern in der Wahl!

Und die Leiche faßt ſie ſchnelle,
Schwingt mit ihr ſich in den Kahn,
Und durch Sturm und Eis und Welle
Brechen ſich die Schiffer Bahn.

So, im Arm ihr Kind gebettet,
Schifft die Mutter durch die Fluth,
Schmerzlich lächelnd, denn gerettet
Hat ſie ja ihr liebſtes Gut.

Morgenträume.

Segensſchwere Weizenfelder
Sich vor meinen Blicken breiten,
Wo auch hin das Aug', das frohe,
Mag in flücht'ger Eile gleiten.

Einſam ob den ſchwanken Ähren
Ragt nur eines Thurmes Spitze,
Die gleich einer fernen Sonne
Weithin ſendet ihre Blitze.

Und in märchenhafte Räume
Wähnt ſich da mein Geiſt verſetzet,
Wo ihm niegeſeh'ne Schöne,
Niegeahnte Luſt ergötzet.

Denn von einem goldnen Meere,
Dünkt es mich, ſei ich umfloſſen,
Deſſen mächt'ge Wellen rauſchend,
Spielend ſich um mich ergoſſen.

In den Wolken, die da fliegen,
Wo ſich Feld und Himmel gränzen,
Seh' ich flücht'ge Schiffe, deren
Segel weiß wie Silber glänzen.

Und der Kirchthurm, der zur Ferne
Weithin blitzt in Morgenhelle,
Dünkt ein Pharus mir, die Pfade
Weiſend durch des Meeres Welle.

Und in träumeriſchen Wonnen
Zieh ich hin mit jenen ſchnellen
Ruheloſen Silberſchiffen
Auf den goldnen Meereswellen.

Segle fort und immer weiter,
Meine Bruſt voll heißer Triebe,
Bis das Land erreicht, in welchem
Mir auch ſchlägt ein Herz voll Liebe.

Der Ritt des Wallachen.

Ballade.

Der Winterſturm über die Heide fährt,
Da flieget, da brauſet heran ein Pferd.

Drauf ſitzt der Wallache, ſo braun und wild,
In den zottichten Pelz den Leib gehüllt.

Im Auge erglüht ihm ein wilder Brand,
Einen Knüttel ſchwinget die nervigte Hand.

So fliegt er dahin durch Wald und Kluft,
Ein nächtiger Schatten, ein Bild der Luft.

Da kommt ihm entgegen auf ſeiner Bahn,
Im glänzenden Dollmann, ein Reitersmann.

Der ſieht den Wallachen und greift zum Schwert,
Er weiß was der wilde Reiter begehrt.

Doch der wirft ſich ihm in den Weg mit Haſt,
Den Knüttel zum wüthigen Streich gefaßt.

„Und gebt mir den Dollmann ſo blank und fein,
Dann möget Ihr ziehen durch Wald Hain.“

Der Reiter zur Antwort führt einen Hieb,
„„Den Dollmann, den geb' ich dir nicht, du Dieb!““

Da ſchwingt der Wallache mit rieſiger Fauſt
Den Knüttel, ha wie er die Luft durchſauſt.

Hinſtürzet der Reiter, befleckt mit Blut,
Der Knüttel, der traf ihn nur allzugut.

D'rauf ſpringt der Wallache vom Roß herab,
„So hat dich der Dollmann gebracht in's Grab!“

Dann zieht er dem Reiter mit raſcher Hand
Vom Leibe herab das ſchmucke Gewand.

Wirft wieder auf's Pferd ſich und ſprenget fort,
Die Flocken verhüllen den Reiter dort. —

Wie dehnt ſich die Heide, ſo weiß, ſo weit,
Ein finſterer Tannenwald rauſcht zur Seit',

Horch auf, was stöhnt wie im tiefsten Weh',
Inmitten der Öde umhüllt von Schnee.

Ein Kind ist's, das dort der Wallach' gewahrt,
Gehüllet in Lappen, gar bleich und zart.

Das krümmt sich zusammen und zittert sehr,
Ein Ränzel zur Seite, und das ist leer.

„Du Knäblein, was machst du hier auf der Heid?"
„„Ich komme gewandert daher gar weit.""

„„Nun bin ich ermattet zum Tode schier,
Und muß auf der Heide jetzt sterben hier.""

„Wie? — Sterben?" — Verwundert der Wilde spricht,
„Ja hätt' der Wallach' dich gefunden nicht!"

D'rauf springt er herab, und fasset das Kind,
Und hüllet es dann in den Dollmann geschwind.

Und wickelt's noch ein in den Schafpelz gut,
„Das wird dich erwärmen, du junges Blut!"

D'rauf schwingt er sich wieder hinauf auf's Roß,
Und flieget dahin, das Kind im Schooß.

Er flieget dahin, in den Lüften das Haar,
Im flatternden Hemde der Kleidung bar.

Es flockt ihm der Schnee um die braune Bruſt,
Es peitſchet der Sturm ihn mit grimmer Luſt.

Doch kümmert ſich wenig der Wilde d'rum,
Sein Auge nur ſpäht im Kreiſe herum.

Es ſpähet ſein Auge, es ſuchet ein Haus,
Das Knäblein zu bergen vor'm Sturmgebraus.

Da winkt eine Schenke, hinfliegt er geſchwind:
„Da nehmet und pfleget das arme Kind.“

„Verirrt hat ſich's draußen auf öder Heid,
Faſt wär' es verkümmert im harten Leid.“

D'rauf gibt er's dem Schenken in ſeinen Arm,
Und wirft um die Schultern den Schafpelz warm.

Lacht nochmals vom Roſſe herab auf's Kind,
Und brauſet dahin, wie der flücht'ge Wind.

Der Ctikos.

(In fünf Liedern.)

I.

Ohne Sattel, ohne Bügel,
Ha, wie fort der Ctikos brauſ't,
Rößlein, Rößlein, haſt du Flügel,
Daß du ſo von hinnen ſauſ't?

Peitſchenknall durchgellt die Weite,
Schaut, der Wolf entflieht mit Haſt,
Läßt in Frieden ſeine Beute,
Denn er wittert ſchlimmern Gaſt.

Wolken hoch am Himmel jagen,
Schnell wie ſie mein Rößlein fliegt;
Doch wer iſt ſo kühn zu ſagen
Welches da von beiden ſiegt?

Und ſo geht's dem Wind zur Wette,
Haar und Hemd im Fluge weht,
Und das Rößlein weiß die Stätte,
Wo es ſchnaubend ſtille ſteht.

Tief im Wald iſt eine Schenke,
Rauch und Zitherſpiel darin,
Und an die mit Luſt ich denke,
Schaffet dort als Kellnerin.

Springt hinauf und ſpringt hinunter
Mit den Krügen in der Hand,
Und wie ſie iſt keine munter
In dem ganzen Ungarland.

Dréſi, Dréſi, munt're Dirne,
Hörſt du nicht den Peitſchenknall?
Streif das Haar dir von der Stirne,
Laß die durſtgen Gäſte all'!

Denn dein János kommt geflogen,
Horch, ſchon brauſt's zum Wald herein,
Auf, Zigeuner, rührt den Bogen,
Heiſſa, Tanz und Ungarwein!

II.

Abend ſinket auf die Heide,
Lautlos iſt der weite Raum,
Rößlein nur und ich, wir Beide,
Jagten fort und merkten's kaum.

Leiſe flüſtert's jetzt im Rohre
Wie ein heimlich Liebesflehn,
Rößlein mit geſpanntem Ohre
Horcht und will nicht weiter gehn.

Horch, das iſt kein Rohrgeflüſter
Und auch nicht des Windes Spiel,
Durch die Heide öd' und düſter
Sucht ein froher Klang ſein Ziel.

In der Schenke ſpielen drüben
Meinen Lieblingstanz ſie auf,
Daß er mit dem Klang, dem lieben,
Noch erreich' des Rößleins Lauf.

Dróſi mocht' es wohl verlangen,
Und ſie folgten gern dem Wort,
Und nun lehnt mit heißen Wangen
Träumend ſie am Fenſter dort.

Blickt hinaus nach fernen Wegen,
Die ihr theurer János zieht,
Denn der Sehnſucht Schmerzen regen
Leiſe ihr ſich im Gemüth.

Kind, das ſo zur Ferne blicket,
Gleich als wär's ein ſtrenges Muß,
Auch dein treuer János ſchicket
Dir zurück noch ſeinen Gruß.

Horch! er läßt die Peitſche knallen,
Schwingend ſie mit kräft'ger Hand,
So allein nur kann erſchallen
Liebesgruß im Ungarland!

III.

Auf der nächtig öden Heide
Lieg' ich armer Csikos hier,
Und die Rößlein, meine Freude,
Liegen nicht zu fern von mir.

Murrend rauſcht, von Nacht umhüllet,
Nur der See noch an mein Ohr,
Und allein von Luſt erfüllet
Schreit der Moosbühl *) dort im Rohr.

Doch wie ſonſt mein Roß, das blanke,
Hin mich trägt in Lüften ſchier,
Juſt ſo trägt mich der Gedanke
Muntre Dróſi jetzt zu dir.

Und ſchon bin ich in der Schenke,
Ha, da iſt's jetzt leer und ſtumm,
Schwarze Wände, rohe Bänke,
Nacht und Schweigen rings herum.

*) Rohrdommel.

Jetzt erhebt noch sein Gebelle
Hussar, der das Haus durchirrt,
Und ein Fenster ist noch helle,
Das, umbraust von Nachtwind, klirrt.

Fensterchen, du bist zertrümmert,
Und verklebt zwar mit Papier,
Doch des Grundherrn Fenster schimmert
Nicht wie du so lieblich mir.

Hinter dir, im engen Raume,
Wohnt ja, die mein Herz erkohr,
D'rum wohl schwebt auch selbst im Traume
Mir so oft dieß Fenster vor.

IV.

Alſo war nur Scherz dein Lieben?
Alſo war nur Trug dein Wort?
Dróſi, und du konnteſt ziehen
Lieblos aus der Heimath fort?

Konnteſt deinen János laſſen
Einſam und allein zurück?
Und du nahmſt doch in die Ferne
Mit dir fort ſein ganzes Glück.

Ach, was ſcheint mir doch die Schenke
Jetzt nur für ein ſchlechtes Haus,
Seit dein liebes Antlitz nimmer
Lächelt dort zu mir heraus!

Doch erblickt mein Roß von ferne
Nur ihr Dach, will's nicht vorbei,
Wiehert freudig, denn es denket,
Daß es noch wie früher ſei.

Aber, ach, es lohnt dein Koſen
Nimmer ihm den raſchen Gang,
Und dein János fliegt vorüber
Eine Thrän' auf brauner Wang'.

Denn du wohnſt nun fern der Schenke
Denkeſt nicht in Luſt und Scherz,
Daß mein Rößlein nach dir wiehert,
Und nach dir ſich ſehnt mein Herz.

V.

Rößlein, Rößlein, laß dein Sträuben,
Fliege über Moor und Heid,
Nur dein Fliegen kann betäuben
Einzig noch des Csikos Leid.

Fliege hin, wie Windesſauſen
Schnaubend über'm Händſag *) fährt,
Daß das Sauſen und das Brauſen
Jedes Denken mir verwehrt.

Fort nur fort, und ohne Halten,
Wie ein Pfeil die Lüfte theilt,
Mag zur Kluft der Pfad ſich ſpalten,
Daß uns nicht der Gram ereilt.

Mag die trägen Hirten ſchrecken
Unſer Flug, aus ihrer Ruh',
Laß' ſie bang' die Hälſe ſtrecken,
Flieg', o flieg' nur immer zu.

*) Schwimmender Waſen.

Doch erblickſt du eine Schenke,
Drinn der Frohſinn lärmt als Gaſt,
Dann, mein flinkes Rößlein lenke
Wieder um, in ſchnellſter Haſt.

Flieh' als folgte deinen Hufen
Wüthend nach der wilde See,
Laß' die Zecher ſchrei'n und rufen,
Fort, nur fort mit meinem Weh'!

Reiß mit dir den Cailos, deſſen
Herz nicht blieb von Qual verſchont,
Ach, er kann's ja nicht vergeſſen
Daß ſein Liebſtes dort gewohnt!

Der Cordoniſt.

Ballade.

Das iſt der arme Cordoniſt,
Der niemals lacht noch weint,
Es ſcheint ſein Herz von Eiſen faſt,
Sein Antlitz wie verſteint.

Sein Säbel, ſeine Flinte iſt
Tagtäglich ſpiegelrein,
Das ſchwarze Riemzeug ſtets ſo blank,
Es könnt' nicht blanker ſeyn.

Auch iſt ſein Schnurbart ſteif gewichſt,
Kein zweiter iſt ihm gleich,
Sein Aug' allein iſt ſtier und todt,
Und ſeine Wang' iſt bleich.

Zehn Jahre ſind nicht ganz vorbei,
Da ward die Wang' noch roth,
Da war ſein Aug' noch friſch und klar,
Das jetzt ſo ſtier und todt.

Als Wache auf dem Poſten ſtand
Er einſt nach ſeiner Pflicht,
Und ſah mit Schmerz hinab ins Thal,
Wo er erblickt das Licht.

Denn drunten würgte grimm die Peſt,
Die Alt und Jung nicht ſchont,
Im Thale, wo die Mutter ihm,
Die greiſe Mutter, wohnt.

Nicht wußte er, ob lebend ſie,
Ob ſie bereits im Grab,
Denn Niemand durfte ja herauf
Und Niemand durft' hinab.

So ſtand er dort in finſt'rer Nacht,
Allein, auf felſ'ger Höh',
Und blickte nieder in das Thal
Voll tiefem Sehnſuchtsweh'.

Doch gröſs're Sehnſucht noch ergriff
Sein altes Mütterlein,
Sie konnte nimmer einſam mehr
In ihrem Hüttchen ſeyn.

Die dachte nur an ihren Sohn
Und raffte ſchnell ſich auf,
Sie mußte wiſſen, wie's ihm ging,
Sie muſt' zu ihm hinauf.

Und durch die finſt're ſtürm'ſche Nacht
Zog ſie dahin zur Stund',
Laſs hören mich zwei Worte nur,
O Herr, aus ſeinem Mund!

So klomm ſie wohl den Berg hinan,
Umtobt vom Windsgebraus,
Es troff der Schweiß ihr von der Stirn',
Der Athem ging ihr aus.

Jetzt hatte ſie erreicht die Höh',
Da rief es barſch: „Wer da?"
Da brach ihr Knie, da wuſte ſie
Nicht gleich, wie ihr geſchah.

Und nochmals rief's: „Wer da?“ — doch ach,
Ihr fehlte Stimm' und Wort,
Hat ſie erkannt auch gleich den Sohn
Im Cordoniſten dort.

Und wieder donnert's an ihr Ohr:
„Wer da?“ zum drittenmal,
Da wollte rufen ſie — doch ſchon
Verſchlang den Ruf — ein Knall. —

„Dich hab' ich!“ brummt der Cordoniſt,
Und läd't ſein Rohr auf's Neu',
Doch war um's Herz mit einmal ihm
Gar ſonderbar dabei.

Ihm war, als wär' der Schuß ihm ſelbſt
Gefahren durch die Bruſt,
Und war er ſich doch weiter nichts
Als ſeiner Pflicht bewußt.

Da trat aus dichter Wolkennacht
Der bleiche Mond hervor,
„Wer war's doch, der's ſo kühn gewagt
Zu klimmen hier empor?“

Und wie er hin zur Leiche trat,
Da ſtand er ſtarr wie Stein,
Denn vor ihm lag, durchbohrt die Bruſt,
Sein eig'nes Mütterlein.

Seitdem hat nie der Cordoniſt
Gelacht mehr und geweint',
Seitdem ſcheint Eiſen faſt ſein Herz,
Und ſein Geſicht verſteint.

Seitdem iſt ſeine Wange bleich,
Sein Aug' ſo ſtier und wild,
Denn immer ſchwebt vor ſeinem Blick
Das nächtig blut'ge Bild.

Auf einem ungariſchen Friedhof.

1.

Offen liegt der Ort der Trauer,
Grün, als wie der Nachbarhain,
Keine düſtre Friedhofsmauer
Schließt die heit're Stätte ein.

Keine Monumente prangen,
Die an Wort und Lüge reich,
Alle die hier eingegangen,
Sind ſich nun für immer gleich.

Stangen nur mit ſchwarzen Flaggen *)
Zeigen, wo die Schläfer ruh'n,
Und ihr Rauſchen ſcheint zu ſagen:
Glücklich, glücklich ſind ſie nun!

*) In mehren Comitaten Ungarns pflegt man ſtatt der Kreuze hohe Stangen mit ſchwarzen Fahnen auf die Gräber zu pflanzen.

Ach, wie friedlich muß ſich's ſchlafen
Hier, ſo friſch und grün umlaubt,
Wohl auch wünſcht' ich ſolchen Hafen,
Hinzulegen einſt mein Haupt.

2.

Wo dieſe Wimpel wehen,
Verſtummet der Orcan,
Da ruht nach manchen Stürmen
Der müde Schiffersmann.

Wo dieſe Wimpel wehen,
Droht Wirbel nicht und Riff,
Vor Anker liegt, geſichert,
Wie nirgend dort das Schiff.

Wo dieſe Wimpel wehen,
Bleibt ferne der Corſar,
Da iſt zum Mährchen worden
Das Leid und die Gefahr.

Wo dieſe Wimpel wehen,
Geht's fernem Ziele zu,
Der Wimpel Farbe kündet's,
Das Schiff heißt: Grabesruh'.

Eine Csikossage.

Istvan, Miska und der alte
Miklos lagen unter'm Schatten
Grüner Eichen hingestrecket,
In dem Abendduft der Matten.

Sinnend starrte hin der Miklos
Nach den Bergen, nach den Heiden,
Während blaue Tabakwolken
Dampften in die Luft die Beiden.

Nicht zu fern doch von den Dreien
Weideten die schlanken Pferde,
Flink wie Hirsche, stolz und muthig,
Eine luftig freie Herde.

Sprach der Miska da, die Pfeife
Sich aus seinem Kostöck füllend:
„Sag, was sitzest du so schweigend
In den Köperneck dich hüllend?

„Miklos, weißt, wie deine Mährchen,
Deine Schwänke uns behagen,
Ei, erzähle uns doch wieder,
Laß dich nicht mit Bitten plagen.“

„Sieh, wo drüben die Karpathen
In die Wolken sich erheben,
Bieten jenes Schlosses Trümmer
Einen guten Stoff dir eben.“

Spricht der Miklos: „Wohl, [redacted]et
Zünden mir vorerst die Pfeife,
Unter blauen Tabakwolken
Kommt es besser dann zur Reife.“ —

„In dem Schlosse, dessen Trümmer
Ihr am Hügel dort erblicket,
Szomolan mit Namen, hauste
Einer, der das Volk gedrücket.“

„Zwar ein Vogt nur, den Erdödi
Hingesetzt, sein Gut zu hüthen,
Aber wie der Satan selber
Herrschte Zongor dort mit Wüthen.“

„Einſtens ſieht von ſeinem Fenſter
Er vorbei ein Mägdlein gehen,
Jung und lieblich, ſchlank und blühend,
Wie ſein Aug' noch kein's geſehen."

„Und von Glut durchlodert fühlt er
Seine Bruſt und von Verlangen,
Ha, da ſieht er einen Fröhner
Liebevoll die Magd umfangen."

„[redacted] wie ganz nur Glück und Liebe
[redacted] einander koſen,
Und die Wuth im ſchwarzen Herzen
Wacht ihm auf wie Sturmestoſen."

„Und den Knecht läßt er berufen
Noch zu ſich in ſelber Stunde,
Und befiehlt, von Haß durchlodert,
Ihm ſodann mit herr'ſchem Munde:"

„Nach Preßburg mit dieſem Schreiben
Haſt du alſogleich zu eilen,
Mir die Antwort drauf zu bringen,
Die der Herr dir wird ertheilen."

„Aber merk dir's, in drei Stunden
Muß das Schreiben seyn zur Stelle;
Vier darauf erwart' ich wieder
Dich an dieses Schlosses Schwelle."

„Säumst du länger're Frist, so laß ich
Peitschen dich von den Haiduken,
Bis die also trägen Glieder
Dir im Todeskampfe zucken."

„Herr, wie soll ich dieß verri[illegible]
Lallt der Knecht mit bleiche[illegible]
„Kaum vermag in einem Tage
An den Ort ich zu gelangen."

„Darum magst du selbst dich kümmern,"
Lacht der Vogt, mit argem Hohne,
Will indessen dir bereiten
Alles zum verdienten Lohne."

„Und verzweiflungsvoll enteilet
Mit dem Brief darauf der Bothe,
Der da sieht, daß er verfallen
Ohne Rettung sei dem Tode."

BIBL. UNIVERS. LIPS.

„Faſt beſinnungslos durchfliegt
Er die Fluren und die Flächen,
Bis erſchöpft im Waldesdunkel
Ihm die matten Knies brechen.“

„Sieh' da kommt ein Wagen plötzlich
Hergebrauſt in tollem Jagen,
D'ran geſpannt drei ſchwarze Rappen,
Die voll Wuth die Zäume nagen.“

„Auf dem Wagen aber ſitzet
Einer, der die Geißel führet,
Und mit wilden grimmen Schlägen
Die unbänd'gen Thiere kirret.“

„Nur ein ſchwarzer Kittel flattert
Um des Fuhrmanns nerv'ge Glieder,
Und ſein Haar, von gleicher Farbe,
Hängt um Bruſt und Schulter nieder.“

„Friſch herauf, da gilt kein Säumen,“
Herrſchet dieſer zu dem Armen,
Und ſchon ſitzet der im Wagen,
Gott, du magſt dich mein erbarmen.“

„Horch, ſchon gellt der Knall der Geißel
Ihm betäubend um die Ohren,
Und der Knecht in Todesbangen
Wähnet Leib und Seel' verloren.“

„Denn an ihm vorüber fliegen
Blitzesſchnelle Feld und Hügel,
Bäume, Kirchen, Wälder, Wieſen,
Thurm und Berge haben Flügel.“

„Und ſo flieget alles, flüchtet,
Wie zur Wette mit den Winden,
Bis zuletzt vom ſtürm'ſchen Fluge
Ihm beinah die Sinne ſchwinden.“

„Doch da hält vor einem Thore
Plötzlich ſtill mit ihm der Wagen,
Und der Knecht erblickt die Thürme
Von Preßburg vor ſich mit Zagen.“

„Da gebietet ihm der Fuhrmann:
„Nun vollziehe deine Sendung,
Ich will hier am Thore harren
Bis nach deiner Pflicht Vollendung.“

„Und gleich einem Trunk'nen taumelt
Hin der Knecht durch Markt und Gaſſen,
Und wie er hiehergekommen,
Immer kann er's noch nicht faſſen."

„Hoch am Himmel ſteht die Sonne,
Dennoch iſt's kein bloßes Träumen,
Nein, er ſieht ſich wahr und wirklich
In den fernen, fremden Räumen."

„Und zum Schloß des Grundherrn eilet
D'rauf der Knecht mit ſeinem Schreiben,
Wo man, bis die Antwort fertig,
Heißt den müden Bothen bleiben."

„Doch nur kurze Friſt, ſo iſt auch
Dieſe ſchon in ſeinen Händen,
Und er fliegt zum Thore wieder,
Und er denkt, wie wird das enden."

„Freundlich aber grüßt der Schwarze,
Schwingt ſich raſch auf ſeinen Wagen:
Nun herauf Geſelle, nimmer
Haſt du ob der Fahrt zu zagen."

„Weiß die Roſſe wohl zu bänd'gen,
Daß ſie thun nach meinem Willen,
Mögen ſie voll Grimm und Schmerzen
Auch am Zügel kau'n im Stillen."

„Heute aber kommt der Vierte
Zum Geſpann, das hier zu ſehen,
Hei, dann ſoll's erſt ſchnell und luſtig
Durch die Welt im Fluge gehen."

„Und es knallt die Peitſche wieder,
Daß die Berge faſt erzittern,
Raſſelnd brauſt dahin der Wagen,
Während Strunk und Steine ſplittern."

„Wieder fliegen Berg und Hügel
Ihm vorbei wie Traumgeſtalten,
Bis vor Szomolan die Roſſe
Wieder ſchnaubend ſtille halten."

„Halbbetäubt vom Wagen gleitet
Da der Knecht herab in Eile,
Dankt dem Fuhrmann dann mit Thränen,
Der erſchienen ihm zum Heile."

„Und mit ſeinem Briefe eilet
Er zum Vogt hinauf, zum ſchlimmen,
Dieſer ſieht ihn kaum, ſo lodert
Auf in ihm ein wild Ergrimmen.“

„Wo die Antwort?“ ſchnaubet Zonger,
Zorngeröthet Stirn und Wangen,
Sieh, da reicht der Knecht das Schreiben
Ihm, das er vom Herrn empfangen.“

„Wohl erſtarrt der Vogt vor Staunen.
„Nein, fürwahr, s'iſt keine Lüge,
Dieſes iſt des Grundherrn Siegel,
Dieſes ſind des Grundherrn Züge!“

„Und voll Haſt befragt den Bothen
Zonger, d'rauf von Schreck durchdrungen,
Wie ſo ſchnell ihm ſeine Bothſchaft
Auszurichten ſei gelungen.“

„Da erzählet unbefangen
Ihm der Knecht, was ſich ergeben,
Von dem Fuhrmann und den Rappen
Und von ſeines Herzens Beben.“

„Wie gezüchtiget der Wilde
Seine drei unbänd'gen Roſſe,
Daß mit ihm dahin ſie flogen
Wie befiederte Geſchoſſe."

„Wie er ihnen einen Vierten
Heut' noch werde zugeſellen,
Und ſich jetzt ſchon freue ob der
Künft'gen Fahrt, der ſturmesſchnellen."

„Aber Zongor's Antlitz bleichet
Mehr und mehr bei jedem Worte,
Und ſchon ſieht ſein rollend Auge
Aufgethan die Höllenpforte."

„Sieh, da blinken durch das Fenſter
Purpurroth des Abends Flammen,
Und als wären's blut'ge Pfeile,
Stürzet Zongor todt zuſammen."

„Da wie Peitſchenknallen hallt es
Wieder von des Schloſſes Zinnen,
Und vier ſchwarze Roſſe bänd'gend
Brauſt der Fuhrmann d'rauf von hinnen." —

Alſo hat der alte Miklos
Dort erzählt den andern Beiden,
Als die Nacht ſich niederſenket
Auf das Schloß und auf die Heiden.

Herzlich dankten die dem Alten,
Schwatzend noch ſo manche Stunde
Von dem Märchen, das ſie hörten
Aus des greiſen Csikos Munde.

Von dem Vogt und ſeiner Strafe,
Und vom Fuhrmann, den mit Grauſen
Selber ſie in nächt'gen Stunden
Oft gehört den Wald durchſauſen.

Der Husar.

Bin führwahr mit Seel und Leben
Ein Husar und das voll Muth,
Stets bereit dahin zu geben
Für den König all mein Blut.

Kann mir gar nichts Schön'res denken
Als zu sprengen über's Feld,
Und den Sarras hoch zu schwenken
Als ein tapf'rer Ungarheld.

Lebte nie so frisch und munter,
Als ich noch im zwilchnen Sack,
Hab' manch' lust'ge Zeit mitunter,
Wein und Speck, und auch Tabak.

Auch an Dirnen ist kein Mangel,
Die zu uns die Liebe drängt,
Denn der Dollmann ist die Angel,
D'ran sich gern ein Fischlein hängt.

Nur wenn einſam als Vedette
Nachts ich ſitze auf dem Roß,
Naht, wenn günſtig juſt die Stätte,
Mir das Heimweh als Genoß.

Und die Flächen ſeh' ich wieder
Weit gedehnt vor meinem Blick,
Schau, dort blickt der Kirchthurm nieder
Auf der Winzer reiches Glück.

Dort der Fluß im trägen Laufe,
Und die Schenke nahe bei',
Ha, wie drängt ſich's da zu Hauſe,
Gleich als ob juſt Kirmeß ſei.

Horch, die Geigen hör' ich ſchnarren,
Und das Cymbal gellt darein,
Hör' die Tänzer ſtampfen, ſcharren,
Und die Brüder jubeln, ſchrei'n.

Ha, da wird das Herz mir enger,
Unter'm Dollmann pocht's mit Macht,
Kaum noch halt' ich da mich länger,
Ging's nur gleich dann in die Schlacht!

Waldgang.

1.

Ringsumher nur graue Stämme
Eingehüllt in Tannennacht,
D'runter Moos und gift'ge Schwämme
Nie vom Sonnenſtrahl umlacht.

Und ſo dehnt ſich's in die Ferne,
Über Thal und Berggeſtein,
Kaum noch dringt der Blitz der Sterne
Durch das Baumgezweig herein.

Nur der Sturm durchwühlt die Gipfel
Dieſer Waldeswüſteney,
Horch, es rauſcht in jedem Wipfel:
Schaurig iſt es hier, doch — frei.

2.

So tiefe Waldeseinſamkeit
Betrat noch nie mein Fuß,
Noch nie begrüßte mich wie hier
Solch düſt'rer Waldesgruß.

Die Tannen ſtarren, Stamm an Stamm,
Wie Krieger wild und rauh,
Wachholderſträuche kriechen rings
Am Boden, dürr und grau.

Kein Bächlein murmelt hier vorbei,
Kein Laub der Wind bewegt,
Mein Herz nur pocht mit leiſem Schlag,
Das einz'ge was ſich regt.

Ja ſelbſt mein Schmerz, mein ſtiller Schmerz,
Entflieht voll banger Scheu,
Er wähnt, es lauſch' der Wald ihm zu,
Weil gar ſo ſtumm er ſei.

Das Ungarrößlein.

Ballade.

„Ungarrößlein, Ungarrößlein,
Weh', ach weh', mit dir iſt's aus,
Muß dich nun zum Tode führen,
Führen nach des Freimanns Haus."

„Warſt ſo treu ſeit ſieben Jahren
Mein Gefährte Tag und Nacht,
Haſt mit mir durchſtürmt, durchbrauſet,
Manche kecke Reiterſchlacht."

„Ach und nimmer zu erretten
Biſt du von des Siechthums Noth,
Und, bitt're Schmach, vom Henker
Muß nun werden dir der Tod!"

Alſo jammert, tiefe Furchen
Auf der Stirne, der Huſar,
Gleich als ob es ihn verſtünde,
Schaut das Roß ihn an fürwahr.

Schwankt ſodann, geſenkten Hauptes,
Langſam hinterm Reiter fort,
Bis ſie Beide, ſtill und traurig,
Stehen an dem grauſen Ort.

Heftig lärmt und pocht der Reiter
Dort den Freimann aus dem Haus,
Und doch ſchauderts ihn, als dieſer
Tritt zur niedern Thür' heraus.

„Nehmt dieß Roß und macht es ſchnelle,"
Spricht zu ihm der Reiter dann,
Blickt noch einmal auf das treue
Thier, und flieht ſo raſch er kann.

Schnauben hört er noch ſein Rößlein,
Gleich als ſagt' es: Fahre wohl!
Doch ſein Aug' nicht mag er wenden,
Iſt's ja auch von Thränen voll.

Und er flieht in aller Eile
Um das Grauſe nicht zu ſeh'n,
Plötzlich aber bleibt er wieder
Ohne es zu wollen ſteh'n

Und er horcht. — Nur tiefe Stille,
Kaum im Winde rauſcht die Saat,
Und auf's Neu', gleich einem Mörder,
Eilt er hin auf ödem Pfad.

„Wohl ſchon naht dein kalter Würger
Dir, mein muthiger Wallach,
Streichelt dich, indeß dein Auge
Schaut dem Herrn, dem Flücht'gen, nach."

„Jetzt umfaßt er deine Mähne,
Ach, ſchon zuckt zum Stoß die Fauſt!" —
Horch, was iſt's, das hinterm Reiter
Plötzlich kommt dahergebrauſt?

Leichte Hufe hört er ſchlagen
Schallend auf das Kiesgeſtein,
's iſt ein Roß, im tollſten Jagen
Fliegt's heran den Straßenrain.

Und zurück der Reiter blicket,
Himmel! — 's iſt ſein eignes Roß
Schon im Hals die Todeswunde,
D'raus das Blut, das Leben, floß.

Hoch den Kopf, im Flug die Mähne
Sprengt's mit letzter Kraft herbei,
Dem's im Leben treu geweſen,
Dem iſt's auch im Tod' noch treu.

Seht, ſchon hat es den Huſaren
Eingeholt im haſt'gen Lauf,
Ach, da ſtürzt es hin zur Erde
Und nicht wieder ſteht es auf.

Bei dem todten Rößlein aber
Steht noch dieſer lang' und weint,
Weint, als wäre ihm geſchieden
Eben jetzt der treu'ſte Freund.

Der Waldhirte.

Fern von Liebe, Luſt und Leben,
Weil' ich hier im düſtern Wald,
Wo im Sturm die Eichen beben
Und der Wölfe Heulen ſchallt.

Sonnenſchein und Sturmeswüthen
Schwärzten Bruſt mir und Geſicht,
Und die borſt'ge Herde hüthen
Hier im Wald iſt meine Pflicht.

Keine Menſchenſtimme dringet
Durch die Öde an mein Ohr,
Selbſt das Vöglein flieht und ſinget
Lieber fern in Buſch und Rohr.

Aus dem Thale nur zuweilen
Summt herauf der Glocke Klang,
Und in's Dörfchen hinzueilen
Faßt mein Herz ein heißer Drang.

Eilt doch jetzt zum Kirchlein munter
Alles, wie zum Meer die Fluth,
Und auch Mári iſt darunter,
Mári, die ſo ſchön und gut.

An den Hals ihr würd' ich fliegen,
Eiligſt, wie der tollſte Sturm,
Müßt' ich nicht zum Lohne liegen
Drunten im Heidukenthurm *).

Und da fühl' ich's erſt, das Meiden
Iſt noch nicht die herbſte Pein,
Denn ein vielfach größ'res Leiden
Iſt: wie ich verlaſſen ſeyn.

*) Der Hirte, welcher ohne Erlaubniß ſeines Grundherrn ſeine Pußte oder Herde verläßt, wird in Ungarn für einen Räuber gehalten und als ſolcher beſtraft.

Die Mutter des Tökeli.

Ballade.

Wie der Donner rollt's von ferne,
Wie die Windsbraut kommt's daher,
Sagt doch, naht ein Ungewitter,
Brauset ein Orkan so sehr?

Nicht Orkan, nicht Ungewitter
Ist's, was sich der Heide naht,
Reiter sind's auf flücht'gen Hufen,
Schmach nun erntend für Verrath.

Tökeli, der Pflichtvergeß'ne,
Flüchtend vor des Kaisers Schwert,
Sucht nun Schutz im festen Schlosse,
Das der Mutter angehört.

Und ſo jagt auf ſchnellem Roſſe
Er, von ſcheuer Angſt durchbebt,
Hin, wo ihre ſchwarzen Thürme
Seiner Ahnen Burg erhebt.

Und mit ſeinem flücht'gen Troſſe
Hält er vor dem Thore ſchon:
„Mutter, Mutter, öffne ſchnelle,
Vor der Pforte harrt dein Sohn!“

Sieh, da zeigt ſich auf dem Erker
Eine Frau im ſchwarzen Kleid,
Bleich das Antlitz, gleich als berge
Ihre Bruſt ein tiefes Leid.

Und befremdet ſchaut die Hohe
Nieder von des Erkers Rand
Auf den Tökeli, der drunten
An dem Saum des Felſens ſtand.

„„Sprich, was willſt du, frecher Fremdling,““
Ruft ſie dann: „„in dieſem Schloß?
Einlaß wird hier nun und nimmer
Solchem Führer, ſolchem Troß!““

„Mutter, wie, haſt du verloren
Das Gehör, ſeit ich dir fern,
Daß dir unbekannt die Stimme,
Die du ſonſt vernahmſt ſo gern?“

„Iſt das Aug' dir ſo erblindet
Daß du nicht den Sohn erkennſt,
Und den Einlaß ihm verweigernd
Einen Fremdling ihn benennſt?“

D'rauf die Frau: „„Wie kannſt du's wagen
Dich zu nennen meinen Sohn?
Du, der treulos ſich gewendet
Von des Ungarkönigs Thron.““

„„Der den Erbfeind hat gerufen
Als Verräther in das Land,
Und nach ſeinen eig'nen Brüdern,
Ein Rebell, erhob die Hand.““

„„Nimmer hab' ich den geboren,
Der ſolch' Schimpfliches verübt,
Nimmer kann verüben ſolches,
Den geſäugt ich und geliebt.““

„„Darum fort von dieſer Schwelle,
Eh' dich Schlimm'res hier bedroht,
Denn mein Sohn — der biſt du nimmer,
Denn mein Sohn iſt lang ſchon todt!““

Und hinein zum Erker wieder
Tritt die hohe bleiche Frau,
Und die Pforte bleibt verſchloſſen,
Stumm und finſter liegt der Bau.

Und mit leichenfahlen Wangen
Starrt noch lang' hinauf der Sohn,
Preßt den Helm in's Aug' und brauſet
Mit den Seinen d'rauf davon.

Weinend aber durch's Gegitter
Sah' vom Schloß ein Weib ihm nach,
Der das Mutterherz im Buſen
Über den Verlornen brach.

Abendwehmuth.

Mit den breiten Blätterfächern
Spielt im Kukuruz der Wind,
Bis in leisen immer schwächern
Tönen er zuletzt verrinnt.

Träumend zwitschert das Geflügel
Hier und dort noch auf im Rohr,
Um des Sees Silberspiegel
Schwebt's im geisterhaften Chor.

Und in's große riefge Sterben
Blick' ich düstern Sinns hinein,
Setzte ja doch auch zum Erben
Mich der Tag, der heitre ein.,

Hat auch meiner nicht vergessen,
Seines flücht'gen Seyns bewußt,
Und von dem, was er besessen,
Ward ein Theil auch meiner Brust.

Stand auf Bergen, ſtieg zu Klüften,
Zog mit ihm dahin in Eil',
Und ſein Rauſchen, Blühen, Düften,
Ward auch mir, auch mir zu Theil.

D'rum mit Wehmuth muß ich ſchauen
Wie er nun zum Grab ſich neigt,
Wie verſenkt in nächt'ges Grauen
Alles trauert, alles ſchweigt.

Und es ſeufzet durch die Heiden,
Wie's nur tiefſtes Weh' vermag,
Und mich dünkt, ſo ſchmerzlich ſcheiden
Sah ich nirgends noch den Tag.

Der Jurat von Peſth.

Ballade.

Einſam ſitzt im nächt'gen Keller
Vor den Bechern der Jurat,
Wo mit ſeinen frohen Brüdern
Er ſo oft geſeſſen hat.

All' die andern ſind zerſtoben,
Denn gar furchtbar iſt die Zeit,
Mit dem Erbfeind, mit dem grimmen,
Liegt im Kampf die Chriſtenheit.

Bomben fliegen, Donner knallen,
Und der Türke ſtürmt heran;
Doch die tapfern Ungarn ſtehen,
Kühn ihm ſperrend ſeine Bahn.

Zechend aber ſitzt indeſſen
Der Jurat im Keller dort,
Denkt an all' die luſt'gen Nächte,
Die verſchwelgt er an dem Ort.

Und er hebt den vollen Becher,
Wie vom Geiſterhauch umweht;
„Theure Freunde, ſchöne Stunden,
Dieſen Becher zum Valet!“

Horch, da ſchallt's von flücht'gen Tritten,
Und der Schenke fliegt herbei:
„Wehe uns, die Türken ſiegen,
Hört, ſchon ſchallt ihr Siegsgeſchrei!“

Auf vom Sitze ſpringt in Eile
Da der zechende Jurat,
Reißt den Säbel von der Seite,
Friſch beim Wein und bei der That.

Und hinaus zum Walle flieget
Der Jurat mit Sturmeshaſt,
Wo die Seinen weichen, flüchten,
Wie vom blinden Schreck erfaßt.

„Ungarn, Ungarn, wollt' ihr fliehen,
Wo uns Sieg und Ehre winkt? —
Nach, mir nach, bis tief im Staube
Sarazen' und Roßſchweif ſinkt!“

Und hinein in's Kampfgetümmel
Stürzt der muthige Jurat,
Und die Andern folgen alle.
Fliehe Türk', die Rache naht!

Und vom Walle ſtürzt zerſchmettert
Roßſchweif, Mond und Sarazen'; —
Doch von keinem ward im Leben
Der Jurat hinfort geſeh'n.

Die Reiterin.

Ballade.

Hin trägt den Reitersmann ſein Pferd,
Es blinkt ſein Helm, es klirrt ſein Schwert.

„Du Reitersmann in fremder Tracht,
Woher? wohin? geht's in die Schlacht?“

„Nicht trägt zur Schlacht mich jetzt mein Roß,
Bewältigt iſt der Ungarn Troß.“

„Ich reit' zu ſuchen mir ein Weib
Zu flüchtig frohem Zeitvertreib.“

„So ſprengt er hin“ — „ob ich's erſpäh'?“
Es ſchallt ſein Huf am blauen See.

Sieh da, ein Röckchen fein und bunt
Erblickt er auf dem ſtein'gen Grund.

„Wo kommt das bunte Röckchen her?“
Die Blicke ſchickt er kreuz und quer.

Da rauſcht's im See, da ſchwankt das Rohr,
Da ſchaut voll Schreck ein Weib hervor.

Ein nacktes Mägdlein weiß wie Schnee,
Das dort ſich badet juſt im See.

„Juhei, du Mägdlein friſch und fein,
Du ſollſt die Braut des Reiters ſeyn!

Vom Pferde ſpringt er drauf mit Haſt
Und bindet's feſt am nächſten Aſt.

Wirft weg den Helm, reißt ab das Kleid:
„Was ſäumſt du noch, du roſ'ge Maid?“

Das Mägdlein aber ſchüchtern ſpricht:
„O wendet erſt das Angeſicht.“

„Gern will ich nahen mich dem Strand,
So ihr das Aug' von mir gewandt.“

„Wohlan, doch ſpute dich mein Kind,
Geduldig nicht die Reiter ſind.“

D'rauf hüllt mit ſeinem Mantel dicht
Der Reitersmann ſein Angeſicht.

Es rauſcht das Schilf, es rauſcht die Fluth,
Das Röslein bald im Arm dir ruht!

Noch harret er. — „Nun nahſt du bald? —“
Was iſt's, das jetzt in's Ohr ihm ſchallt?

Schnell wendet ſich der Reiter um,
Allein der Schrecken macht ihn ſtumm.

Schon hat die Magd mit flinker Hand
Befreit das Roß von ſeinem Band,

Schon faßte ſie, raſch wie der Blitz,
Im Sattel droben feſten Sitz,

Und ſchwenkt das Roß, mit muth'gem Sinn,
Und lacht auf den Betrog'nen hin.

„Wollt eine Ungarmagd ihr frei'n,
So müßt ihr künftig klüger ſeyn!“

So ruft zu ihm sie noch mit Hohn
Und jagt im raschen Flug davon.

Lang starrt ihr noch der Reiter nach,
Und weiß nicht Rath für seine Schmach.

Magyarentod.

Ballade.

Wer sprengt dort feldein auf dem windschnellen Roß,
Verfolgt von dem jauchzenden Türkentroß?
Doboczi ist es, der Ungarheld,
Zur Seite das Weib, das sein Herz erwählt.

Eng' hält es geklammert um ihn den Arm,
Hinflatternden Haares, das Antlitz voll Harm,
Den Sarras aber schwingt seine Hand,
Und hoch über sie wirft das Roß den Sand.

„Nur jetzt noch halt' aus, du mein treues Pferd,
Und rette mir, die über alles mir werth,
Nur jetzt noch halt' aus, in der höchsten Noth,
Sonst ist sie verfallen dem grausen Tod."

Hui, geht es dahin im gestreckten Lauf
Die Eb'ne hinunter, die Hügel hinauf,
Als hab' er verstanden des Reiters Wort,
So jagt mit den Beiden der Rappe fort.

Wie weit doch dahinten schon blieb der Troß,
Da strauchelt mit einmal, da stürzt das Roß,
Helf' Gott nun, du wack'res Magyarenpaar,
Nun bist du verfallen der wüth'gen Schaar!

Umsonst ringt Dobocʒi sich rasch hervor,
Umsonst reißt das Roß er am Zügel empor,
Die Gattin nicht rettet dir mehr sein Huf,
Schon nahen die Würger mit Jubelruf.

Dobocʒi starrt ihnen entgegen voll Wuth,
Das Auge durchʒuckt der Verʒweiflung Glut,
Allein voll Ergebung in ihr Geschick
Liegt dort die Gefährtin, mit nassem Blick.

Seine Knie umklammernd gar hastig wild
Fleht nun zu dem Helden das bleiche Bild,
„O Dobocʒi! — Rasch jetzt den Säbel durch's Herʒ,
Von Liebeshand sterben hat wenig Schmerʒ."

„Nicht laß' mich zum Opfer den Rohen seyn,
Daß sie mich nicht höhnen in langer Pein,
Dobocʒi, wir sind aus magyarischem Blut,
Zeig' was für die Ehre der Ungar thut!"

Und rasch hat zertheilt sie den Busenflor,
D'raus quellen zwei Lilienhügel hervor,
Der Dobocʒi starrt auf sein Weib, auf den Feind,
Er starret, — als hätt' ihn der Schmerz versteint.

Und die Rotte schon sprenget heran an die Heid —
„Dobocʒi! Dobocʒi!! Jetzt ist es Zeit!!" —
Da blitzet sein Säbel — da springet ein Quell
Aus den Lilienhügeln rubinenhell.

Die Blutige küßt er noch einmal hierauf,
Dann stürmet er hinein in der Feinde Hauf,
Nun thut's um das Retten nicht weiter Noth,
Jetzt gilt's nur noch einen Magyarentod.

Wie ein Todesengel der Ungar mäht,
Daß ein Blutbach über die Heide geht,
Zehn Leben schon haben das Blut bezahlt,
Das den schönsten Busen mit Purpur bemalt.

Verwundet noch kämpft er auf ſeinen Knie'n,
Und ſieht noch manch Leben von hinnen flieh'n,
Da ſinkt er — und ruft noch, im Blute roth:
„Es war doch ein edler Magyarentod.“

Inhalt.

Seite

Pannonia 1

Sanct Benedek mit dem Säckel. Legende . 3

Der Blutschacht. Bergmannssage 9

Heidelieder:

1. Déll Bába 17
2. Heidenacht 20
3. Ein Heidebild 22
4. Im Winter 28
5. Des Heideschenken Töchterlein 30
6. Im Wandern 33
7. Heidelicht 34

Seite

Die Mutter des Tökeli. Ballade 130

Abendwehmuth 134

Der Jurat von Pesth. Ballade 136

Die Meiterin. Ballade 139

Magyarentod. Ballade 143

Von demſelben Verfaſſer erſchienen bereits:

Volksmährchen. (Wien, bei F. Tendler.)

Balladen und Romanzen. (Wien, bei J. B. Wallishauſſer.)

Balladen und Romanzen. Neue Folge. (Ebendaſelbſt.)

Novellen. (Wien, bei P. Rohrmann.)

Lyriſche Blätter. (Ebendaſelbſt.)

Fruchtkörner aus deutſchem Grund und Boden. (Leipzig, bei C. Knobloch.)

Erzählungen

eines

Großmütterchens.

Von Joh. N. Vogl.

Kne I: 95.

Wien, 1840.

Verlag von Tendler & Schaefer.

Gedruckt bei Gust. Ueberreuter.

Erzählungen

eines

Großmütterchens.

An die Leſer.

Aus den Gräbern unſrer Ahnen
Sproßen Blumen wunderbar,
Die uns lehren, die uns mahnen,
Wie's vor grauen Zeiten war.

Wie ſie irrten, wie ſie dachten,
Wahn und Glaube, Herz und Sinn,
All ihr Treiben und ihr Trachten
Trifft ein forſchend Aug' darin.

Nehmt, was ich zum Strauß gebunden,
Werthvoll dieß, und dieß gering,
Wie ich's eben aufgefunden
Auf den Wegen, die ich ging.

Aber laßt das Kritteln, Klügeln,
Wie sich ließ ein Beſſ'res thun,
Sind's doch Blumen von den Hügeln
Drinnen unſ're Väter ruh'n.

Der

Bacalaureus von Bologna.

Bononiſche Sage.

Frohlockt der Schurke auch, daß ein Betrug,
Den ſeine Liſt erſonnen, ihm gelinge,
Erwäge du's nur zeitig und genug,
So fängſt du ihn in ſeiner eignen Schlinge.

Joh. N. Vogl.

Unfern von der Stadt Bologna, welche ihrer fruchtbaren Umgebung wegen la grassa genannt wird, befindet ſich hart am Fuße der Apeninnen ein kleines aber freundlich gelegenes Gaſthaus, das einſt unter dem Namen der Albergo all' Angelo bekannt war.

Dieſen Gaſthof bewohnte eine Witwe Namens Lauretta Lambertini mit ihrer einzigen Tochter, deren Schönheit die Urſache geweſen ſein ſoll, warum das Gaſthaus all' Angelo genannt wurde, welche Firma es auch nach der Hand noch beibehalten.

Ausgemacht war es jedoch, daß Giulietta eines der reizendſten Mädchen des bononiſchen Gebietes war, und die Aufmerkſamkeit aller Heiratsluſtigen auf ſich zog.

Am eifrigſten aber, von dem ganzen Heere ihrer Anbeter, bewarb ſich ein junger Bacalaureus auf der damals berühmten Hochſchule zu Bologna, Namens Carcole, um ihre Gunſt.

Es währte nicht lange, so war es auch dem bescheidenen klugen und wohlgebildeten Rechtsbeflissenen, welcher in seinem Fache Tüchtiges zu leisten versprach, gelungen, Giulietta's Herz für sich einzunehmen.

Das einzige Hinderniß, welches nach der Verbindung der beiden Liebenden im Wege stand, war der Umstand, welcher sich so oft der jugendlichen Liebe als eine nicht zu umschiffende Klippe darbietet, nämlich, daß weder Carcelo noch Giulietta Vermögen genug besaß, ein Hauswesen führen zu können.

Doch hoffte Carcelo durch Fleiß und Anstrengung sich bald zur Würde eines Doctors der Rechte emporgeschwungen zu haben, und widmete sich daher mit verdoppeltem Eifer seinen Studien.

In diesen schönen Träumen war den beiden Liebenden bereits ein Jahr verstrichen, als ein unvorhergesehenes Ereigniß alle ihre Hoffnungen mit einem Male zu vernichten drohte.

Es war an einem schönen Sommermorgen, als Frau Lauretta, ihrer Gewohnheit gemäß, auf der Steinbank vor ihrem Gasthause saß, und auf die noch einsame Straße nach Castel Franco hinausblickte, um zu sehen, ob nicht bald Reisende bei ihr einsprechen würden.

Bald gewahrte sie auch wirklich drei Männer auf Maulthieren, welche sich dem Gasthofe näherten, und endlich vor demselben absaßen.

Ihrem Außeren nach schienen sie Handelsleute zu sein, welche sich nach Florenz begaben, was auch in der Folge ihr Gerücht bestätigte.

Sie hatten in einer kleinen Jasminlaube vor dem Gasthause sich niedergelassen, und nachdem sie einige Erfrischungen zu sich genommen, sich ganz in ihre Rechnungen und merkantilische Calcüls vertieft.

Nach ungefähr einer halben Stunde beriefen sie jedoch Lauretten zu sich.

„Wir haben gehört", sprach der Eine von jenen Dreien, welcher seiner Tracht und seinem Accente nach ein Genueser zu sein schien, „daß die Straße von hier nach Florenz unsicher sein soll, und Ihr könntet uns daher einen großen Dienst erweisen, wenn Ihr bis zu unserer Rückkehr diesen Sack, in welchem sich 3000 Dopzien befinden, in Verwahrung nehmen wolltet."

„Ach meine Herren", versetzte Lauretta, „obgleich ich mir nicht gerne eine Verantwortlichkeit auflege, würde ich mich dennoch Eurem Wunsche fügen, und die Summe in Verwahrung nehmen, aber" —

„Keine Einwendung, liebe Frau", versetzte der Genueser, „wir wissen, daß die Summe bei Euch eben so wohl aufgehoben ist, als wenn sie in unserer Tasche sich befände, und daß wir daher, wenn Ihr dieselbe übernommen, unbesorgt unsere Reise nach Florenz fortsetzen können."

„Es freut mich", versetzte Lauretta, „daß Ihr so großes Vertrauen in mich setzet, aber welche Sicherheit verlangt Ihr über das anvertraute Gut?"

„Keine andere, als daß Ihr uns bestätiget, die Summe empfangen zu haben, und uns versprecht, sie keinem von uns allein, sondern nur uns Allen zusammen wieder zurückzuerstatten."

„Das will ich wohl", erwiederte Lauretta, „nur erlaubt, daß ich zwei meiner Nachbarn als Zeugen herbeihole."

„Nach Eurem Belieben", sagte der Genueser, „wir sind Handelsleute, und lieben selbst die Ordnung in unseren Geschäften."

Auf dieses holte Lauretta zwei ihrer Nachbarn herbei, von denen die 3000 Doppien gezählt, und wieder in den Sack gegeben wurden, welchen sodann zwei der Kaufleute versiegelten und Lauretten überreichten, während der Genueser den Empfangsschein der Wirthin aufsetzte.

Lauretta las ihn durch, unterzeichnete denselben nebst den Zeugen, und händigte ihn sodann den beiden Kaufleuten ein.

Nachdem die Zeugen sich wieder entfernt hatten, dankten die Letzteren Lauretten noch vielmals mit den herzlichsten Worten für ihre Bereitwilligkeit, welche sie einer so großen Besorgniß enthoben habe, und bestiegen ihre Maulthiere; Lauretta aber verfügte sich in ihr Schlafgemach, um das ihr anvertraute Gut in einen Schrank zu verschließen.

In dem Gemache angelangt, war ihr aber auch schon der Genueser nachgefolgt, da er vergessen hatte, sein Siegel dem Geldsacke aufzudrücken. Er bat Lauretten, ihm dieses zu erlauben, und Licht und Siegel herbeibringen zu lassen.

Lauretta eilte sogleich, beides zu holen: als sie aber wieder das Gemach betrat, war Kaufmann und Sack verschwunden. Von einer schrecklichen Ahnung

ßt, ſtürzte ſie auf den Hausflur, aber auch hier
Niemand mehr zu ſehen, nur ferne auf der Land-
ſie erhob ſich eine kleine Staubwolke, welche auf
Flucht des ſchändlichen Betrügers zu deuten ſchien.

Lauretta ſah nun leider zu ſpät, daß ſie in die
lle dreier Schurken gegangen ſei, denn daß die bei-
andern angeblichen Kaufleute mit dem Genueſer im
vernehmen ſtanden, daran war leider nicht zu zwei-
n, eben ſo wenig, daß jene nächſter Tage wieder-
ren, und ihre 3000 Doppien zurückfordern würden.

Woher aber ſollte ſie dieſe Summe nehmen, wie
e Verpflichtung erfüllen? Sie wußte keinen Ausweg,
ne Rettung in ihrer hilfloſen Lage, und ſah ſich ſchon
Geiſte nebſt ihrer Giulietta von Haus und Hof
trieben.

In Thränen gebadet, fand Letztere ihre Mutter,
ſie von ihrer Morgenandacht heimkehrte, die ſie
der nahen Lukascapelle zu verrichten pflegte, und er-
rack nicht wenig, als ihr dieſe die Urſache ihres Kum-
rs erzählte, doch tröſtete ſie dieſelbe noch damit,
ß vielleicht Carcolo ihr einen Rath ertheilen
ne.

Wie der Kranke dem Augenblicke entgegenſieht, in
lchem der Arzt erſcheinen ſoll, von dem er Hilfe und
eneſung erwartet, ſo ſahen Mutter und Tochter der
kunft des Vacalaureus entgegen.

Endlich nahte er.

Alſogleich theilten ſie ihm das Vorgefallene mit,
d baten ihn, ihnen aus ihrer groſſen Bedrängniß
helfen.

Mit wachsender Bestürzung aber vernahm auch der junge Rechtsbeflissene die Geschichte, und sann vergebens auf ein Mittel, der Anklage zu begegnen. Doch versprach er Lauretten, noch am selben Tage mit seinem Lehrer, dem berühmten Giovanni Andrea über die Sache zu sprechen, und wenn auch unvorbereitet, und noch ohne Übung, sie selbst vor dem Tribunale zu vertreten.

Einigermaßen besänftigt, verließ er hierauf Lauretta und ihre Tochter.

Schon am nächsten Morgen pochte es an das Thor der Albergo. Lauretta öffnete, und sah ihre Furcht zur schrecklichen Gewißheit geworden, denn es waren jene beiden Kaufleute, welche Tags vorher mit dem Genueser ihr die 3000 Doppien anvertraut hatten, und die nun kamen, um selbe wieder in Empfang zu nehmen.

Lauretta erzählte ihnen das Vorgefallene, welches jedoch jene zu bezweifeln schienen, und ihr geradezu in's Gesicht sagten, daß, wenn sie ihnen die Summe nicht in ihren Gasthof nach Bologna senden würde, sie ihre Anklage bei dem Podestà wider sie vorzubringen gezwungen seien.

Mit tief bekümmerten und trostlosem Herzen blickte die Betrogene den beiden Schurken nach, welche sich mit hämischem Lächeln entfernten.

Aber auch Carcolo, welcher des Abends wieder in die Albergo kam, vermochte nicht ihren Muth aufzurichten, da er gestand, daß weder er, noch sein erfahr-

ister auf die zu erwartende Anklage eine gründ
d gewichtige Widerlegung fände.

ter Thränen und Klagen entschwand die Nacht
en Frauen. Endlich war es Tag geworden, und
ten mit jeder Minute dem Erscheinen des Ge
ners entgegen, welcher Lauretta vor das
l laden würde.

cht lange, so pochte es wieder an die Alber
t. wankenden Knien öffnete Lauretta, es war
ürchtete, welcher den Befehl hatte, die Ange
ogleich nach dem Gerichtshause zu bringen.

ert angelangt, fand sie bereits die beiden Kauf
r dem Podestá, nebst Carcolo, den beiden
n, welche sie zu Zeugen bat, und eine Men
gieriger, ihrer harren.

hr habt", nahm der Podestá das Wort, „von
eiden Kaufleuten gestern einen Sack mit 3000
zur Verwahrung empfangen, und weigert Euch,
enselben zurückzustellen, obgleich sie einen Em
pein, von Eurer Hand unterfertiget, aufzuwei
n."

ch würde mich nicht weigern", erwiederte Lau
„wenn nicht die Schändlichkeit eines Dritten,
sich gestern in der Gesellschaft dieser beiden
efand, mir die Zurückzahlung unmöglich mach
r mir das anvertraute Gut, kaum als ich es
n hatte, wieder entwendete."

ntwendete?" fragte der Podestá, „wodurch kön
dieses beweisen?"

„Leider vermag ich es durch nichts, als meine eigene Aussage", sprach Lauretta.

„Da Ihr keine Zeugen habt, so genügt Eure bloße Aussage nicht", erwiederte der Podestá. „Ihr bekennt also, die Euch anvertrauten 3000 Doppien aus der Hand gegeben zu haben?"

Lauretta verhüllte sich schweigend das Antlitz.

„Wohlan", fuhr der Podestá fort, „so laßt uns zum Ausspruche schreiten." Hierauf unterredete er sich mit den beisitzenden Gerichtspersonen. Lautlose Stille herrschte in der Versammlung, endlich wendete sich der Podestá wieder zu Lauretten, und sprach: „Da Ihr Lauretta Lambertini, Besitzerin der Albergo dell' Angelo außer Bologna, von den drei ehrenwerthen Kaufherren: Silphio, Girolamo und Pettegajo, die Summe von 3000 Doppien zur Aufbewahrung empfangen, selbe aber entweder aus Absicht oder Nachlässigkeit aus der Hand gegeben habt, so lautet das Urtheil, nach Übereinkunft der Stimmen sämmtlicher Gerichtsbeisitzer, daß Euer Besitzthum käuflich auszubieten, und mit dem Ertrag für dasselbe die verlorne Summe an die Kaufleute zu ersetzen sei, ferner, daß Ihr selbst" —

„Hochverehrter Herr!" unterbrach in diesem Augenblicke, zu nicht geringer Verwunderung aller Anwesenden Carcele, welcher in tiefem Nachsinnen da gestanden war, den Podestá, „beliebt nur wenige Augenblicke den Urtheilsspruch aufzuschieben, und erlaubt mir, noch einige Worte zu Gunsten der Angeklagten vorzubringen."

Es iſt zwar auſser der Ordnung", nahm der
á das Wort, „daß wir Euch die Vertheidigung
etta's anvertrauen, da Ihr als Bacalaur[illegible]us
achwalter der Angeklagten noch nicht völlig be-
ſeid, allein da wir in Euch einen Schüler des
teſten Rechtsgelehrten Bologna's, des weiſen
anni Andrea erkennen, ſo ſei es Euch ver-
, für Lauretta Lambertini zu ſprechen."
Eine überflüſſige Groſsmuth", bemerkte Einer der
Kaufleute, einen giftigen Blick auf den Baca-
s werfend.

Dieſer aber lieſs ſich dadurch nicht irre machen,
egann: „Frau Lauretta Lambertini hat
ngs die eingegangene Verbindlichkeit verletzt, in-
e die 3000 Doppien aus der Hand gegeben, und
dieſem Falle nach den beſtehenden Geſetzen zu
ten, die Summe aus ihrem Eigenen den Klägern
tzen; eben aber die Unverletzbarkeit der eingegan-
Verpflichtung iſt es, deren Beobachtung das Ge-
f das Pünktlichſte, nicht nur von der Beklag-
ndern auch von den Klägern zu fordern hat."
Wie verſteht Ihr das?" fragten die beiden Kauf
nicht ohne Trotz.
In dem Empfangsſcheine," fuhr der Bacalau
fert, „welchen Lauretta Lambertini an
ausſtellte, iſt ausdrücklich bemerkt, daß ſie die ihr
raute Summe nicht Einem der Theilhaber, ſon-
llen Dreien zurückzuerſetzen habe. Ich ſage, al-
reien, verſteht mich wohl, alſo auch nicht Zweien.
an, ſo ſtellt den Dritten von euch, und Lau-

retta Lambertini wird und darf nicht zögern, Euch dieſe Summe zu erſetzen."

Der Podeſtà, ſo wie die beiden Kläger und die Übrigen, waren nicht wenig überraſcht durch dieſen Ausſpruch, welcher der ganzen Sache, wie mit einem Zauberſchlag, eine ſo unerwartete Wendung zu Gunſten der Beklagten gab.

Lauretta wurde ſofort freigeſprochen, die beiden Betrüger muſten zu ihrem nicht geringen Ärger die Gerichtskoſten bezahlen, und unverrichteter Dinge abziehen, da ſie den Dritten nicht ſtellen konnten, ohne zugleich den Dieb den Gerichten zu überliefern. Carcolo aber, welcher ſich den erſten Lorbeer in dem Dienſte der Themis gepflückt hatte, wurde mit Jubel von den Anweſenden nach Hauſe begleitet.

In wenigen Wochen feierte der Letztere ſeine Vermälung mit der lieblichen Giulietta, und in kurzer Zeit wetteiferte Alles, was in der Umgebung von Bologna einen Rechtshandel zu führen hatte, um den jungen Bacalaureus zum Sachwalter zu bekommen, deſſen Klugheit die Wirthin der Albergo all' Angelo aus den Schlingen der Gauner gerettet hatte.

Das Felskirchlein.

Niederländiſche Sage.

Es ſteht ein verfallenes Kirchlein
Fern' im Ardennenwald,
D'raus täglich zum Ave Maria
Ein helles Geläut' erſchallt.

Ludw. Halirſch.

Auf ſeinem alten Stammſchloſſe in dem Ardennenwalde hauſte vor Zeiten ein reicher Graf, Namens Hubert von Chamuny, welcher die Würfel und den Weinpokal gar hoch, ja um vieles höher ſchätzte, als Alles, was da nur immer auf der lieben Gotteswelt des Menſchen Herz und Sinn zu erfreuen, oder zu verlocken vermag.

Natürlich war es, daß bei ſo abſonderlichem Hang zu Spiel und Luſtbarkeit eine Schar von wüſten lungernden Geſellen ſich an ihn anſchloß, die ihn immer mehr und mehr in das Verderbniß bringen mußte, da dieſe werthen Herzensbrüder ihn bloß als Mittel gebrauchten, ſich ihre leeren Taſchen und Mägen wieder voll zu füllen; Hubert aber ſich ihnen ganz arglos und ohne alles Mißtrauen hingab.

Mit großer Betrübniß entdeckte er aber, als es leider ſchon zu ſpät war, wie ſehr er ſich an ſeinen Gefährten, die er für treue Freunde gehalten, geirrt ha

be; denn, als sie ihm sein sämmtliches Vermögen im Spiese abgenommen hatten, und Keller und Speicher geleert sahen, nahmen sie Abschied von dem verarmten Grafen, und trottirten ihrer Wege weiter, einen neuen Glücksstern suchend.

Hubert von Chamuny saß nun allein in seinem uralten Waldschlosse, denn auch die Dienstleute, die er nicht mehr zu besolden vermochte, waren davongegangen, und nur Arthur, ein alter, sechzigjähriger Knecht, der ihn noch bei Lebzeiten seines Vaters als Knäblein oft auf seinen Knien geschaukelt, mochte nicht von dem Herrn ziehen, der nun doch von Allem verlassen war auf der lieben Gotteswelt.

Da geschah es denn, daß Hubert von Chamuny, der in früherer Zeit, wiewohl es nicht durchaus Sitte war, nothdürftig lesen und etwas Weniges schreiben lernte, in manchen Büchern und Pergamentrollen herumwühlte und blätterte, die sich in einem halbeingestürzten Thurme vorfanden, in welchem vordem ein Astrologus, welcher in dem Rufe eines Zauberers stand, seine geheime Werkstätte und Studierstube aufgeschlagen hatte.

Da fand denn Hubert einstmahls ein Buch von ungewöhnlicher Größe, um welches eine schwere, verrostete Eisenkette geschlungen war, an der sich ein Schloß befand. Vergebens suchte aber Hubert den Schlüssel dazu aufzufinden. Vergebens strengte er sich an, die Kette abzusprengen, das Buch blieb nach wie vor verschlossen, und widerstand allen Versuchen es zu öffnen.

Da warf er es einſtmahls, nachdem er wieder lan-
ge Zeit fruchtlos verſucht hatte das Schloß aufzubrin-
gen, im heftigſten Zorne auf den Boden und rief:
„Nun in des Satans Namen, ſo mag es verſchloſſen
bleiben bis an den jüngſten Tag!“ — Und ſiehe da,
kaum waren dieſe Worte über ſeine Lippen gekommen,
als die Kette mit lautem Geklirre von dem Buche her-
abſprang, und eine helle Flamme aus demſelben em-
porloderte.

Wohl mußte ihn dieß in eine nicht geringe Ver-
wunderung verſetzen, aber anſtatt ihn zu warnen, als
vor einem Werke, welches den Mächten der Finſterniß
angehörte, erregte es vielmehr in ihm eine raſtloſe und
überaus große Begierde, den Inhalt des Buches zu
erforſchen, der er keine Schranken zu ſetzen ver-
mochte.

Bei verſchloſſenen Thüren durchlas er nun mit der
größten Haſt und Aufmerkſamkeit das Buch, und fand
darin die Art und Weiſe, den Geiſt der Finſterniß aus
ſeinem flammenden Grabe heraufzurufen, und ſich ihn
dienſtbar zu machen.

Was konnte dem wilden und mittelloſen Hubert,
der die Hölle weniger ſcheute als die Armuth und Lan-
geweile, welche ſich beide allmählig ihm als Geſellſchaf-
terinnen aufdrangen, willkommener ſein, als dieſer
Fund, der ihn allein wieder zu Ehren und Reichthü-
mern zu bringen vermochte.

Schon in der nächſtfolgenden Nacht eilte er, in
einen Mantel gehüllt, in den Ardennenwald auf eine
Wegſcheide, das Höllenbuch und ſein blankes Schwert

unter dem Arme. Der Mond hatte sich hinter dichtes Regengewölke verborgen, und durch die uralten Kiefern pfiff und trillerte der Sturmwind seine Melodie, und das häßliche Gebell der Füchse in ihren Höhlen schell im Verein mit dem Gekoller und Geschnurre der Nachteulen an sein Ohr, als er die grausenvolle Stätte erreicht hatte, die ihm zu seinem Vorhaben am dienlichsten schien. Bald auch hatte er ein kleines Feuer angefacht aus dürrem Reisig, wie es ihm das Buch vorschrieb, und die Rechte auf sein Schwert gestützt, in der Linken aber das offene Buch haltend, rief er mit lauter Stimme die seltsamen Beschwörungsformeln in die öde Waldnacht hinein.

Siehe, da lohte mit einem Male das Feuer zu seinen Füßen empor, daß es sein Gesicht blendete, und als sein Auge wieder die volle Sehkraft erhielt, erblickte er vor sich einen langen hageren Mann im hellrothen Wammse, mit einem blaßgelben Angesichte und einer Habichtsnase, der wie aus der Erde herausgewachsen, kalt und grinsend, seine stechenden Blicke auf ihn gerichtet hatte. Nach einer Weile, als sich Graf Hubert von seiner Überraschung etwas erholt hatte, fragte er die Erscheinung, die noch immer regles mit verschränkten Armen und gleich einer Bildsäule ihm gegenüberstand: „Bist du es, den ich herauf gerufen habe, kraft dieses Zauberbuches, oder bist du ein anderer, den der Zufall hieher geführt?“

Da antwortete die Erscheinung:

„Ich bin's, den du gerufen.“

Der Graf fuhr hierauf fort: „So willſt du mir
ien, und alle meine Wünſche vollziehen, und mei-
Befehle, die ich dir geben werde, und was forderſt
dafür als Lohn?“

Da lächelte der Rothe gar hämiſch in ſich hinein,
ſang mit ſeltſam ſchrillenden und quickenden Tö-
:

Zehn Jahre dein,
Im eilften mein.

„Wohlan“, rief Graf Hubert, „es gelte“,
ſtreckte die Hand hin über das Kohlenfeuer, daß
ie faſſen möge zum Gelöbniß des Bundes, da aber
e er, ferne, ferne ſeinen Namen rufen mit einer
enden Stimme, und in der Stimme erkannte er die
es Vaters, und kaltes Entſetzen ſchauerte durch ſei-
Adern, da aber klapperte es um ihn wie Würfelge-
per und Bechergeklirr, und gellendes Frauengelach-
ſchlug verworren an ſein Ohr, und darein ſchollen
gende Zechlieder und bekannte Trinkweiſen, und
ſeinen Augen ſtirrte es und ſchwirrte es in wirren
igen Ringen und Rädern; plötzlich jedoch empfand
inen ſtechenden Schmerz in ſeiner Linken, ziſchend
ch das Feuer zu ſeinen Füßen, einen dicken Qualm
reitend, dichte Nacht ſchlug ihre Rabenſchwingen
ſeine Augen, und ſein Bewußtſein ſchwand.

Die hellen Sonnenſtrahlen blickten durch die ſpitzen
enfenſter in Huberts Schlafgemach, und malten
buntfarbigen Fenſterſcheiben auf den Eſtrich deſſel-
als er auf ſeinem Ruhebette erwachte. Noch hat-

te er sich nicht von seiner Verwunderung erholt, wie er von der öden Wegscheide im Walde nach Hause gekommen sei, in sein Schlafgemach, als schon Arthur, der nun Schildknappe, Schenk, Koch und Thorwart in Einer Person war, hereintrat und meldete: Ein prachtvoll, aber seltsam gekleideter Mann stehe vor den Schutzgattern, mit vielem Gefolge und beladenen Maulthieren, und begehre vorgelassen zu werden vor den Herrn des Schlosses, dem er freudige Nachricht zu hinterbringen habe.

Da gebot Graf Hubert, der es wohl ahnete, daß dieß ein Werk seines neuen Bundesgenossen sei, den Fremden sogleich heraufzugeleiten in sein Gemach.

Nicht lange, so nahte sich dieser; es war ein langer Mann von bereits vorgerückten Jahren, er verneigte sich voll Ehrfurcht vor Hubert, und sprach: „Obgleich ich ungeladen eintrete in Euer Haus, so denke ich doch, daß Euch mein Besuch, sobald Ihr die Ursache desselben in Erfahrung gebracht haben werdet, nicht unwillkommen sein dürfte." Hierauf berichtete er, daß ein Fürst aus dem Lande Italien, mit dem sein Vater enge Waffenbruderschaft geschlossen, und dem er viele Freundesdienste geleistet in dem Oriente, ohne Erben verblichen sei, und eingedenk jener früheren Freundes- und Liebesdienste ihn, aus Dankbarkeit für den alten Grafen von Chamuny, zum alleinigen Erben seiner bedeutenden Reichthümer eingesetzt habe, welche er an ihn zu überbringen beauftragt sei.

Hierauf befahl er seinen Dienern, die Kisten und Kasten mit Gold- und Silberbarren und köstlichen Stof-

fen in das Schloß zu schaffen, empfahl sich, als dieses geschehen war, dem Grafen Hubert, und verschwand mit seinem Gefolge und den ledigen Maulthieren, eben so unerwartet, als er gekommen, den Augen des staunenden Erben, und des noch mehr erstaunten Arthur.

Wohl verging hierauf eine geraume Zeit, bis sich die Beiden satt gesehen, und genugsam geweidet hatten an den seltenen Reichthümern und den vielen Kostbarkeiten, welche die Kisten enthielten, bei welcher Beschauung ihre Fantasie nicht unterließ, jedem nach seiner Art, die reizendsten und lieblichsten Bilder der Zukunft vor das Auge zu führen.

Darauf aber gebot Hubert dem Alten, hinabzugehen in die nächstgelegenen Ortschaften, um neue Söldner und Dienstleute für ihn anzuwerben, da er nun wieder ein so reicher Mann geworden: und Arthur that, wie ihm sein Herr geheißen.

In dem Schlosse des Grafen von Chamuny aber regte sich bald wieder ein neues Leben. Stimmengewirre scholl durch die vor Kurzem noch lautlosen Gänge, geschmückte Pferde und Damenzelter wieherten und schnaubten vor der Pforte, oder scharrten mit ihren gewaltigen Hufen den Sand im Schloßhofe; rüstige Knappen und muntere Dirnen sprangen mit vollen Krügen und dampfenden Schüsseln die Stiegen hinab und hinan, und lustige Sangesweisen und Harfenklänge wogten und hallten durch die glänzend geschmückten Säle und Gemächer.

Allein auch das größte Sunterlei von Lustbarkeiten und Vergnügungen vermochte nicht die unbehagliche Leere in der Brust des Grafen Hubert auszufüllen, und die tiefen Falten, welche sich, seit er Besitzer dieser Reichthümer geworden, in seine Stirne gegraben hatten, von derselben zu verscheuchen, und er beschloß sein Lebensglück durch Beilegung einer Gattin auf den höchsten Gipfel zu erheben.

Seine Wahl aber fiel auf Gabriele von Carmont, ein überaus schönes und tugendsames Fräulein, das er bei einem Kampfspiele, welches er den Edeln seiner Tafelrunde gab, kennen gelernt hatte.

Und als er kurz nach der wohl aufgenommenen Werbung bei Gabrielens Vater, dem Castellan von Carmont, das schmucke Fräulein in seine Burg einführte als Hausfrau, da ging ihm erst recht die Paradiesessonne der irdischen Glückseligkeit auf, und Fest und Blumenschanz wechselten in dem Grafenschlosse, und Jagd und Tanz, und ein Bankett folgte auf das andere.

Graf Hubert aber schwelgte in Wonne und Entzücken, um so mehr, als ihn seine geliebte, über alles theure Gabriele, mit einem lieblichen und gesunden Knäblein, seinem eigenen Ebenbilde, beschenkte.

In diesem Rausche von Liebe und Glückseligkeit entschwand Graf Hubert ein Jahr um das andere, ohne daß er den Bösen wieder berufen, oder seiner mehr als einer entschwundenen Traumgestalt gedacht hätte:

und Adalbert, sein Söhnlein, wuchs heran in Schöne und Lieblichkeit, und hatte bereits das sechste Lebensjahr erreicht, als nun auch die Zeit zu Ende ging, welche den Bösen zwang, Hubert dienstbar zu sein.

Nun hatte aber Graf Hubert gerade an dem letzten Tage des zehnten Jahres einer eben so lustigen als gefahrvollen Bärenjagd gepflogen, und kehrte, da er abgekommen war von seinen Weidgesellen, allein und müde durch den Ardennenwald nach seinem Schlosse zurück, den dampfenden Rappen hinter sich am Zügel führend.

Da zog ein plötzliches Wetterleuchten über den falben Nachthimmel, von einem fernen Donnergemurmel begleitet, und wieder stand vor Hubert der Blaßgelbe, in seinem rothen Wammse, grinsend und regungslos, und sang in heiscberen, durchdringenden Tönen:

Zehn Jahre dein,
Jetzt bist du mein!

Da sank Hubert vor übergroßem Schrecken in die Kniee, und sein Haar sträubte sich aufwärts auf seinem Scheitel, und der Todesschweiß trat aus seiner Stirne hervor, da er den Rothen sehen die Hand, welche, wie es ihm schien, immer länger und länger wurde, nach sich ausstrecken sah, und kaum vermochte er mit erstickter Stimme dem Schrecklichen ein „Halt" zuzurufen. Dieser grinste aber und sprach: „Die Zeit ist aus, was willst du noch?"

Darauf entgegnete Hubert: „Gönne mir noch neue zehn Jahre, und fordere dafür als Lohn, was du immer willst."

Darüber lachte der Rothe wild auf, und sprach: „Wohl, in Jahresfrist gibst du mir dein Kostbarstes zu eigen an dieser Stelle, vor dem ersten Hahnenrufe, und du bist aller Verpflichtungen ledig. Willst du das?"

„Ich will", rief Hubert; „doch ich habe der Schätze und Kostbarkeiten in Menge, was nennst du unter Allem mein Kostbarstes?"

„Dein Töhnlein!" kreischte der Rothe, und wieder schell ein betäubendes Gelächter in Hubert's Ohr, ein glühendes Wetterleuchten flog über den Nachthimmel, und der Fremde war verschwunden.

Hubert warf sich in Entsetzen und Fieberschauern auf seinen Rappen, und flog durch die Waldesnacht seiner Burg zu, wo man seiner Ankunft schon lange mit großer Besorgniß entgegensah.

Von dieser Stunde an war Hubert aber wie umgewandelt. Jede frohe Laune, ja selbst der kecke Muth, der bisher seine Brust belebte, war von ihm gewichen, denn er hing mit ganzer Seele an dem kleinen Adalbert, den er nun selbst den finsteren Mächten hingegeben.

Zum bleichen, hohläugichten Nachtgespenst geworden, schlich er jetzt im Schlosse umher, erschrack vor dem

geringsten Geräusche, erbleichte bei jedem Ausheben der Thurmuhr, und starrte oft stundenlang vor sich hin auf den Estrich, oder an die Decke des Gemaches. Vergebens suchte die über seine Veränderung tief bekümmerte Gattin und der alte Arthur, die Ursache seines sonderbaren Benehmens zu ergründen; ihre Bemühungen blieben fruchtlos, und Hubert stumm und in sich verschlossen.

In diesem Zustande entschwanden Monde um Monde, und immer näher und näher rückte die fürchterliche Nacht, in welcher er sein Versprechen in Erfüllung bringen mußte.

Endlich schlug die schreckensvolle Stunde selbst. Der Sturm pfiff durch die alten Kiefern des Ardennenwaldes, wie in jener Nacht, in welcher er den Bösen heraufbeschworen hatte, und dichtes, schwarzfleckichtes Gewölke hing in abenteuerlichen Gestaltungen am mondlosen Himmel.

Alles in der Burg des Grafen schlief, da hallten leise, leise Tritte durch die wenig beleuchteten Gänge, und ein Mann, den Hut tief in das Auge gedrückt, und einen weiten dunklen Mantel über die Schultern geschlagen, kam durch diese daher geschlichen, und stieg vorsichtig die Treppe hinab.

In dem Mantel aber hatte er ein Kind, welches schlummerte, und der Mann war Hubert, und das Kind in seinen Armen war Adalbert, sein Söhnlein.

Leise öffnete er jetzt ein eisernes Pförtchen, und eilte durch dasselbe mit raschen Schritten dem nächtigen Walde zu.

Da erwachte das Knäblein in Hubert's Armen, und schrie laut auf vor Schrecken, indem es sich bei einem fremden Manne vermeinte; als es jedoch die Stimme seines Vaters erkannte, der es nur stille zu sein, und zu schlafen hieß, beruhigte es sich wieder in etwas, und fragte nur, wo es doch der Vater so spät noch hinzubringen gedächte.

Da rollten heiße Thränen von Hubert's Wangen auf die des Knäbleins hinab, und mit schluchzender Stimme murmelte er: „Zur Hölle!" — Wohl mochte Adalbert den argen Sinn dieser Worte nicht verstehen, aber die Stimme, mit welcher sein Vater sie ausgesprochen, brachte in sein kleines Herz eine solche unsägliche Bangigkeit, daß er auf's Neue bitterlich zu weinen anfing.

Nun hatte Hubert mit dem Knäblein ein wildes, von hohen schwarzen Felshörnern und Klippenthürmen umschlossenes Thal erreicht, es war dieselbe Stelle, auf welcher ihm zum letzten Male der Rothe erschienen war; und nun stellte er Adalbert auf die Erde, warf sich neben ihm auf die Knie, und sprach: „Heb' deine Händchen auf, mein Kind, zu Gott, daß er gnädig sein wolle dir, und deinem schuldvollen, aber auch eben so reuevollen Vater, in dieser Stunde."

Und das Knäblein faltete fromm seine Hände, wie es ihm seine Mutter gelehrt, und Hubert that dasselbe, und beide beteten.

Plötzlich aber krachte ein Donnerschlag durch das Himmelsgewölbe, und der Hubert stand, wilder und grimmiger denn je, der Rethe wieder, und rief mit furchtbarer Stimme: „Wo ist das Knäblein?!“

„Hier ist es“, stammelte der Graf aus der von Todesangst zusammengeschnürten Kehle, und mit triumphirender Miene streckte der Rethe seine Hand aus nach dem schuldlosen Opfer.

Da aber rief Graf Hubert, das Kind mit beiden Armen umschlingend, in höchster Verzweiflung: „Halt ein, noch bist du mir unterthänig, kraft unseres Paktes, darum mache dich auf, und vollziehe meinen letzten Befehl.“

„Und dieser ist?“ grollte der Rethe.

„Daß du mir“, erwiederte Hubert, den in diesem Augenblick ein Strahl der göttlichen Gnade durchdrang, „auf jenem einzelnen Granitblocke, welchen dort der Waldstrom umtobt, ein Kirchlein erbauest aus Felsenquadern, die du dir holen sollst dazu aus den Klüften des Atlei.“

„Verdammter!“ knirschte der Rethe.

Hubert aber fuhr fort: „Auch muß es fertig und erbauet stehen, mit Thurm und Kanzel, Chor und Weihbrunnbecken, vor dem ersten Hahnenrufe, willst

du Anſpruch machen auf den Leib und die Seele dieſes Knäbleins, das ich in meinen Armen halte."

Da verzerrte der Rothe das Antlitz, daß Hubert davon zurückſchauderte vor Entſetzen, und ballte wild die Fäuſte, und ſchlug ſie zuſammen im tiefſten Ingrimm, dann erhob er ſich, und wurde allmählig größer und größer, und ſeine Geſtalt wuchs zu der eines Rieſen, deſſen Scheitel an die Wolken zu reichen ſchien, während eine Hand den Nord, die andere den Süd zu erfaſſen drohte, und allmählig verſchlangen ſich ſeine Gliedmaſſen, und verwirrten ſich zu einem rothen formloſen Knäuel, und wie ein Staubwirbel kräuſelte es aufwärts mit Blitzesſchnelle, und verſchwand in dem Dunkel des Gewölkes.

Auf der Erde aber hingeworfen lag Hubert und ſein Söhnlein, und beide huben die Arme empor, und beteten: „Vater im Himmel, verlaß uns nicht in dieſer Stunde!"

Und horch! da ſauſte es ſchon heran durch die Lüfte, immer näher und näher, und der rothe Mantel des Böſen leuchtete und flatterte durch die Nacht, wie ein blutiges Nordlicht, und zeigte die Bahn des Ergrimmten, der mit großen, dunklen Felſenmaſſen beladen verüberflog über die ſchwarzragenden Gebirge.

Die beiden aber ließen nicht ab zu beten, und ihre Hände auszuſtrecken zu dem Erbarmer.

Und wieder ſauſte der Rothe vorüber im Fluge mit neuen Felſenlaſten, und abermal und aberabermal,

und immer größere Angst befiel die Betenden, und schon sahen sie in dunklen Umrissen das Kirchlein immer mehr und mehr emporwachsen auf dem Granitblocke.

Jetzt brauste der Reihe mit den letzten Felsbrüchen herbei, und Funken entsprühten den gequetschten Massen, die er mit sich führte; da aber schell ein heller, schneidender, langgedehnter Ton aus der Tiefe herauf, es war der erste Hahnenschrei in dem Thalflecken, und mit grausenhaftem Gepolter donnerten die Felsstücke hinab in die Waldklüfte, und heulend stürzte sich der Böse hinterdrein, und ein fürchterlicher Abgrund riß sich auf in dem Geklüfte, mit lodernden Flammen, und verschlang den Fallenden, darauf rollte und kollerte das Gestein wieder darüber hin, und verdeckte den Abgrund.

Hubert lag während diesem und noch lange nachher, als schon die Sonne in ihrer jugendlichen Schöne siegreich aufstieg aus dem Nachtgewölke, auf den Knieen, und dankte und lobpreis'te den Herrn für seine und seines Adalbert's Rettung, und preßte das Knäblein voll der unendlichsten Vaterwonne an sein Herz, und netzte seine Wänglein mit heißen, strömenden Freudenthränen.

Auch wich Hubert von nun an nicht wieder von dem Pfade der Tugend, und erbaute an dem Granitblocke zum Gedächtnisse jener Stunde ein schönes Kirchlein, das Zauberbuch aber erferte er den Flammen.

Das Kirchlein, von den geheimnißvollen Schauern des Waldes umrauscht, prangte durch mehrere Jahrhunderte auf dem Felsblecke, und wurde von dem Volke insgemein die Teufelskapelle geheißen, auch sollen noch heut zu Tage in den wüsten Bergschluchten der Ardennen viele zerstreute Steinblöcke zu sehen sein, von riesiger Größe, in welchen deutlich die Glieder einer Kette abgedrückt sind, mittelst welcher der Böse damals seine Last umwunden, und durch die Lüfte geführt haben soll.

Die
geſtohlene Lammsleber.

Croatiſche Sage.

Stillt die Angſt der Todesſtunde
Preßt kein Wort aus ſeinem Munde,
Nur das Klingen von Dukaten
Macht geſchwätzig den Croaten.

Levitſchnigg.

Als der Herr noch auf Erden wandelte, beſuchte er mehrere Länder, um zu ſehen, welchen Fortgang ſeine Lehre nehme unter den Völkern. Auf einer dieſer Wanderungen gelangte er auch in das Land, welches die Croaten bewohnen, und das von dieſem Völkerſtamme den Namen hat.

In Croatien waren zu jener Zeit, und ſind zum Theil noch, wüſte Landſtriche und unwirthbare Wälder, in welchen man nur ſelten eine ſchlechte Waldſchenke erblickt, und daher gezwungen iſt, die Lebensmittel für die Reiſe mit ſich zu führen.

Einen ſolchen Wald hatte nun der Herr mit ſeinem Jünger und Begleiter, dem getreuen Petrus, zu durchwandern.

Sie nahmen ſich daher in dem letzten Dorfe einen Bauer, Namens Dane (Daniel), zum Führer,

kauften sich ein Lamm, und machten sich sodann auf die Wanderung.

Sie mochten bereits eine halbe Tagreise zurückgelegt haben, als sie Ermattung und Hitze zwang, unter einer schattigen Eiche auszuruhen. Sowohl der Herr als Petrus streckten sich auf den duftigen Grasbeden nieder, um ein wenig zu schlafen, während Dane das Lamm schlachten, und nach croatischer Sitte, nämlich im Ganzen, braten sollte.

Dane machte sich an seine Arbeit, und bratete das Lamm, aber die Leber desselben lachte ihn so unwiderstehlich an, daß er nicht umhin konnte, selbe in aller Eile zu verzehren.

Als der Herr und Petrus erwachten, und sich anschickten, nun auch einen Theil des Bratens zu verzehren, vermißte der erstere die Leber, und befragte daher den Führer: „Dane, wo ist die Leber des Lammes?“

„Herr, ich habe nichts von der Leber gesehen“, sagte dieser mit der gleichgültigsten Miene von der Welt.

„Lüge nicht“, sprach der Herr, ihm scharf in's Gesicht blickend. „Du hast die Leber gegessen.“

Dane aber schwur und betheuerte, daß er dieß nicht gethan, ja, daß das Lamm gar keine Leber gehabt habe.

„Wohlan“, sprach der Herr, „die Zukunft wird uns zeigen, ob du gelogen oder nicht.“

Auf dieses kamen sie an den Fluß Kupa, wel-

cher durch Regengüsse angeschwollen war, und ihren Weg hemmte, denn sie mußten an das jenseitige Ufer.

Der Herr aber winkte, da theilten sich die Wellen, und er so wie Petrus schritten durch dieselben; furchtsam und zögernd folgte ihnen Dane.

Als letzterer aber in die Mitte des Flusses gekommen, hob sich das Wasser mit einem Male um ihn, und wuchs und wuchs, bis es ihm an die Kehle reichte, und Dane, in der Furcht zu ertrinken, ein fürchterliches Jettergeschrei erhob.

Da wendete sich der Herr, und rief ihm zu: „Bekenne Dane, du hast die Lammsleber gegessen."

„Herr", flehnte Dane, „und wenn ich im nächsten Augenblick ertrinken muß, ich bin unschuldig, und habe sie nicht gegessen."

Da winkte der Herr wieder, die Fluthen senkten sich, und Dane folgte den Beiden.

So wanderten sie nun wieder eine Weile, die Nacht begann bereits stark hereinzubrechen, als sie eine schlechte Erdhütte gewahrten, auf die sie zuschritten.

Bald hatten sie die einsam gelegene Waldschenke erreicht, und beschlossen, in selber die Nacht zuzubringen.

Nachdem sie ihr Nachtmahl eingenommen, begaben sie sich zur Ruhe, und da für alle Drei nicht Raum genug in der unteren Stube war, mußte Dane auf dem Heuboden sein Nachtlager aufschlagen.

Der Schlummer hatte sich noch nicht lange auf ihre Augenlieder gesenkt, als sie ein heftiges Geräusch erweckte. Die ganze Hütte stand in Flammen.

Der Herr winkte, und sieh, das Feuer theilte sich, und sowohl er als Petrus und die Wirthsleute gingen unversehrt durch dasselbe.

Viel schlimmer aber erging es Dane, unter dessen Füßen bereits der Boden brannte, und der, um sich nicht die Füße zu verbrennen, auf den Kohlen mit den fürchterlichsten Grimassen herumhüpfte und sprang, vergebens einen Ausweg aus den Flammen suchte, und um Hülfe schrie.

Da rief der Herr abermals zu ihm: „Dane, bekenne, du hast die Leber gegessen."

„Herr", ächzte Dane, „und wenn ich gleich verbrennen muß, ich habe sie nicht gegessen."

Da winkte der Herr abermals, das Feuer erlosch, und Dane hinkte mit halbversengten Sohlen den beiden Wallern nach.

Des andern Tages kam der Herr mit Petrus und Dane in einen Marktflecken, in welchem eben das Kirchweihfest gefeiert wurde.

Croatische Bauern und Dirnen trieben sich im bunten Gewühle um die Krambuden herum, um sich dieß oder jenes zu kaufen. Musik erscholl aus der Schenke und vom Tanzboden, wo die Jugend sich bei Insulaner-Wein und Tanz unterhielt.

Plötzlich rief ein Krämer: „Ein Dieb! ein Dieb!"

Alles ſtrömte verwirrt durch einander, den Flüchtigen zu fangen, der aus einer der Buden einen Leibgürtel geſtohlen hatte.

Er war entwiſcht, man wuſte nicht wohin.

Da ſchöpften die Leute Verdacht, daſs Einer jener drei Fremden der Thäter ſei, und der Richter verfügte ſich zu dieſen, und ferderte ſie auf, ihr Gepäcke zu öffnen.

Der Herr und Petrus willfahrten ſeinem Begehren, ohne daſs das Entfremdete gefunden wurde.

Als aber Dane ſeine Torba öffnete, da winkte der Herr, und zur gröſsten Beſtürzung Dane's fand ſich der entwendete Gürtel in dem Sacke.

„Fort, auf den Galgen mit dem Dieb!“ ſchrie wüthend die Menge, und der Richter lieſs Dane ſogleich von ſeinen Knechten ergreifen, und nach dem Galgen, welcher ſich unferne des Marktfleckens befand, führen, um das Urtheil ohne Verzug an ihm zu vollſtrecken.

Schon kletterte der Freiknecht den Galgen hinan, befeſtigte an den Querbalken den Strick, und lieſs ſich durch die andern den armen Dane hinaufreichen, um ihn anzuknüpfen.

Vergebens ſuchte Dane ſeine Unſchuld zu beweiſen, vergebens ſchrie er auf das Entſetzlichſte um Hil-

[redacted], schon kitzelte die rauhe Schlinge seinen Hals — eine Sekunde noch, und er ist verloren.

Da wendet sich der Herr noch einmal zu Dane, und ruft: „Dane, ich rette dich, bekenne aber, daß du die Lammsleber gegessen hast."

„Herr", ächzte Dane, „und wenn ich alsogleich erdrosselt werden muß, ich habe sie nicht gegessen."

Da winkte der Herr abermals, und verschwunden war Galgen, Henker, Richter und Volksgewühl.

Dane glaubte geträumt zu haben, denn er befand sich, die Terba auf der Schulter, wie früher in Gesellschaft der beiden Reisenden, jedoch eine halbe Stunde vom Marktflecken entfernt.

Der Herr war sichtbar erzürnt über Dane's Beharrlichkeit im Leugnen, und sprach leise zu Petrus: „Fürwahr, Petrus, es ärgert mich, daß ich trotz aller Wunder, die ich angewendet, aus dem halsstärrigen Burschen nicht das Geständniß seiner Schuld herauszubringen vermag."

„Ach Herr", erwiederte Petrus, „du kennst das Volk nicht, welches diesen Boden bewohnt. Ertheilst du mir die Erlaubniß, an deiner Statt zu handeln, so will ich ohne große Mühe das Geständniß aus ihm locken."

„Es sei", sagte der Herr.

„Nun so laß uns hier ausruhen, und stelle dich, als ob du schliefest", sprach Petrus.

„Ich bin müde", ſagte hierauf laut der Herr zu Petrus. „Laß uns hier ein wenig verweilen und ausruhen."

Auf dieſes ſtreckten ſich alle drei in das Gras, und der Herr ſtellte ſich als ob er ſchliefe.

Da zog Petrus ein Beutelchen aus der Taſche, aus welchem er Geldſtücke nahm.

Lüſtern blickte Dane auf die blinkende Münze.

Petrus zählte und theilte die Geldmünzen in vier Theile, verwundert ſchaute ihm Dane zu, da aber Petrus gar nicht auf ihn zu achten ſchien, vermochte er ſeine Neugierde nicht länger zu beſchwichtigen, und näherte ſich dem Petrus, den er auf das Freundlichſte befragte: „Ei, was macht Ihr da mit den vielen ſchönen Geldſtücken?"

„Ich theile ſie in vier gleiche Theile", antwortete Petrus, „da wir nun am Ziele unſerer Wanderung ſind, und uns an jener Wegſcheide trennen."

„So?" verſetzte Dane, „und wem gehört jenes erſte Häufchen?" fragte er weiter.

„Das gehört dem Herrn."

„Und das zweite?"

„Das gehört mir", antwortete Petrus.

„Und das dritte?"

„Das dritte Häufchen iſt dein Eigenthum."

„Ja, aber da bleibt ja noch ein viertes übrig, wem gehört denn dann das vierte?"

„Das gehört demjenigen, welcher die Lammsleber gegessen hat", antwortete Petrus.

Da sprang Dane plötzlich auf, und schrie aus allen Kräften: „Herr, das Häufchen gehört mir, denn ich habe sie gegessen, ich, ich, das schwöre ich Euch bei meiner Seligkeit, bei allem, was mir werth und theuer ist. Kein anderes Menschenkind bekam davon einen Bissen, ich habe die ganze Lammsleber während eures Schlafes verzehrt!!"

Das

Kreuz mit der Haarflechte.

Steyermärkische Sage.

Schau' dort des Kreuzes Zeichen,
Es soll dich ernstlich warnen,
Daß, wenn die Götter weichen,
Die Bösen dich umgarnen.

Ferd. Sauter.

Wo der Grimming in das blühende Ennsthal hinunterschaut, erblickt man an einem vorspringenden schroffen Felsenhange der Bergerekeralpe ein einfaches Kreuz von Holz, an welchem eine schwarze Haarflechte befestigt ist, zur Warnung für den Wanderer, welcher jene Berghöhe erklimmt.

Marie und Leni waren zwei der liebenswürdigsten Bauernmädchen, frisch und blühend, wie die Alpenröslein, welche auf ihren Heimatbergen aus den einsamen Felsen hervorsprossen. Überaus lieblich stand Beiden der breite Hut, das rothe knappe Miederleibchen mit Silberspangen verziert, und das faltenreiche

Röckchen, welches nach Landessitte ihnen kaum bis an die niedlichen Waden reichte, von welchen die Bursche die Blicke nicht abwenden konnten, und kein Mädchen durfte sich rühmen, so schöne und lange Haarflechten zu besitzen, wie Leni und Marie.

Nur daß Marie in Allem zarter und weiblicher gebildet war, als die starke und kräftige Leni, und auch um Vieles sanfter und kindlicher.

Beide Mädchen, im Hause ihrer Ältern lebend, und dort die ausgebreitete Wirthschaft besorgend, erstiegen oft des Sommers mit einander die Bergerekeralpe, um dort bei den Sennerinnen nachzusehen.

Eines Tages hatten sich Beide auf der Alpe verspätet, so zwar, daß die Nacht bereits gewaltig hereinzubrechen begann, als sie an den Heimweg gedachten.

Überdieß stiegen noch schwere Wolkenberge, ein Ungewitter verkündend, träge und dräuend, wie gespenstige Riesen, im fernen Westen auf, und umnachteten immer mehr und mehr den sternbesäeten Himmel; immer finsterer und finsterer zogen sie herauf. Todtenstille lag über die ganze Gegend verbreitet.

„Wir bekommen heute noch ein starkes Gewitter, Leni", sprach Marie, „laß uns lieber in der Alpenhütte bleiben und es abwarten."

Leni aber schalt ihre Schwester ein furchtsames Kind, und sprach: „Ei was, wir werden wohl trotz dem Gewitter noch das Haus erreichen.“

Und sie begannen ihren Weg nach dem Thale. Da verhüllte sich mit einem Male der Mond, welcher ihren einsamen Pfad beleuchtete, undurchdringliche Finsterniß verbreitete sich über Berg und Felsklüfte, der Donner rollte, der Sturm rauschte und ergelte durch die knarrenden und wankenden Fichten und Tannen; niedersauste der Regen, und geißelte die nackten Felsenrippen.

Immer gefahrvoller wurde die Wanderung der beiden Mädchen, beständig mußten sie sich an dem herabhangenden Gestrippe der Felsenwände, und an den hervorspringenden Wurzeln festklammern, um nicht von dem wüthenden Sturme in den gähnenden Abgrund geschleudert zu werden. Fast bei jedem Schritte mußten sie mit dem einen Fuße den schmalen und unsichern Pfad befühlen, bevor sie es wagen durften, den andern Fuß vorzusetzen; oft glitt derselbe auf dem glatten Gesteine oder den nassen Nadeln der Föhren, welche dieses bedeckten, und nur das Gesträuch, welches die Schwebende umklammert hatte, rettete diese von dem schrecklichen Falle.

Da erfaßte Marie eine namenlose Angst. „Nein ich gehe nicht weiter“, rief sie, „komm Leni, und laß

uns unter diesem Felsenhang niederknieen und beten, bis das Ungewitter vorüber ist. Gott selbst will nicht, daß wir weiter gehen sollen."

„Ei was", rief die kecke Leni, „ich will einmal nach Hause. Bete du meinetwegen so lange du magst, und laß dich vom Sturm und Hagel zerreitschen nach Gelüsten."

„Jesus Maria!" rief jene, „versündige dich nicht!"

Aber Leni schwang sich rasch über eine hervorspringende Felsenriyre hinab.

„Leni!" schrie Marie noch einmal.

Vergebens. Leni hörte nicht auf Mariens Ruf und war schon im nächsten Augenblick in die dichte Nacht verschwunden. Noch einmal erblickte die vor Frost und Angst zitternde Marie bei dem Aufleuchten des Blitzes, welcher das ganze Thal mit Tageshelle übergoß, den breiten Hut ihrer Schwester, und das schwarze kurze Röckchen mit den rothen und grünen Rändern; dann schlug wieder die Nacht ihre Rabenflitige um Mariens Augen.

Gleich darauf rauschte es nicht allzuferne durch das Gesträude; — ein gellender Schrei schlug an Mariens Ohr, auf welchen ein dumpfer Fall, und dann wieder einer, tief — tief unten aus dem Geklüfte erscholl.

Das war Leni! — Marie, welche auf ihre Kniee gesunken war, wollte sich aufraffen, aber der Schreck hatte ihre Glieder gelähmt; sie wollte schreien, aber der Ton erstickte in ihrer Kehle; bewußtlos sank sie unter dem Felsenhange nieder.

Das Ungewitter war verübergezogen, die ersten Morgenschimmer übergüldeten wieder die Felsenzinken, und blitzten und funkelten in den nassen Föhren und Tannenzweigen, als auch die arme Marie wieder erwachte aus ihrem todtenähnlichen Schlummer.

Schon wähnte sie freudig, bloß geträumt zu haben von einem Schrei der Schwester, einem Fall, und daß sie sich dann aufraffen wollte, um ihr zu Hilfe zu eilen; als sie plötzlich nahe dem fürchterlichsten Abgrunde, an einem Kreuzdornstrauche, dessen Blätter mit Blut gefärbt waren, eine abgerissene, ihr nur zu wohl bekannte Haarflechte, Leni's Haarflechte — zu ihrem Entsetzen erblickte.

Marie sowohl als ihre gramerfüllten Ältern weinten bittere Thränen über Leni's schaudervolles

Ende, und Letztere errichteten an der Stelle jenes Kreuzdornstrauches am Felsenhange das Kreuz, an welches sie die abgerissene Haarflechte banden, zum Denkmal an die unglückliche Leni, und zur Warnung, daß man die Langmuth des Herrn nicht in Versuchung führen möge.

Die
drei Gauner von Tiundaland.

Däniſche Sage.

Drei Gauner ſeh'n wir trügeriſch umſchlingen
Den Redlichen, dem ſolch' Gewebe neu;
Doch weiß ein Weib ihm ſichern Rath zu bringen,
Er kehrt das Netz, und fängt ſie alle Drei.

Carlsruhe.

An dem Strande von Tiundaland in Dänemark ſaßen in einer Taverne, in welcher gewöhnlich Handelsleute und Schiffsmänner zuſammen kamen, drei Männer von ziemlich verdächtigem Ausſehen, welches noch bei dem einen durch eine auffallend ſpitze Naſe, bei dem zweiten durch kurzes brennendrothes Haar, und bei dem dritten durch ein ſchwarzes Pflaſter über das linke Auge um ein Bedeutendes vermehrt wurde.

Dieſe drei Männer waren Brüder, welche zur Fahne Langfinger's geſchworen, und ſich bereits durch allerlei Gaunerſtreiche und Spitzbubenkniffe ein nicht unbedeutendes Vermögen geſammelt hatten.

Der eine mit der Spitznaſe nannte ſich: Hagbarth, der zweite mit dem rothen Haupthaare: Sven, und der dritte mit dem Pflaſter über dem fehlenden Auge: Trolle.

Hagbarth, der älteste von ihnen, machte die beiden andern eben mit einem neuen Plane bekannt, um einen reichen Handelsherrn, welcher sich auf dem Wege von Schweden nach Tiundaland befand, in ihre Falle zu locken.

„Dieser Mann", sprach Hagbarth, „ist ein so sonderbarer Kauz, wie Ihr noch Zeit eures Lebens keinen gesehen. Er ist in den besten Jahren, klug, von gutem und gefälligen Ansehen, nur wählte der Zufall sein Antlitz zu einem sonderbaren Naturspiele, indem es ihn mit einem blauen nnd einem bräunlichen Auge beschenkte. Übrigens ist er sehr fröhlichen Gemüths, und liebt Kleiderpracht bis zur Verschwendung. Kurz und gut, Ihr werdet zwischen heute und morgen selbst Gelegenheit haben, ihn persönlich kennen zu lernen."

„Nun erübrigt nur, daß ich Euch mit meinen Plan bekannt mache, und Euch die Rollen zutheile, welche Ihr zu spielen habt, damit wir Herren seiner Schätze und Reichthümer werden."

Nach diesen Worten rückten die drei sauberen Kumpane näher zusammen, und Hagbarth theilte ihnen mit leiser Stimme seine Vorschläge mit.

Am nächsten Morgen landete, wie Hagbarth verhergesagt, der schwedische Handelsmann, Namens Erich Helgersehn, am Strande von Tiundaland.

Es war wirklich ein schöner, kräftiger Mann, dessen Kleiderpracht jene der meisten Kaufleute von Tiundaland verdunkelte; denn von keinem Hute eines

Andern nickten die Federn so stolz herab, als wie von jenem unseres Schweden, und kein Gürtel war so reich mit Gold durchwirkt, als der seine; auch trug keiner eine so seltene köstliche Waffe, als der Dolch war, welcher in seinem Gürtel steckte.

Doch hatte auch Hagbarth nicht gelogen, als er sagte, daß er ein blaues und ein braunes Auge besitze, denn es befand sich wirklich so.

Als Erich Holgersohn die gehörigen Befehle an seine Leute ertheilt, und alles Nöthige besorgt hatte, was seine Ankunft erheischte, verließ er das Schiff, um sich nach einem Käufer für seine Waaren umzusehen.

Er ging noch nicht lange am Strande dahin, als Hagbarth, welcher schon auf ihn lauerte, ihm entgegen trat.

„Ihr seid ein fremder Kaufherr, und bringt wahrscheinlich Waaren zu uns nach Trundaland."

„So ist es", erwiederte Erich Holgersohn, „mein Schiff ist mit Eisenwaaren befrachtet."

„Könnte man sie nicht besehen", fragte Hagbarth weiter.

„Sogleich, wenn es Euch beliebt", versetzte Erich, und führte ihn sodann auf sein Schiff, wo er ihm die Waaren zeigte.

Hagbarth sprach ein Langes und Breites über Erich's Waaren, und über ihre Güte, und verließ, jedoch ohne zu einem Resultat gekommen zu sein, mit ihm das Schiff.

Sie gingen hierauf wieder am Strande dahin, als sie zu einem hübschen Hause, welches Hagbarth gehörte, gelangten.

„Dieses ist mein Haus", sagte Hagbarth, „wollet Ihr nicht eintreten?"

„Wenn Ihr erlaubt."

Hierauf traten beide in das Haus.

„Wie wäre es", nahm jetzt Hagbarth das Wort, „wenn wir einen Tauschhandel machten?"

„Laßt hören!"

„Ich gebe Euch Alles, was sich jetzt in diesem Hause Bewegliches befindet, wenn Ihr mir dagegen die Ladung Eures Schiffes überlaßt. Beseht Euch die Sache selbst."

Erich Holgersohn besah sich die Einrichtung des ganzen Hauses genau, und sprach sodann, da er einen sicheren Vortheil aus dem Handel für sich ersah: „Ich bin nicht abgeneigt, den Handel einzugehen; wenn Ihr mir Alles, was sich jetzt in diesem Hause befindet, überlaßt, so gehört meine Schiffsladung Euer."

„Topp", rief Hagbarth, „der Handel ist geschlossen. Morgen komme ich Euere Ladung zu übernehmen, an welchem Tage Ihr auch das Euere unaufgehalten in Besitz nehmen mögt."

Nachdem noch der schwedische Kaufmann Alles, was sich in dem Hause befand, in ein Buch, welches er immer bei sich führte, eingetragen, und auch Hagbarth das Nöthige hierüber zu Papier gebracht hatte, schieden die beiden Kaufleute vergnügt von einander.

Kaum war der Morgen des nächſten Tages angebrochen, ſo erſchien auch ſchon Hagbarth mit einigen Leuten, und ließ die Waaren an das Land bringen. Als Hagbarth aber ſelbe übernommen hatte, machte Erich Holgerſohn noch einen kleinen Spaziergang, bevor er ſein Eigenthum übernehmen wollte.

Auf dieſem Spaziergange aber wurde er von einigen Kaufleuten aufgehalten, welche ſich in einer Strandſchenke zu ihm geſellet hatten, und ihm eine, ihn faſt befremdende Ehrfurcht und Freundlichkeit angedeihen ließen.

Erich Holgerſohn konnte ſich, ohne unartig zu ſein, von der Geſellſchaft nicht trennen, und dachte, daß auch am folgenden Tage noch Zeit wäre, die Einrichtung des Hauſes zu übernehmen.

Wirklich verfügte ſich auch Erich am nächſten Tage in Hagbarth's Haus. Wie ſehr aber erſtaunte er, als ihm Hagbarth entgegen trat, und mit trocknen Worten ſagte, daß er nichts mehr von ihm zu fordern habe.

„Ich wartete", fuhr der Hinterliſtige fort, „auf Euch den ganzen Tag, an welchem ich meine Güter an Euch zu überliefern verſprochen hatte, ohne daß Ihr gekommen."

„Ihr habt alſo die Zeit der Übernahme verabſäumt, und mir dadurch zu verſtehen gegeben, daß Ihr Verzicht auf meine Güter leiſtet, und nach unſeren Geſetzen gehört das Gut, welches ſein Eigenthümer verläßt, demjenigen, der es nach ihm in Beſitz nimmt."

Erich Holgerſohn begriff nun mit einem Male die ſonderbare Freundlichkeit der Kaufleute, die nichts anders, als Spießgeſellen Hagbarth's waren, der ihn in dieſe Falle gelockt.

Auf das Äußerſte aufgebracht über dieſen Schurkenſtreich, machte er Hagbarth die bitterſten Vorwürfe, je mehr er ſich aber ereiferte, deſto höhniſcher begegnete ihm dieſer, bis Erich, von ſeinem Zorne hingeriſſen, in die heftigſten Schmähungen wider ihn ausbrach.

Hagbarth aber erwiederte ihm mit höhniſchen Lächeln, daß er mit einem Manne, der außer ſich gerathen ſei, nichts weiter zu ſprechen habe, wohl aber ihn für ſeine Beleidigung bei Gericht zur Rechenſchaft ziehen würde. Hierauf kehrte er ihm den Rücken, und entfernte ſich, ohne weiters auf ihn zu hören.

Voll Ingrimm und Groll über Hagbarth's Niederträchtigkeit ging nun auch Erich nach der Gegend zurück, in welcher ſein Schiff vor Anker lag, als ihn plötzlich Jemand heftig an der Schulter anfaßte.

Verwundert blickte Erich um, und ſah einen Menſchen von rieſiger Geſtalt, mit brennend rothem Haarthaare vor ſich, welcher ihn mit zornfunkelnden Augen anblickte. Es war Sven.

„Ha, ſehen wir uns endlich, mein ſauberer Kumpan?“ fragte dieſer.

„Herr“, erwiederte Erich Holgerſohn, „Ihr irrt Euch in der Perſon.“

„Nicht doch“, verſetzte Sven, „ich irre mich nicht. Ich kenne Dich nur zu gut, ſo wie dieſen geld-

geflickten Gürtel, und den mit Juwelen beſetzten Dolch, welchen Du in demſelben ſtecken haſt, die ich beide in England kaufte, und die Du mir in Paris entwendeteſt."

„Was erkühnt Ihr euch?" rief Erich.

„Her mit dem Gürtel", brüllte Sven, indem er ihm mit Blitzesſchnelle den Dolch entriß, und auf ihn zückte.

Erich Holgerſohn ſah ſich in der Gewalt ſeines Gegners, er löſte daher ſeinen Gürtel, und reichte ihn dem Fremden.

Dieſer ſteckte denſelben kaltblütig zu ſich, und ſprach zu Erich: „Danke es meiner Großmuth, daß ich die Waffe, die ich zurück erhalten habe, nicht zuerſt an Dir verſuche, aber ich will es dem Gerichte von Tiundaland überlaſſen, das Urtheil über Dich auszuſprechen."

Nach dieſen Worten verſchwand er in die nächſte Straße.

Faſt außer ſich vor Wuth über die Ungerechtigkeiten, welche ihm begegnet, brauchte Erich Holgerſohn einige Zeit, um ſich zu faſſen. Als er ſein aufgeregtes Gemüth wieder etwas beſänftiget hatte, ſetzte er ſeinen Weg fort.

Noch war er nicht ſehr weit gekommen, als ihn ſchon wieder Jemand ſachte auf die Achſel klopfte.

„Was gibt es denn ſchon wieder?" fragte Erich.

„Wie, bin ich nicht mehr ſo glücklich, Verehrteſter, von Euch gekannt zu ſeyn?" fragte ihn ein lan-

ger hagerer Mensch, welcher nur ein Auge im Kopfe hatte, mit ironischer Höflichkeit. Es war Trolle.

„Geht zum Henker, ich habe Euch in meinem Leben nicht gesehen."

„Wie? Hochansehnlichster", fragte der Einäugige höhnisch, „Ihr habt mich nie gesehen? — Ihr wißt Euch wohl auch nicht zu erinnern, daß wir uns ein Mal auf Samsey getroffen haben, wo ich noch zwei Augen hatte, Ihr aber nur Ein Auge besaßet."

„Was", rief Erich, „ich nur Ein Auge?"

„Ja, und daß es Euch damals beliebte, mir eines von meinen beiden Augen durch die Kunst eines finnländischen Zauberers aus dem Kopfe herauszuzaubern, und Euch statt des Euch mangelnden einzusetzen."

„Seid Ihr toll?" stotterte Erich Holgersohn.

„Mit nichten", erwiederte Trolle, „der Beweis liegt noch klar am Tage, da mein Auge noch seine natürliche Farbe beibehalten, welche ganz verschieden von der Eures Auges ist. Ich werde daher zu dem Richter meine Zuflucht nehmen, daß er Euch, ganz Vortrefflicher, zwinge, mir das gestohlene Auge zurück zu geben, und die Strafe für Euren Raub über Euch verhänge."

Nach diesen Worten entfernte sich Trolle.

Erich Holgersohn stand wie vom Blitze gerührt, und wußte nicht, was er von all' dem halten sollte. Endlich faßte er sich wieder, und da der Abend bereits stark hereindunkelte, verfügte er sich grollend und fluchend nach seinem Schiffe.

Als er am nächſten Morgen daſſelbe wieder verließ, und durch einige Straßen von Tiundaland ſchlenderte, war er nahe daran, zu glauben, daß er Alles, was ihm Tags vorher begegnet, nur geträumt habe, aber nur zu bald überzeugte er ſich von der Wirklichkeit jener Begebenheiten, da er mehrere Vorübergehende von ſeinen ſonderbaren Rechtshändeln, die noch heute vor Gericht ſich entſcheiden ſollten, ſprechen hörte.

Noch immer wußte er aber nicht, was er beginnen ſollte, um ſich aus dieſem Gewirre von Ränken und Unannehmlichkeiten zu ziehen, und zu ſeinem Eigenthum zu gelangen, als er um eine Gaſſenecke bog, und mit einem Male ein ſchallendes Zettergeſchrei an ſeine Ohren ſchlug.

Ein junges hübſches Mädchen, welches augenſcheinlich einer Gefahr zu entrinnen ſuchte, kam athemlos die Straße herabgeflogen.

Bald zeigte ſich auch die Urſache ihres Schreckens, denn ſchon kam ein Stier, welcher wüthend geworden, mit geſenkten Hörnern auf Beide zugerannt.

Glücklicherweiſe erblickte Erich Holgerſohn einen Prügel auf der Erde, haſtig raffte er dieſen auf, und ſchwang ihn gegen das wildgewordene Thier, welches durch die unerwartete Erſcheinung erſchreckt, ſogleich wieder umkehrte.

Erich Holgerſohn wendete ſich zu ſeiner Schönen, deren Paladin er geworden, und es bedurfte nicht viel, um ſie gänzlich zu beſchwichtigen. Erich bat ſie, ihr noch eine Strecke Weges das Geleite ge-

ben zu dürfen, welches von ihr nicht abgeschlagen wurde.

„Eurer Kleidung nach zu urtheilen, seid Ihr ein Fremder hier zu Lande?“ sagte das Mädchen.

„So ist es“, erwiederte Erich, „ich bin ein Handelsmann aus Helsingberg in Schweden, und nenne mich Erich Holgersohn.“

„Erich Holgersohn“, wiederholte das Mädchen, „ach, Ihr seid doch nicht jener selbe Erich Holgersohn, welcher von drei Einwohnern von Tiundaland zugleich vor Gerichte belangt wurde?“

„Ich bin derselbe“, antwortete Erich, „doch ist mir unbegreiflich, wie diese Begebenheit so schnell den Weg zu Euch gefunden hat.“

„Es wird Euch nicht mehr wundern, wenn ich Euch sage, daß ich Bytha, die Tochter Knud's, des Richters von Tiundaland bin.“

„So muß ich doppelt den Zufall preisen“, entgegnete Erich Holgersohn, „der mich Euch heute finden ließ. Denn nach der Sanftmuth und Herzensgüte, die sich in Eurem Antlitz spiegelt, werdet Ihr mir die Bitte nicht verweigern, mich mit Eurem Vater bekannt zu machen, daß er mir mit gutem Rathe an die Hand gehe, wie ich mich aus diesen Verwirrungen ziehen, und wieder zu meinem Eigenthum gelangen könne.“

„Leider ist dieses nicht möglich“, antwortete Bytha, „da mein Vater, seiner strengen Rechtlichkeit zu Folge, Euch um keinen Preis die Waffen gegen Eure Kläger in die Hände liefern würde. Doch will ich aus Dankbarkeit, für den mir erwiesenen Dienst, versuchen

ob es mir nicht möglich iſt, auf eine andere Weiſe aus ihm herauszubringen, wie er in Eurer Lage ſich gegen die Anklage jener Nichtswürdigen vertheidigen würde."

„Geht daher mit mir bis zu dem Hauſe meines Vaters, und horchet dort unter den Fenſtern auf das, was er mir antworten wird, und richtet Euch darnach. Ich zweifle nicht, daß wir das Rechte erfahren werden."

Erich Holgerſohn dankte der ſchönen Gytha mit den glühendſten Ausdrücken, und ſchlich ſich hinter ihr bis zu dem Hauſe des Richters Knud, wo er unter dem Fenſtervorſprunge mit geſpanntem Ohre auf das lauſchte, was er hören würde.

In der That währte es nicht lange, als er über ſich die Stimme der ſchönen Gytha, und bald darauf jene ihres Vaters vernahm.

Gytha erzählte ihrem Vater, in welcher Gefahr ſie geſchwebt, und wie ein Fremder, und zwar eben derſelbe, von deſſen Rechtshändel er früher mit ihr geſprochen, ſie gerettet habe.

Als Knud ſeine Freude über ihre Rettung geäußert, und den Muth und die Geiſtesgegenwart des Fremden geprieſen, bedauerte Gytha, daß ihr Retter in ſolche Rechtshändel verwickelt worden ſei. „Ich bin begierig zu erfahren", fuhr ſie fort, „wie er ſich aus den Schlingen, welche ihm jene, als Schurken in Tiundaland hinlänglich bekannten drei Brüder, gelegt haben, ziehen wird."

„Sag' mir doch, liebes Väterchen, was würdest Du sagen, um die Ankläger ihrer Lügen zu überweisen, und dein Eigenthum zu erhalten?"

„Ich würde List gegen List gebrauchen", erwiederte die Stimme Knud's, „und die Schurken mit ihren eigenen Waffen bekämpfen." Hierauf theilte er ihr sowohl die Klagen der drei Brüder, wie auch die Art und Weise mit, wie er dieselben in Erich's Lage widerlegen würde.

Erich Holgersohn ließ sich kein Wörtchen, was Knud sprach, entschlüpfen, und kehrte mit erleichtertem Herzen von dem Hause des Rechtsgelehrten nach seinem Schiffe zurück.

Auf demselben angelangt, erblickte er zwei Fremde mit weißen Stäben in den Händen; es waren die Gerichtsdiener, welche der hohe Rath von Tiundaland bereits ausgesandt hatte, ihn nach dem Gerichtshofe zu berufen. Erich Holgersohn verfügte sich nur noch auf ein paar Minuten in seine Kajüte, wo er in größter Eile einiges in sein Buch notirte, und folgte dann ohne Säumen den Gerichtsdienern nach dem Gerichtshause.

In dem Gerichtssaale fand er bereits Gytha's Vater nebst mehreren Räthen. Nach einem feierlichen Stillschweigen nahm der erstere das Wort, und sprach zu Erich: „Ihr seid der Handelsmann aus Schweden, Namens Erich Holgersohn."

Erich bejahte.

„Es ſind drei Klagen wider Euch eingelaufen, gegen welche Ihr Euch vor unſerem Richterſtuhle zu verantworten habet, ſeid Ihr darauf gefaßt?"

„Vollkommen", antwortete Erich Holgerſohn mit Ruhe.

„So rufet die Kläger." Die Gerichtsdiener entfernten ſich, und gleich darauf erſchienen Hagbarth, Sven und Trolle.

„Erſter Kläger rede!"

Da trat Hagbarth mit frecher Stirne vor, und ſprach: „Ich hatte mit dieſem Manne einen Vertrag geſchloſſen, dem zu Folge ich ihm Alles, was in meinem Hauſe ſich befand, gegen die Ladung, welche er von Helſingberg nach Tiundaland brachte, zu überlaſſen verſprach."

„Ich nahm die Schiffsladung in Empfang, und erwartete an dem feſtgeſetzten Tage, daß auch er das Seine in Empfang nehmen würde. Da er aber nicht erſchien, ſo nahm ich dieſes als ein Zeichen, daß er mich meiner Verpflichtung entbunden habe, und verweigerte ihm in der Folge das, was nach unſeren Geſetzen wieder mir anheim gefallen war."

„Dieſer Mann aber begehrte noch fortwährend ſein Eigenthum mit Heftigkeit, und ſchmähte mich auf offener Straße, wofür ich nunmehr Genugthuung und Abbitte verlange."

„Obgleich es ſcheint", antwortete Knud, „daß Ihr die Unkunde dieſes Mannes mit unſeren Landesgeſetzen benützet, und ihn ſchlauer Weiſe in eine Falle lecktet, ſo kann ich nicht umhin, Euch die benannten

Güter als Eigenthum zuzuerkennen, und ihm seine Schmähungen wider Euch strenge zu untersagen, inso-ferne es so ist, wie Ihr eben sagt."

„Ich läugne nicht", antwortete Hélgaersohn, „daß ich die Frist, in welcher ich die Einrichtung des Hauses abzubeten hatte, verabsäumte, doch bedurfte ich nicht mehr die Frist zuzuhalten, da dieser Mann seinem Recht auf sein Eigenthum für immer entsagte, indem er schon am Morgen dieses Tages aufgehört hatte, ein freier Mann zu sein."

„Was?" rief Hagbarth, „ich kein freier Mann?"

„Wie ich Euch beweisen werde", fuhr Erich gelassen fort. „Wir schlossen den Vertrag, daß Ihr mir für meine Schiffsladung Alles, was sich in Eurem Hause befand, als Eigenthum zu überliefern hattet. Alles nämlich: Euch selbst mit eingerechnet, da Ihr Euch zu jener Zeit ebenfalls in dem Hause befandet."

„Werft nur einen Blick auf dieses Buch, und Ihr werdet finden, daß Euer Name bei den Gütern Eures Hauses nicht mangelt." Nach diesen Worten zeigte er Hagbarth sein Einschreibebuch, in welchem am Schlusse der Liste sein Name figurirte, worüber Hagbarth's Nase noch ein Mal so fritzig zu werden schien, als sie schon war, er selbst aber so sehr betreten wurde, daß er nicht zu antworten vermochte.

Knud sah Erich Helgaersohn verwundert an, und sprach sodann: „Es ist so wie Ihr sagt. Die Güter Hagbarth's sind die Euren, so wie er selbst Euer Sclave ist. Ihr aber", sprach er zu Hagbarth,

„ſeid der falſchen Anklage überwieſen, und werdet Eure Strafe finden.“

Nun trat Sven vor die Schranken, und ſprach zu Holgerſohn: „Belang es auch Eurer Schlauheit, in der Rechtsſache mit meinem Bruder Hagbarth den Sieg zu erringen, ſo wird es Euch doch nun und nimmermehr gelingen, meine Anklage zu widerlegen.“

„Sprecht alſo“, herrſchte der Richter.

„Seht dieſen goldgeſtickten Gürtel, und dieſen mit Juwelen beſetzten Dolch“, ſprach er hierauf zu dem Richter gewendet, „beide waren ſeit Jahren mein Eigenthum, als mich einſtens in Frankreich dieſer Mann beider beraubte. Zufällig fand ich ihn hier am Strande, erkannte ſogleich mein Eigenthum, und entriß ihm dasſelbe wieder.“

„Was hat Beklagter hierauf zu antworten?“ fragte Knud.

„Es iſt ſo, wie Sven ſagt“, antwortete Erich Holgerſohn gelaſſen.

Sven traute kaum ſeinen eigenen Ohren, als er dieſes Geſtändniß hörte.

„Ihr bekennt alſo“, fragte Knud, „daß Ihr ihm Gürtel und Dolch in Frankreich abgenommen?“

„Ich läugne es nicht“, antwortete Erich Holgerſohn. „Ich machte damals eine Händelsreiſe mit meinem jüngeren Bruder, als dieſer in Frankreich ſo unglücklich war, meuchlings ermordet zu werden.“

„Ich verfolgte den Mörder, ereilte ihn auf der Flucht, und entriß ihm diesen Gürtel und jenen Dolch, er selbst aber entsprang.“

„Ihr seht also, daß dieser Mann, indem er sich als Eigenthümer zu den Beiden bekennt, sich zugleich auch dadurch des Meuchelmordes an meinem Bruder schuldig gibt, und der gerechten Strafe für sein verübtes Verbrechen verfallen ist.“

Knud sah noch verwunderter auf Erich Holgersohn als früher, während Todtenblässe die Wangen Sven's überzog. Knud aber sprach: „Es ist erwiesen, daß Sven des Mordes schuldig, er soll seiner Strafe nicht entrinnen.“

„Nun aber müssen wir noch den dritten Kläger hören.“

Jetzt trat Trolle mit kecker Stirne vor, doch konnte in seinen Mienen ein scharfes Auge erkennen, daß ihm um den Ausgang der Sache bangte. Er faßte jedoch alle Kraft zusammen, und sprach zu dem Richter: „Dieser Mann, welchen ich zu Samsey als einen Einäugigen kennen lernte, stahl mir durch Zauberei mein rechtes Auge, und ersetzte mit demselben sein fehlendes. Betrachtet ihn nur“, fuhr er fort, „und Ihr werdet finden, daß er ein blaues und ein braunes Auge besitzt.“

Knud wendete sich zu Erich Holgersohn, schüttelte bedenklich das Haupt, und sprach: „Was habt Ihr hierauf zu antworten?“

Erich Holgersohn erwiederte: „Ich kann zwar mit einem Eid bekräftigen, daß dieser Mann eben

so unwahr spricht, als die Verhergehenden gethan haben, aber ich will ihn durch einen Beweis widerlegen, welcher Euch genügen soll. Man nehme mir das Auge, welches dieser Mann für das seine erkennt, aus dem Kopfe, und thue ihm dasselbe mit dem Auge, welches er noch besitzt, sodann wäge man beide. Gehörte mein Auge früher wirklich ihm, so wird es eben so viel wiegen als das seine, gehörte es aber nicht ihm, so wird sich ein Unterschied in dem Gewichte der beiden Augen zeigen. Beliebt also zur Probe zu schreiten, ich hoffe nicht, daß mein Kläger sich gegen dieselbe widersetzen, und dadurch seine Schuld an den Tag legen wird."

Trolle aber war durchaus nicht zu bewegen, sich das Auge aus dem Kopfe nehmen zu lassen, da er nicht sein Gesicht vollends verlieren wollte.

Da nahm Knud das Wort, und sprach: „Ich sehe, daß Du Dich dieser Prüfung nicht unterziehen willst, weil Du einsiehst, daß Deine Verleumdung durch das ungleiche Gewicht der Augen offenbar werden würde, aber Du entrinnst dem Arme der Gerechtigkeit so wenig als Deine schurkischen Brüder."

Nach diesen Worten besprach sich Knud leise mit den andern Räthen, worauf er folgenden Ausspruch that: „Das Gericht von Tiundaland, welches eingesetzt ist zum Schutze des Bedrängten, und zur Bestrafung des Verbrechers, verurtheilt Hagbarth sowie Sven und Trolle, als des Betruges und der falschen Anklage überwiesen, zu lebenslänglicher Galeerenstrafe. Ihre Güter aber erkennt dasselbe für das Eigenthum des von ihnen mißhandelten Schweden, welcher selbes

in Empfang nehmen, und friedlich seines Weges ziehen mag."

Nach diesem richterlichen Ausspruche wurde die Sitzung aufgehoben, Hagbarth, Svenund Trelle aber gefesselt und fortgeführt.

Erich Helgersohn, dessen Unschuld wieder in Tiundaland bekannt wurde, glaubte gegen seine Retterin, die schöne Sytha, nicht dankbarer sein zu können, als wenn er seinen jetzigen Wohlstand mit ihr theilen würde. Er warb daher um ihre Hand bei dem alten Knud, welcher ihm diese, nachdem er die Gesinnung seiner Tochter erforscht hatte, nicht verweigerte.

Als aber Erich Helgersohn seine Verbindung mit Sytha vollzogen, verließ er das Land, in welchem ihm so viele Gefahren gedroht, und kehrte, an der Seite einer jungen liebenswürdigen Gemahlin, und mit Reichthümern gesegnet, in sein Vaterland zurück.

Die

blaſſe Jungfrau zu Lauf.

Nürnbergiſche Sage.

Es ſteht ein junger Ritter wohl vor der Burg zu Lauf.
»Bin müd' vom weitem Wege, d'rum ſchließt das Thor mir auf!«
Doch Todtenſtille drinnen, wie außen vor dem Schloß,
Der Ritter ruft vergebens, vergebens ſcharrt ſein Roß.

Zitzinger.

„Lischen! Lischen!“ — rief der wohlbeleibte Müllermeiſter an der Pegnitz, zweien Reiſenden die Thüre in die Gaſtſtube öffnend. „Lischen! — Spielt die Dirne heute ſchon wieder die blaſſe Jungfer vom Schleſſe dreben. Warte, Dich werde ich reden lehren.“

„Da bin ich ja ſchon, Vetter“, antwortete ein junges bildhübſches Mädchen, raſch aus dem Nebenzimmer tretend.

„Na rühre Dich! In den Keller hinab, und friſches Braun-Bier herauf, Selchwürſte und Brot aus der Küche, die Herren werden hungrig und durſtig geworden ſein auf der ſtaubigen Landſtraße.“

„Ja wohl", antwortete einer der Reisenden, indem er sich ermüdet in einen Stuhl warf. „Was meinten Sie aber vorher mit der blassen Jungfrau vom Schlosse droben?"

„Ei, mein Herr", erwiederte der Müller, „das bezieht sich auf eine alte Geschichte. Es soll einmal auf dem Schlößchen Lauf, dessen Trümmer Sie von diesem Fenster aus sehen können, eine Jungfer gelebt haben, die — doch was schwatze ich noch lange; interessirt Sie die Geschichte, so können Sie selbe ausführlicher aus einem alten Manuscripte erfahren, von welchem mir der Verfasser eine Abschrift verehrte, um die etwaige Neugierde meiner Gäste in Betreff jener Ruine befriedigen zu können."

Nach diesen Worten entfernte sich der Müller, und holte ein altes Manuscript, welches Nachfolgendes enthielt:

Die uralte Felsenburg Lauf stand bereits durch eine Reihe von Jahren, bevor sie ganz zur Ruine verfiel, von allen Lebenden verlassen.

Die Ursache jedoch, warum sie von Niemand bewohnt wurde, war die Erscheinung eines gespenstischen Weibes, welches jede Nacht die Bewohner dieses Schlosses ängstigte, und am Ende zwang, sich aus dem Schlosse ganz zu flüchten.

Ritter Heilwig von Hochberg verirrte sich zu dieser Zeit in einer stürmischen Nacht in jener Ge-

gend, und beſchloß, als er die Burg anſichtig wurde, in ſelber Nachtherberge zu begehren."

Er ritt über die Zugbrücke, welche er bereits niedergelaſſen fand, in den Hofraum des Schloſſes, der dicht mit Gras bewachſen war, gewahrte aber keine Menſchenſeele, ja es bedünkte ihn ſchier, als ob er auf einem Friedhof ſtünde.

Da blinkte ihm ein mattes Lichtlein aus einem Winkel des Gebäudes entgegen, er band daher ſein Roß an ein altes Gegitter, und ſtieg die ſchmale ſteinerne Treppe hinauf, um nach dem beleuchteten Gemach zu gelangen. Mit vieler Mühe fand er ſich durch die dunkeln Gänge zurecht; jetzt glaubte er an der rechten Thüre zu ſein, und drückte an der Klinke.

Er hatte nicht geirrt, das Gemach war dasſelbe, aus welchem er das Licht ſchimmern ſah.

Bei ſeinem Eintritte erblickte er an dem Tiſche, auf welchem eine Ampel ſtand, eine Jungfrau von hoher edler Geſtalt, in einem weitfaltigen weißen Seidenkleide ſitzend, einen verdorrten Kranz auf dem Haupte, von welchem die ſchwarzen Locken in reichen Wellen das ſchöne, aber ſchneebleiche Antlitz umringelten.

Heilwig verbeugte ſich tief vor der Schönen, welche erſt jetzt ihre ſchwarzen ſchönen Augen auf ihn richtete.

„Vergebt, mein edles Fräulein, wenn ich Euch ſtörte", ſprach er hierauf. „Allein Finſterniß und Un-

kunde des Weges zwangen mich, in dieſem Schloſſe eine Nachtherberge zu ſuchen. Ihr geſtattet mir ſie wohl?"

Die Jungfrau nickte, jedoch ohne eine Miene zu verändern.

„Auch würde ich Euch bitten, mir Einiges zum Nachtimbiß abreichen zu laſſen; ich bin ſcharf im Forſte herumgeritten ſeit der Morgendämmerung, und habe ſeit dieſer Zeit nicht einen Tropfen Wein, noch ein Broſämlein über die Lippen gebracht."

Als der Ritter dieſes geſprochen, erhob ſich die Jungfrau langſam von ihrem Sitze, und ging ſchweigend zur Thüre hinaus.

Verwundert ſtarrte ihr Heilwig nach, und wußte nicht, was er aus der blaſſen Frauengeſtalt machen ſollte, die ihm eben ſo ſchön als ſonderbar vorkam; endlich aber gerieth er auf den Gedanken, daß ein Gelübde ihre Zunge binden, oder ſie wohl gar ſtumm ſein müſſe.

Da rauſchte wieder ihre Schleppe in der Vorhalle, und gleich darauf trat ſie in die Stube herein, mit einem Kruge Wein und Wildpret und einigem Geflügel auf einer Platte. Sie ſetzte dieſes alles auf den Tiſch, auf welchem die Ampel ſtand, und winkte dem Ritter, ſich gütlich zu thun.

Dieſer ließ ſich nicht zwei Mal dazu ermahnen, ſetzte ſich und genoß von dem Wein und den Speiſen,

welche ihm gar sehr behagten, obgleich Brot und Salz bei dem Tische fehlten.

Während diesem hatte sich die blasse Jungfrau mit zur Erde gesenkten Augen, ihm gegenüber in einen grossen Lehnstuhl gesetzt, und glich ganz wieder einer Bildsäule aus weißem Marmor.

Der Wein, welcher Heilwig von besonderer Güte schien, hatte bald seinen Geist zu einer heiteren Laune gestimmt; er versuchte es daher, ob er die schweigsame Jungfrau nicht zu einer Rede verlocken könne, und sprach zu ihr: „Ihr seid wohl die Tochter von dem Herrn dieses Schlosses?“

Die Jungfrau nickte.

„Wahrscheinlich leben Eure Ältern nicht mehr, weil Ihr hier so einsam hauset?“

Die Jungfrau nickte.

„Dieß sind wohl ihre Bildnisse?“ fuhr Heilwig fort, indem er auf zwei Gemälde an der Wand zeigte, welche einen Mann in voller Rüstung und eine Dame in Trauer darstellten.

Die Jungfrau nickte.

„So seid Ihr jetzt die alleinige Besitzerin dieses Schlosses?“

Die Jungfrau nickte.

„Wahrscheinlich der letzte Sprosse Eures Stammes?“

Die Jungfrau nickte.

Ritter Heilwig sah nun wohl ein, daß er seine Mühe, sie zum Sprechen zu bringen, vergebens verschwende, und that, erbost über sein Mißlingen, dem Kruge tüchtigen Zuspruch.

Da geschah es denn, daß die blasse Jungfrau ihm immer schöner und liebreizender vorkam. Ja es erwachte in ihm sogar der Gedanke, ob er nicht um ihre Hand werben sollte, um sich auf diese Weise ein schönes, und wie es schien, gar friedsames und sanftmüthiges Mägdlein und ein Schloß, das zwar vor der Hand verwahrlost, aber bald wieder in guten Stand herzustellen sei, zueignen könnte.

Nach einigen Fragen Heilwig's und stummen Bejahungen oder Verneinungen der blassen Jungfrau, faßte er endlich ihre Hand, und fragte sie: „Sagt mir doch, Fräulein, ist Eure Hand noch frei?"

Die Jungfrau nickte.

„Seid Ihr auch gesonnen, Euch einem Manne hinzugeben als eheliche Hausfrau, wenn einer käme, der Euch gefiele?"

Die Jungfrau nickte.

„Und wenn ich nun vor Euch hintreten und Euch fragen würde: Wollt Ihr mich wählen zu Eurem ehelichen Gemal, was würdet Ihr thun?"

Die Jungfrau blickte Heilwig eine Weile mit ihren großen schwarzen Augen starr an, dann nickte sie

ihm, erhob ſich langſam von ihrem Sitze, und ſchritt zu einem ſchwarzen Eckſchranke, aus dem ſie ein mit Silber beſchlagenes Käſtchen langte, welches ſie öffnete, und zwei Ringe aus demſelben nahm.

Hierauf winkte ſie dem Ritter, welchen mit einem Male ein nie gefühltes Grauen erfaßte, und ging ihm ſodann voraus, mit der Ampel leuchtend.

Heilwig folgte ihrer Einladung, doch hätte er gern ſeinen Antrag zurückgenommen; in demſelben Augenblicke aber nahten ſich aus zwei entgegengeſetzten Gängen zwei Geſtalten, die Eine eine männliche in voller Eiſenrüſtung mit geſchloſſener Helmdecke, die Andere eine Dame in ſchwarzen Kleidern, einen Schleier von gleicher Farbe vor ihrem Geſichte.

Beide Geſtalten, welche etwas Steifes, Hölzernes und Lebloſes in ihren Bewegungen hatten, ſchritten auf die blaſſe Jungfrau zu, nahmen ſie in die Mitte, und ſetzten ſodann vereint ihren Weg mit derſelben fort, welcher ſie, wie es dem Ritter vorkam, nach dem alten Erbbegräbniſſe der Schloßherren führte.

Heilwig hatte nicht geirrt; als ſie mehrere Treppen hinabgeſtiegen, öffneten ſie eine ſchwere eiſerne Pforte, und traten in die Gruft hinein. Heilwig folgte mehr todt als lebend.

Grabmäler und Monumente verſchiedener Art waren rings an den Wänden eingemauert; verſchloſſene Särge von Kupfer und Glas ſtanden in reicher Zahl umher.

Auf einem steinernen Sarge, zu welchem mehrere Stufen führten, lag eine Gestalt mit einem langen Barte, eine Inful auf dem Haupte und einen Krummstab in der Hand, aus Erz gegossen. Die Decke des Gruftgewölbes war zum Theile geborsten, und ein schwacher Mondenschimmer, der durch das Trümmerwerk in die Gruft hereinfiel, zeigte im Hintergrunde derselben die unsichern Umrisse eines Altars.

Die blasse Jungfrau nahte sich der ehernen Gestalt auf dem Steinsarge, und küßte ihre über die Brust gefalteten Hände.

Gleich darauf erhob sich die Erzgestalt maschinenmäßig von ihrem steinernen Lager, und schritt mit schweren hallenden Tritten zu dem Altar in der Tiefe, auf welchem sich sogleich ein paar Lichter entzündeten, und dem erschreckenen Ritter zwei offene leere Särge zeigten, welche vor demselben aufgerichtet standen.

Hierauf übergab die blasse Jungfrau ihre Ampel der Dame in den schwarzen Kleidern, in deren Hand diese jedoch sogleich verlöschte, und winkte Heilwig, mit ihr vorzutreten, welcher, in Todesschweiß gebadet, Folge leistete.

Da wendete sich die eherne Gestalt nach der blassen Braut und dem bebenden Bräutigam, in jeder Hand einen der Ringe haltend:

„Bertha von Lauf, wollt Ihr diesen Junggesellen zu Eurem ehelichen Gesponse?“ fragte der Erze

ne nach einer Pauſe die Blaſſe, mit einer dumpfen, gleichtönenden Stimme, und ohne die Lippen zu bewegen.

Die Jungfrau nickte.

Da ſteckte er ihr einen der Ringe an den Finger, und wendete ſich zu Heilwig, indem er ſprach: „Ritter Heilwig von Hochberg, wollt Ihr die gegenwärtige Jungfrau zu Eurer ehelichen Geſpenſin?“

Dem Ritter ſchnürte es die Kehle zu, der Todesſchweiß drang in dicken Tropfen aus ſeiner Stirne hervor; er konnte keinen Laut herausbringen.

Da runzelte der Erzene wie im Ingrimm ſeine Stirne; aber plötzlich erſcholl über ihnen ein einzelner langtönender Schall einer Glocke, dem ein gräßlicher Schrei aus dem Munde der blaſſen Jungfrau folgte.

In demſelben Augenblicke erloſchen die Kerzen am Altare, ein heulender Windſtoß riß die Thüre der Gruft, welche undurchdringliche Finſterniß füllte, weit auf, und brauste wimmernd durch die Gänge hinaus.

Heilwig, der an den leeren Särgen halb ohnmächtig niedergeſunken war, hörte noch, wie die Seidenſchleppe der blaſſen Jungfrau an ihm vorüberrauſchte, und die eherne Geſtalt ſich wieder langſam auf ihrem ſteinernen Pfühl niederlegte, dann aber ſchwand ihm die Beſinnung.

Als er sich wieder von seiner Ohnmacht erholte, stand die Sonne hoch am Himmel, er aber lag in dem üppigen Grase an dem Eingange der Familiengruft, an deren Gitterthüre er in der verflossenen Nacht sein Roß gebunden hatte, welches ihm nun freudig entgegen wieherte.

Der

Nachrichter zu Gent.

Flamändiſche Sage.

Und nun der Stab gebrochen, der Richter alſo ſpricht:
»Verdammt ſeid ihr zum Tode vom peinlichen Gericht,
Abwenden kann nur Einer von ſich das Todesbeil,
Der ſich das Amt des Freimanns erwählt zu ſeinem Theil.«

Joh. N. Vogl.

Es war eine trübe, regnichte, ſchauerkalte Nacht, als mitten auf dem Marktplatze der alten Stadt Gent, bei dem rothen Schimmer einer Fackel, ein Gerüſte aufgeſchlagen wurde, zur Hinrichtung zweier Eingebornen, welche, des Mordes und Kirchenraubes wegen, zum Tode durch das Beil verdammt worden waren.

Zwei Bürger, auf dem Heimwege begriffen, hatten ſich in einiger Entfernung von dem Schauplatze begegnet, und ſchauten, ſich dichter in ihre Mäntel hüllend, der nächtlichen Arbeit zu.

Da entſpann ſich zwiſchen Beiden folgendes Geſpräch, mit gedämpfter Stimme, ſo, daß es die Arbeiter am Gerüſte nicht vernehmen konnten.

Der erſte Bürger: „Ei, ſieh da Meiſter Martin, woher des Weges?“

Der zweite Bürger: „Komme so eben vom rothen Schiff, da sah ich drunten von dem Quergäßchen den Fackelschimmer, der lockte mich herbei.“

Der erste Bürger: „Das gilt dem armen Alten.“

Der zweite Bürger: „Sagt mir nur, Meister, ist es denn wahr, daß er morgen durch seinen eigenen Sohn hingerichtet werden soll?“

Der erste Bürger: „Das könnt Ihr immerhin glauben; ist ja doch der Nachrichter von Gent heute plötzlich gar schwer erkrankt, und sonst kein Mensch in der ganzen lieben Stadt, und außerhalb derselben, der das Urtheil an ihnen vollziehen wollte.“

Der zweite Bürger: „Muß es denn aber schon morgen vollzogen werden?“

Der erste Bürger: „Freilich, nach unsern Landesgesetzen darf die Vollstreckung nicht aufgeschoben werden.“

Der zweite Bürger: „Es ist aber doch etwas Unerhörtes, der Vater von dem eigenen Sohne!“

Der erste Bürger: „Ja wohl ist es unerhört, aber es ist nun einmal so. Man ließ freilich dem Alten zuerst die Wahl, ob er seinen Sohn mit dem Beile hinrichten, oder selbst durch das Beil fallen wolle; der aber verwarf den Antrag mit Abscheu, und wählte den Tod.“

Der zweite Bürger: „Und sein Sohn konnte sich dazu entschließen?“

Der erste Bürger: „So ist's; die Liebe zum Leben siegte bei dem noch jungen kräftigen Manne über die Kindesliebe, und so schwer es ihm auch ankommen

mochte, verſprach er doch, ſeinen Vater morgen mit dem Beile hinzurichten."

Der zweite Bürger: „Schrecklich, ſchrecklich! Wer hat das je gehört! Und weiß der Vater, daß er durch die Hand ſeines eigenen Sohnes ſterben ſoll?"

Der erſte Bürger: „Er weiß von nichts. Jeder ſitzt abgeſondert in ſeinem Gefängniſſe, und wurde allein hinauf vor die Richter gebracht."

Der zweite Bürger: „Mich dauert der alte unglückliche Mann. Wie man ſagt, ſo ſoll er ja in allen Verhören auf ſeiner Unſchuld beharrt haben?"

Der erſte Bürger: „Es iſt, wie Ihr ſagt, und auch der Sohn wollte nichts bekennen, allein aller Verdacht iſt wider Beide. Man fand, wie Ihr wohl wiſſen werdet, den Küſter in ſeiner Wohnung mit mehreren Meſſerſtichen ermordet, die Kirche ausgeraubt, und an der erbrochenen Pforte derſelben ergriff die Nachtwache den Alten und ſeinen Sohn."

Der zweite Bürger: „So erzählte man mir: auch fand man zwei blutige Meſſer, eines auf der Kirchenſchwelle, das andere auf dem Friedhofe draußen."

Der erſte Bürger: „Ja, ja, es iſt ein alter Spruch: Die Nacht iſt keines Menſchen Freund. Nun es iſt Zeit, daß wir zu Bette gehen. Gute Nacht, Meiſter Martin: der arme alte Mann wird wohl heute Nacht ſchwerlich ein Auge zuthun."

Der zweite Bürger: „Dafür beginnt er von morgen an einen gar langen Schlaf; und Gott ſei ſeiner armen Seele gnädig, wenn ſein letztes Stündlein kommt. Gute Nacht, Meiſter Ambroſ!"

Hierauf schieden die beiden Bürgersleute. Düster glühte die Fackel in die dicken Nachtnebel hinein, und die einzelnen Schläge der Äxte dröhnten noch lange eintönig und schauerlich durch die Todtenstille des Marktplatzes. Jetzt war das Werk vollendet, und die nächtigen Gestalten entschwanden, der Fackelschimmer verlosch, tiefe Nacht umhüllte das Blutgerüst.

Es verhielt sich in der That so, wie Meister Ambros dem Meister Martin erzählte. Vater und Sohn wurden eines Mordes und Kirchenraubes wegen verhaftet, und von dem Senate, als schuldig, zum Tode durch das Beil verurtheilt.

Da aber der Nachrichter von Gent am Tage vor der Hinrichtung plötzlich erkrankte, und daher sein Amt nicht handhaben konnte, so sahen sich die Richter gezwungen, Einem der beiden Verbrecher das Leben zu schenken, wenn er an dem andern das Amt des Nachrichters verrichten wolle. Der Sohn entschloß sich zu dem Schrecklichen.

Kaum noch erglühten die Thurmspitzen von Gent in dem ersten blutrothen Schimmer der Morgensonne, horch, da tönte schon das schauervolle Glöcklein mit grellem Tone durch die weite Stille, und nicht lange, so wallte durch die Gasse herab nach dem Marktplatze, wo das schauervolle Gerüste, wie ein gespensteriges Ungeheuer auf sein Opfer zu harren schien, der finstere Zug, in seiner Mitte der siebzigjährige Greis.

Ruhig und mit aller Fassung, welche nur das Bewußtsein der Unschuld in dem letzten Augenblicke einzuflößen vermag, bestieg er jetzt das Blutgerüste. Als er

aber die letzte Stufe desselben erreicht hatte, und sein Sohn, mit aufgestreiften Hemdeärmeln, das Richtschwert in der Linken, aus der Menge hervortrat, da überflog plötzlich Schneeblässe sein Antlitz, und ein Strom von Thränen stürzte aus seinen Augen.

„Johannes!“ rief er, mit einer Stimme, die das Herz des verhärtetsten Böſewichtes erschüttert haben würde; „Johannes, du, du der Henker deines Vaters!“

Der Sohn zuckte zusammen, und wagte es nicht, den Greis anzublicken; jedem der Anwesenden rieselte es kalt über den Rücken, und viele verließen in Eile die Richtstätte, um das Fürchterliche, was da noch kommen sollte und mußte, nicht zu sehen.

Nach einer Weile, während welcher der Alte seinen Sohn mit der größten Wehmuth angeblickt hatte, sprach er: „Johannes, thue was deines Amtes ist, ich fluche dir nicht.“

Hastig, obwohl mit zitternden Händen, schlang ihm hierauf der Sohn die Binde um die Augen, und hieß ihn mit heiscrer, bebender Stimme niederknieen. Halbohnmächtig sank der Greis in die Knie.

Schauder und Entsetzen machte die Volksmenge, welche die Blutbühne umdrängte, erstarren, als jetzt der Sohn mit der Rechten den Griff des Richtschwertes erfaßte.

Vergebens aber bemühte er sich, dasselbe aus der Scheide zu ziehen; es blieb wie eingenietet. Noch einmal erfaßte er das Schwert, aber seine Hand vermochte auch diesmal nicht die Klinge zu entblößen.

Todtenstille herrschte unter der Versammlung, man hörte deutlich das Athemholen des Alten und das convulsivische Keuchen des Sohnes; da ermahnte der Bannrichter, welcher über die Vollstreckung des Urtheils zu wachen hatte, den Sohn zur Eile.

Dieser faßte abermals mit verzweifelter Heftigkeit nach dem Schwerte, riß es mit wüthiger Kraft aus der Scheide, und ein flammender Blitz leuchtete über die Köpfe der Anwesenden dahin; es war die Klinge, der Sohn hatte das ledige Heft in der Hand.

„Gnade! Gnade! sie sind unschuldig!" erscholl es aus jedem Munde. Männer, Weiber, Kinder, Alles strömte nach dem Gerüste, drängte sich im bunten Gewühle über die Treppe, riß den Alten, der ohnmächtig zusammengesunken war, die Binde von den Augen, und suchte ihn wieder zu sich zu bringen. Sogleich ward auch ein Bote nach dem General-Procurator von Gent gesendet, um diesen von dem wunderbaren Ereignisse zu benachrichtigen.

Er begnadigte Vater und Sohn.

Nach einem kurzen Zeitraume entdeckten sich die wirklichen Thäter, und endeten durch das Schwert.

Die Stadt Gent aber ließ zum Gedächtnisse jener Begebenheit, welche zu jener Zeit für ein Wunder gehalten wurde, auf der Brücke unweit des Fischmarktes zwei Steinbilder errichten, welche sich noch vor wenigen Jahren dort befanden, und Sohn und Vater vorstellten. Der letztere kniet mit verbundenen Augen und gefalteten Händen, der erstere steht als Nachrichter neben ihm, mit aufgestreiften Hemdeärmeln, und scheint eben das Schwert aus der Scheide ziehen zu wollen.

Der

Bettler von Bagdad.

Türkiſche Sage.

Was Gottes tiefe Weisheit hat beſchloſſen,
Beklagt ſo oft der Menſchenwitz, der feinſte,
Und faßt erſt dann, wenn Jahre hat verfloſſen,
Daß aus zwei Übeln ſie gewählt das kleinſte.

Lewitſchnigg.

Ein alter Mann, welcher nur Ein Auge, Einen Arm und Ein Bein beſaß, dafür aber einen ganz anſehnlichen Höcker auf dem Rücken hatte, ſaß täglich vor dem Thore von Bagdad auf einem Stein, und bettelte bei den Vorübergehenden um eine milde Gabe.

Seine Miene zeugte von ſeinem tiefen Mißmuthe, und nicht ſelten brach er in die lauteſten und heftigſten Verwünſchungen über ſein Schickſal aus, wenn er all die wohlgeſtalteten und fröhlichen Menſchen an ſich elendem Krüppel vorüberwandeln ſah.

Eines Tages wurde er von einem ehrwürdigen Greiſe, welcher ſeinen Klagen zugehört hatte, angeſprochen.

Der Fremde ſetzte ſich zu ihm auf den Stein, und Nahamir, ſo nannte ſich der Sohn des Jam-

mers, erzählte auf die Bitte des Alten seine Lebens- und Leidensgeschichte.

„Ich bin der Sohn eines Kaufmannes von Damascus," begann er, „welcher solche Reichthümer besaß, daß man ihn gewöhnlich nur den reichen Damascener zu nennen pflegte. In meiner Jugend hatte ich einen schlanken Wuchs, blühende Wangen, lebhafte Augen, und zwei Hände, die, ihre Kräfte betreffend, füglich für vier gelten konnten; das meiste aber war mein Reichthum an Geld, Juwelen und sonstigen Glücksgütern."

„Als ich zum Manne herangewachsen, verband ich mich mit einem jungen, liebenswürdigen und reichen Mädchen, welches mich mit sechs Kindern beschenkte."

„Aber ach, das Glück unserer Ehe war nur von kurzer Dauer. Ein bösartiges Fieber raubte mir meine Zuleika, und von diesem Augenblicke an schien alles Unglück, das nur je einen Menschen treffen konnte, auf mich loszustürmen."

„Gleich Anfangs folgten alle meine sechs Kinder ihrer Mutter in das Grab. Darauf lag ich an einer langwierigen Krankheit darnieder, nach welcher ich höckerig wurde. Einst, als ich in Träumen über mein Unglück versunken, eine Nacht auf der Terrasse meines Hauses zugebracht hatte, stand ich mit einem Auge weniger auf; der Gifthauch eines Insectes hatte mir das andere geblendet."

„Einmal bemerkte ich, von meinem Kiosk aus, zwei Männer, die sich auf der Gasse schlugen; ich eilte, sie zu versöhnen, strauchelte über einen Stein, und brach den Fuß. Ein andermal hat mich ein Mensch,

in Lumpen gehüllt, um Almosen, ich gab ihm eine Zechine; in diesem Augenblicke zog der Elende ein verborgenes Beil hervor, schlug mir einen Arm ab, und beraubte mich meines übrigen Geldes. Mein Reichthum wurde bald durch mehrere Unglücksfälle so sehr vermindert, daß mir nichts als ein kleines Landhäuschen ausser den Thoren von Damascus übrig blieb, in welches ich mich nunmehr zurückzog, um dort die letzten Tage meines Lebens zuzubringen."

„Habsüchtige und ausgeartete Verwandte, unterstützt von einem spitzbübischen Kadi, fanden Mittel, mich auch aus diesem letzten Zufluchtsorte, und endlich sogar aus meiner Vaterstadt zu vertreiben, und nun seht Ihr mich hier vor den Thoren von Bagdad, alt, mißgestaltet, einarmig, lahm und einäugig, um eine Gabe betteln, und nicht vermögend, dem Himmel zu verzeihen, der mich in diesen Abgrund menschlichen Elends stürzte."

„Betrachte einmal," erwiederte der Greis nach einer Pause, „den Grund deiner Klagen, und beim Mahomet, du wirst finden, daß du nichts weniger als beklagenswerth bist."

„Wie?" fuhr Nahamir heftig auf, „am Ende soll ich wohl gar die Versehung preisen, daß sie mich einäugig, höckerig, lahm und einarmig werden ließ!"

Der Greis. „Ja, das sollst du auch."

Nahamir. „Wenn Ihr meiner spottet, so" —

Der Greis. „Du irrst, ich will dich trösten, und dir beweisen, daß du glücklich bist."

„Glücklich!?“ rief Mahamir, und brach in ein schallendes Gelächter aus.

„Ja,“ wiederholte der Greis mit hohem Ernste, „daß du glücklich bist.“

„Schaue die Wahrheit, und erkenne die gerechte Verfehung, die du zu beschuldigen wagst. Du überlebtest deine ganze Familie, erkenne hierin die erste Gnade des Himmels.“

Mahamir. „Wie, das Leben —?“

Der Greis. „Achtest du es für nichts? Doch höre weiter; du hattest in deiner Jugend eine blühende Gestalt. Allein, welch' ein beklagenswerthes Geschick würde dir dieser geringe Vortheil bereitet haben! Die Frau eines Kadi hätte dich beim Bairamfeste gesehen; sie würde in Liebe zu dir entbrannt sein, du hättest ihren Reizen gehuldigt, man hätte dich bei einer Zusammenkunft mit ihr überrascht, und ein martervoller Tod würde deinem Leben ein Ende gemacht haben. Hier sieh die Rechtfertigung deines Höckers.“

Mahamir. „Allah sei gelobt, daß ich höckerig geworden bin. Aber mein linkes Auge, möchtet Ihr mir nicht beweisen, daß ich glücklicher sei, da ich es verloren habe?“

Der Greis. „Allerdings, mein Freund. In dem Augenblicke, als du dein linkes Auge verlorst, wollte dir der Kalife die Ehre erzeigen, dich in die Zahl seiner Haremswächter aufzunehmen; welch ein Loos dich dann erwartet hätte, brauche ich dir nicht zu sagen.“

Nahamir. „Nun meinetwegen, was den Höcker und das Auge betrifft, sei es dahingestellt, — aber das Bein, was werde ich da wohl hören?“

Der Greis. „Auch der Verlust deines Beines ist ein Beweis der Gnade des höchsten Wesens. Erinnerst du dich an jenen fürchterlichen Abgrund, in welchem du dir ohne Zweifel alle Glieder zerschmettert haben würdest, wenn dich dein Holzfuß nicht gehindert hätte, mit deinen Gefährten jenen Felsblock zu erklimmen, der sich plötzlich unter ihren Füßen ablöste, und sie in die Tiefe begrub?“

Nahamir. „Ich entsinne mich noch dunkel auf jenes Ereigniß.“

Der Greis. „Dunkel?— Unwürdige Menschen! Kaum werdet ihr euch der Wunder erinnern, welche täglich zu eurem Wohle geschehen, wohl aber unterlaßt ihr es nicht, bei dem geringsten Unfalle, der euch begegnet, die Vorsehung anzuklagen.“

Nahamir. „Unfall? Wahrhaftig, das ist das wahre Wort. Unfälle nennt Ihr also all' die Schicksalsschläge, die mich getroffen haben? — Sei es, ich will Euch zugestehen, daß es eine Gnade von Allah war, daß ich höckrig, einäugig und lahm geworden; aber wie entschuldigt Ihr wohl den Verlust meiner Hand, und noch dazu, bei welcher Gelegenheit ich diesen Verlust erlitt, da ich der Dürftigkeit beistand!“

Der Greis. „Auch dadurch hat dich der Himmel reichlich beschenkt. Du wirst dich wohl noch des glänzenden Festes erinnern, welches der reiche Hussein ver-

anstaltete, und bei welchem er dir eine empfindliche Beleidigung zufügte."

Nahamir. „Ich erinnere mich dessen."

Der Greis. „Wenn du den Gebrauch dieser Hand, die dir fehlte, gehabt hättest, würdest du den Säbel gezogen und deinen Beleidiger angegriffen haben; kannst du das läugnen? In demselben Momente aber hätten dich seine Sclaven zusammengehauen."

Nahamir. „Ihr seid ein sonderbarer Mann; bald werdet Ihr mich glauben machen, daß ich ein Günstling der Vorsehung bin. Nun, ich überlasse Euch meinen Höcker, mein Auge, mein Bein und meine Hand, wenn mir wenigstens Zuleika geblieben wäre."

Der Greis. „Dein Weib hätte in der Folge ihrer Ehre zuwider gehandelt, und der nagende Wurm des Grames würde deine übrigen Lebenstage verbittert haben."

Nahamir. „Aber meine Kinder?"

Der Greis. „Danke dem Propheten, daß sie unter dem steinernen Turban ruhen, denn sie würden den Untergang des Osmanischen Reiches bewirket haben."

Nahamir. „Aber meine Reichthümer, meine Juwelen?"

Der Greis. „Wenn du reich geblieben wärest, hättest du nach deinem Schicksale einen übeln und abscheulichen Gebrauch deines Geldes gemacht. Dein Herz wäre verderben und fühllos geworden gegen die Leiden deiner Nebenmenschen. Du hättest dich allen Ausschwei-

fungen, allen Lastern überlassen, mit Einem Worte, du würdest ein Auswurf der Menschheit geworden sein."

Mahamir. Der Himmel hat mir aber nun Alles geraubt, was hat er mir dafür gelassen?"

Der Greis. „Die Tugend, — du hast dir keinen Vorwurf zu machen, du fühlest keine Gewissensbisse. Dieses Gefühl ist der größte Schatz der Sterblichen."

Hierauf legte ihm der Greis die Hand über das eine Auge, und Mahamir übersah einen Augenblick alle jene unzähligen Übel, die aus dem größten Theile jener Dinge entspringen, welche die Menschen als Glücksgüter betrachten; er sah all' die traurigen Schicksale, denen die Sterblichen unterworfen sind, und die Mittel, welche angewendet werden, diese zu verhindern.

„Nun, wagst du es noch, dich zu beklagen?" fragte der Greis, und seine Runzeln verzogen sich und verschwanden. Die Majestät eines Genius thronte auf seiner Stirne, ein blendender Schimmer umfloß seine jugendliche, schöne Gestalt, welche sich gleich einer riesigen und prächtigen Ceder erhob, aus seinen Augen sprühten Blitze; kurz, ein Genius aus Mahomed's Paradies zeigte sich in seinem vollsten Glanze. Mahamir stürzte mit dem Angesicht zur Erde, und der Verklärte sprach:

»Bleib' auch künftig rein von Schuld,
Mahamir, — und mit Geduld
Leide, bis die Bahn vollendet;
Deine Palme winket dort!
Denk' an des Propheten Wort,
Der mich, dir zum Trost, gesendet.«

Der Genius entſchwand, und Mahamir, nachdem er zum letzten Male gemurrt hatte, ſetzte ſich wieder auf ſeinen Bettelſtein, und dankte dem Himmel, daß er ihm Weib, Kinder und Reichthum genommen, und ihn höckerig, einäugig, lahm und einarmig werden ließ.

Greif an den Stein.

Öſterreich'ſche Sage.

In Öſterreich am Donauſtrand, am hohen Bergeshügel,
Da ſchaut ein altes Schloß herab, im Schatten grüner Wipfel.
Das alte Schloß iſt Greifenſtein, und was ſich dort begeben,
Das will ich Euch im ſchlichten Ton, zu künden mich beſtreben.

Alpinger.

In einem Schloſſe an dem herrlichen Ufer der Donau hauſte vor Zeiten Ritter Reinhard, ein rechtlicher aber ſtarrſinniger Mann, frei und unabhängig, und gleich den meiſten Edlen ſeiner Zeit, nur der Jagd und der Fehde lebend. Den gröſten Gegenſatz ſowohl zu der rauhen Gemüthsart als dem verwilderten Äuſſern Reinhards aber bildete ſeine Tochter Etelina.

Sie war es würdig, der Stern und die Zierde ſeines Hauſes genannt zu werden, und die Minneſänger prieſen ſie als das ſchönſte Mägdlein in ihren Liedern, ſo zwar, daß der Ruf von ihrem Liebreiz, von ihrer Zucht und Magdlichkeit durch alle Gauen Öſterreichs ſich verbreitete.

Auch Reinhard konnte ſein Töchterlein nicht ohne ausnehmendes Wohlgefallen betrachten, und da ihm das Glück nicht geworden war, ſein Geſchlecht in einem männlichen Sproſſen fortblühen zu ſehen, und Etelina die einzige Frucht ſeiner Ehe war, ſo beſchloß er, mindeſtens dieſe mit einem der mächtigſten und reichſten Edeln ſeines Vaterlandes zu verbinden, und ſo ſeinen Stamm auf eine dieſem würdige Weiſe zu verzweigen.

In Reinhards Schloſſe lebte zu jener Zeit noch ein alter Diener, Emmerich genannt, den ſchon der Vater des Burgherrn als Caſtellan in daſſelbe aufgenommen hatte. Dieſer ehrwürdige Greis mußte der Gattin Reinhards auf dem Sterbelager geloben, ihr Töchterlein mit väterlicher Sorgfalt zu pflegen, denn wohl wußte ſie, daß ihr Gemal, immer in Fehden und Streit mit der Nachbarſchaft verwickelt, wenig Zeit auf die Erziehung deſſelben verwenden würde.

So war unter der väterlichen Huth des wackern Emmerich das Kind nun herangeblüht zur lieblichen Jungfrau, und immer ſchöner entfaltete ſich die reizvolle Blume unter Aufſicht ihres ſorgſamen Pflegers, bis der Kummer einer geheimen und hoffnungsloſen Liebe den Schimmer ihrer Wange bleichte.

Etelina hatte nämlich eine ſtille aber deſto heftigere Leidenſchaft zu einem jungen Edelknecht ihres Vaters, Namens Rudolf, gefaßt, deſſen jugend-

liches Herz jedoch nicht minder für die Tochter seines Herrn erglühte.

Lange Zeit verbargen Beide ihr Geheimniß in ihrem Innern; als aber Reinhard einstmals wieder von seinem Herde abwesend, in einer Fehde mit dem benachbarten Kreuzensteiner begriffen war, und die Liebenden daher Gelegenheit hatten, sich öfter als sonst zu sehen und zu sprechen, da vermochten sie dasselbe nicht mehr in ihrem Innern zu verschließen, und alles Übrige außer sich vergessend, schwuren sie sich Liebe und Treue bis in den Tod.

Natürlich konnte diese gegenseitige Zuneigung auch dem scharfsichtigen Auge des erfahrenen Emmerich kein Geheimniß bleiben, und mit aller Beredsamkeit versuchte er, Etelina und Rudolf die schrecklichen Folgen dieser unseligen Neigung und aller daraus erwachsenden Übel vorzustellen. Zu spät: seine Vorstellungen hatten nur die Erklärung ihres beiderseitigen Vergehens zur Folge.

Nun gab es kein anderes Mittel, die Liebenden vor der Wuth Reinhards und ihrem Untergange zu retten, als Flucht, welche sie um so schneller zu bewerkstelligen sich veranlaßt sahen, da zu selber Zeit ein Bote von ihrem Vater, der sich eben an dem Heerlager zu Wien aufhielt, mit der Nachricht in dem Schlosse

ankam, daß dieser nächster Tage mit dem Eidam, den er für Etelina erkoren, daselbst eintreffen würde.

Als daher Alles in der Burg schlief, führte sie Emmerich selbst, ungeachtet seines Alters, durch einen Erdgang in den Wald hinaus, und verbarg sie dort in einer Niemand außer ihm bekannten Felsenhöhle, deren Eingang sie dicht mit Waldgezweig und Strauchwerk verdeckten, worauf er sie mit dem Versprechen verließ, ihnen jede Nacht die nöthigen Lebensmittel selbst herbeizubringen, und alles zur Versöhnung mit Etelinens Vater anzuwenden.

Kaum angelangt von einer seiner nächtlichen mühseligen Wanderungen, hörte er den Thurmwächter in das Horn stoßen, die Zugbrücke rasselte nieder, und an dem wüthigen Hineinbrausen der Rosse erkannte er sogleich in dem Reiter den Burgherrn.

Herr Reinhard war mit seinem künftigen Eidam in den Waffensaal getreten; verwundert, daß seine Tochter ihm nicht, wie sie es sonst zu thun pflegte, entgegen eilte, frug er die Diener, wo sich Etelina befinde, allein keiner von ihnen wußte ihm hierauf Antwort zu geben. Verlegen stellerten sie, das Fräulein schon mehrere Tage hindurch nicht gesehen zu haben. Als er aber auch erfuhr, daß Rudolf, sein Leibpage verschwunden sei, da erwachte ein gräßlicher Argwohn in seiner Brust. Vergebens durchspürte er je-

den Winkel des Schlosses, vergebens suchte er dem greisen Emmerich ein Geständniß zu entlocken und endlich zu erzwingen; standhaft bewahrte der edle Greis sein Geheimniß.

Da gab es aber für die Wuth Reinhards keine Gränze mehr; er überhäufte den Castellan mit den bittersten Schmähungen und befahl den Knechten, ihn in das Verließ der Burg hinabzulassen, aus welchem er nicht früher, als bis er Alles, was er von der Flüchtigen wisse, bekannt habe, befreit werden sollte; an Etelina und ihrem Verführer aber schwur er Rache zu nehmen, wo er sie finden würde, und sollte er ihnen jemals vergeben wollen, so möge ein schneller Tod den Bruch dieses Schwures rächen, und sein Geist keine Ruhe finden in der Gruft seiner Ahnen.

So waren nun Monde um Monde verstrichen, der Bräutigam ohne Braut war lange schon wieder heimgezogen von dem Donauschlosse, und der alte Emmerich schmachtete noch immer in dem grausen Felsendunkel seines Kerkers. Rudolf und Etelina aber, welche Anfangs, obwohl vergebens, auf den Castellan mit den versprochenen Nahrungsmitteln harrten, befanden sich nun in der größten Kümmerniß, und sahen sich gezwungen, ihren Hunger an den sparsamen Früchten und Beeren der Wildniß zu stillen; und so war auch die Stunde gekommen, in welcher Etelina Mutter werden sollte. Ohne Beihülfe, ohne Pflege,

in gänzlicher Ergebung in den Willen des Herrn, genas sie eines munteren, gesunden Knäbleins.

Noch größere Angst aber als Rudolf und Etelina marterte ihren Pflegevater in dem Burgverliese. Mit unsäglichem Bangen gedachte er immer an die Verlassenen, die in ihrer Wüste nun dem wahrscheinlichen Hungertode preisgegeben sein mochten.

Seine einzige Zerstreuung in seiner freudenlosen Einsamkeit war eine Schlange, die er zähmte, und mit welcher er sein karges Mahl theilte, und stundenlang mit ihr kos'te und spielte.

Als aber die Schlange immer mehr zunahm an Größe, und immer mehr der Nahrung forderte zur Sättigung, da sah er sich gezwungen, auch diese, seine einzige Freundin, mit seinem Stabe zu erschlagen.

Schon färbte der Spätherbst die Gipfel des Kahlenberges mit gelben und rothen Tinten, und die Blumen waren alle von den Fluren verschwunden, bis auf die traurige Sternblume; auch die munteren Sänger des Waldes waren fortgezogen in wärmere Himmelsstriche, als Herrn Reinhard eine Bärenjagd in die Nähe jener Felsenhöhle brachte, in welche seine Härte die beiden Liebenden getrieben hatte. Sein Zorn war bereits durch die Zeit gemildert, und hatte einer bittern

Wehmuth Platz gemacht, die dem rauhen Herzen dieſes Mannes bis jetzt fremd geblieben.

Immer hatte er das Bild ſeiner Tochter, ſeiner geliebten Etelina, vor Augen. Eben jetzt hatte er ihrer wieder gedacht, als es in dem Gezweige rauſchte, und eine braune, ſonnenverbrannte Mannsgeſtalt, mit langen ſtruppigen Haaren, halb in alte Lappen, halb in Thierfelle gehüllt, vor ihm ſtand, eine gewaltige Keule in ihrer Rechten.

Der Ritter wußte nicht, was er von dieſer ſeltſamen Erſcheinung denken ſollte, und glaubte ſchon ein Waldgeſpenſt zu ſehen, wie es der Aberglaube jener Zeit in den Wildniſſen hauſen, und den Wanderer verlocken ließ. Die Geſtalt winkte ihm zu folgen. Mit pochendem Herzen ſchritt ihr Reinhard nach; da führte ihn der Mann mit der Keule durch die Wildniß fort, zu der Felſenhöhle der Liebenden, und riß das Geſtrippe hinweg, welches den Eingang derſelben verdeckte. In dieſer Höhle lag, ebenfalls in Thierfelle gehüllt, ein Weib mit gramgebleichten Wangen, ein Knäblein im Schooße, und nagte an den Gebeinen einer erſchlagenen Wölfin.

„Sieh hin, Reinhard", rief jetzt der Mann in dem Thierfelle, „das iſt deine Tochter Etelina, und hier, Rudolf, dein Edelknecht; nun richte

über uns; der dort oben wird dich richten in der letzten Stunde deines Lebens."

Reinhard starrte lange sprachlos auf die Jammergestalt seiner Tochter, gewaltig hob sich seine Brust und rang in dem Kampfe von streitenden Gefühlen, endlich aber siegte das Vaterherz; heiße Thränen rollten über die gefurchten Wangen des Ritters, weit aus breitete er seine Arme, mit erstickter Stimme Vergebung rufend, und seine Kinder flogen mit dem Enkel, der freundlich dem blanken Rittersmann die Ärmchen entgegen streckte, an seine Brust.

Hastig ergriff hierauf Reinhard sein Harsthorn, und ließ es laut erschallen durch die Wildniß, und sieh, da kam es herangesprengt und gerannt durch Dick und Dünn, denn Alles meinte, der Herr habe einen guten Fang gethan; aber erstaunt hörten sie nun aus seinem Munde, wie er seine Kinder wieder gefunden, und noch erstaunter, daß er ihnen verziehen habe.

Ein lautes Jubelgeschrei erscholl durch die Klüfte hin, und endigte nicht früher, als bis der Jägertroß die Wiedergefundenen und Freudigversöhnten im Triumphe in die Burg gebracht hatte.

Kaum hier angelangt, beschloß der Burgherr sogleich, den treuen Emmerich, nach welchem sich

Etelina und Rudolf in sorglicher Haft erkundigt hatten, und den sie als ihren Retter und Erhalter priesen, zu befreien.

Er eilte selbst aus dem Saale, in welchem eben der Versöhnungsbecher geleert wurde, um ihn aus dem Kerker in den freudigen Kreis der Seinen zu holen. Schon hatte er die Treppe erreicht, die in den Burghof führte, da strauchelte sein Fuß, und er stürzte die steile Höhe herab. Der Schrei, den er bei dem Sturze ausstieß, rief sogleich alle Schloßbewohner herbei, allein zu spät; Reinhard lag todt am Ende der Treppe, seine rechte Hand krampfhaft an den Schlußstein derselben geklammert, ein Opfer seines übereilten Schwures.

Seit dieser grauenvollen Begebenheit, erzählten sich die Bewohner der Umgegend, soll Reinhards Geist des Nachts in dem Schlosse umherirren, und manchem dort übernachtenden Wanderer verkündet haben, er werde erst dann die Ruhe finden, wenn der Stab, mit welchem Emmerich die Schlange erschlagen hatte, und den er, als man ihn seiner Haft entledigte, zum Denkmal in einen Eisenring seines Kerkers gehangen, aus demselben ohne Zuthun einer Menschenhand fallen werde, und der Stein an der Treppe, an welchen sich seine Hand im Todeskrampfe geklammert hatte, verwittert sein würde.

Die Nachkommen Etelinens und Rudolfs machten es daher zum Gesetze, bei jedesmaligem Eintritte in die Burg, den verhängnißvollen Stein mit der Hand zu berühren, und nannten die Burg von jener Zeit an den Greifenstein. (Greif an den Stein.)

Haus in der Schule.

Oberöſterreich'ſche Sage.

Halt allwei zimmt mi, allawei
A weng geht's gfahlt bei mir,
Dö junga Jahrl gehn vabei,
Und gſcheida wir i nir.

J. Steinhammer.

In einem armſeligen Dörfchen lebte ein Mann, Namens Hans, mit ſeinem Weibe, oder vielmehr lebte ein Weib mit Hans, ſeinem Manne, da auf der Aermſten allein die ganze Sorge der Haus- und Feldwirthſchaft lag, der gute Hans aber hingegen alles verkehrt machte, was er nur angriff, und dadurch den Beinamen: „der dumme Hans" erhielt.

Eines Morgens ſagte Grethe, (ſo hieß Hanſens Weib) zu ihrem Manne: „Hans, du mußt dich ſogleich aufmachen, und die Milch in die Stadt tragen, ich habe die Kübel ſchon alle in die Butte geſtellt. Sieh aber, daß du nichts verſchütteſt, und ſie zu gutem Preiſe an Mann bringſt."

„Ei, dafür will ich wohl ſorgen," dachte ſich Hans, nahm die Butte auf die Schulter, und trollte ſich mit derſelben ſeines Weges.

Wirklich war er schon eine gute Strecke fortgewandert, und die Kirchthürme der Stadt blickten ihm bereits freundlich über die letzten Hügel entgegen, als er vor sich etwas Schimmerndes auf dem Straßenwege erblickte.

Hans ging darauf zu, und sah eine kleine Silbermünze auf der Erde liegen. „Ein gutes Zeichen," dachte er und bückte sich, das Geldstück aufzulesen, aber — o Himmel, er hatte ganz vergessen, daß er die Butte mit den Milchgefäßen auf dem Rücken trug, und Kübel um Kübel kollerte mit weißen Milchströmen über den Kopf hinüber.

Hans meinte im ersten Augenblicke, die Welt ginge zu Grunde, so unversehens brach das Spektakel über seinem Haupte los; als er aber die Ursache desselben merkte, wurde ihm nicht wohl zu Muthe, noch mehr aber ärgerte er sich, als er sah, daß das vermeinte Geldstück nichts weiter als ein abgerissener Knopf sei.

„Ach, was wird Grethe wieder sagen," dachte er, indem er sich hinter den Ohren kratzte, „wenn sie dieses neue Unglück erfährt?"

Es blieb ihm jedoch nichts übrig, als die leeren Kübel zusammenzuholen, und ohne Milch und ohne Geld wieder zurückzukehren.

Die Strafpredigt, welche ihm Grethe bei der Heimkunft über seine Unvorsichtigkeit gehalten hatte, war bereits lange wieder vergessen, als sie ihn abermals in die Stadt schickte, um frische Butter und gepöckel-

tes Fleisch einem Pathen als Nahmenstaggeschenk zu überbringen.

„Mach' es aber dießmal klüger als sonst," sprach sie, „und nimm einmal deine fünf Sinne zusammen."

„Ich werde schon," brummte Hans, nahm den Korb mit Fleisch und Butter, und eilte singend und wohlgemuth dem Ziele seiner Wanderung entgegen.

Er war aber dießmal nicht sehr weit gekommen, als es in einem nahen Busche rauschte, und ein ziemlich großer Pudelhund aus demselben hervorsprang.

Hans, welcher außer den Haushunden in seinem Dörfchen noch keinen anderen Hund gesehen hatte, wurde von einem panischen Schrecken befallen, denn er vermeinte nichts anderes, als ein Löwe stünde vor ihm. Er hielt es also für das Beste, wenn er ihm, um sich zu retten, Fleisch und Butter verwürfe.

Wie gedacht, so gethan. Hans warf ihm rasch Butter und Schinken hin, und sah zu seiner Freude, daß der vermeintliche Löwe keine weitere Notiz von ihm, wohl aber desto größere von den vorgeworfenen Leckerbissen nahm, über welche er mit wahrem Löwenhunger herfiel.

Sich glücklich preisend, sein Bischen Leben gerettet zu haben, lief er nun, so schnell er konnte, nach seiner Hütte, und erzählte seinem Weibe das Vorgefallene.

Wer aber schildert sein Erstaunen, als ihm dieses erklärte, daß das Thier, welches ihm begegnet, kein Löwe, sondern ein Pudel gewesen sei, und daß er abermals einen dummen Streich gemacht.

Ganz betrübt darüber, daß ihm doch alles so verkehrt ausfiele, nahm er Tags darauf, auf den Befehl seines Weibes, die Hacke, und ging in das nahe Wäldchen, um Holz zu hauen. Dort angelangt, hatte er sich einen schönen, starken Baum ausgesucht und hieb muthig darauf los. Er hatte bereits die untersten Äste abgehauen, und dachte nun auch die obern wegzuschlagen.

In dieser Absicht klettete er an dem Baumstamme hinauf, und setzte sich auf den ersten starken Ast, den er erreichen konnte, kaum aber hatte er angefangen, mit seiner Hacke nach dem Ende desselben, wo dieser an dem Baumstamm angewachsen war, loszuhauen, als er plötzlich eine Stimme unter sich vernahm. Hans blickte hinab, und sah einen Jägersmann, den er noch niemals gesehen hatte."

„Ei Hans," sprach dieser, „wenn du also fortfährst zu hauen, wirst du vom Baume herunterfallen."

„He he," lachte Hans, „woher wißt Ihr denn das, seid ihr etwa ein Wahrsager?"

„Zuweilen," antwortete der Jäger.

„Wenn Ihr ein Wahrsager seid", fuhr Hans fort, „so könnt Ihr mir ja auch sagen, wann ich sterben werde, das möchte ich gar gerne wissen."

„Das kann ich wohl," sprach der Jäger, welcher seinen Mann sogleich erkannte, und sich mit ihm einen Spaß machen wollte.

„Bitte, bitte, sagt mir es doch," rief Hans.

„Antworte früher auf meine Frage," sprach jener: „Niesest du auch zuweilen?"

„O ja," antwortete Hans, „so oft ich in die Sonne sehe."

„Das ist ein schlimmes Zeichen," sprach der Jäger wieder. „Wisse also, daß du dann sterben wirst, sobald du wieder drei Mal nach einander niesest."

„O weh," seufzte Hans, „da bin ich ja schon so viel als halbtodt zu nennen."

Hierauf hatte sich der Jäger unter lautem Lachen entfernt. Hans aber dachte sich: „Ei, wer weiß ob der Kerl wirklich ein Wahrsager ist", nahm darauf wohlgemuth seine Hacke zur Hand, und fing seine Arbeit wieder von vorne an. Nach wenigen Schlägen war der Ast durchgehauen und fiel zur Erde, aber mit ihm auch zugleich der arme Hans, der auf ihm gesessen hatte.

„Jetzt ist er doch ein Wahrsager," seufzte er, las sodann sein Holz zusammen, und schlich mit demselben, ganz kleinmüthig über sein nahes Ende, seiner Hütte zu.

„Was hat denn der Dummkopf wieder?" fragte ihn sein Weib, als er trübselig in die Hütte trat.

„Ach, mit mir ist es aus," sprach Hans unter heftigem Schluchzen, „mein Sterbestündlein ist vor der Thüre, ein Jäger hat es mir prophezeit."

„Du bist ein Narr und der Jäger ein Spaßvogel," erwiederte das Weib.

„Ja, das habe ich mir Anfangs auch gedacht, aber als er mir prophezeite, daß ich von dem Baume herunterfallen würde, und ich darauf wirklich herabfiel, da habe ich es eingesehen, daß der Jäger ein Wahrsa-

ger wär, du wirst schon sehen, daß auch das andere zutreffen wird."

„Setze dir nicht solche Albernheiten in den Kopf," erwiederte Grethe, „du kannst vor Dummheit nicht sterben!"

„Ach, das wäre das erste Mal," seufzte Hans, „daß meine Dummheit zu etwas in der Welt gut wäre."

Tags darauf sprach Grethe: „Hans, du mußt diesen Sack voll Korn in die Mühle tragen, um es mahlen zu lassen."

„Gut," sagte Hans, nahm den Sack auf den Rücken, und ging nach der Mühle.

Er war sehr traurig den ganzen Weg entlang, denn er dachte immer daran, daß er bald sterben würde. Jetzt hatte er einen Steig erreicht, welcher über einen kleinen Hügel zur Mühle hinanführte. Hans stieg langsam mit dem Sacke aufwärts, bemerkte aber im Hinaufsteigen zu seinem nicht geringen Schrecken, daß ihm die Sonne gerade in das Gesicht schien, und der Gedanke, daß er niesen müsse, trieb ihm den Angstschweiß in hellen Tropfen aus der Stirne. Wirklich war er kaum einige Stufen hinangestiegen, als die Sonne ihre Wirkung an ihm zeigte, und Hans gewaltig zu niesen begann. Er blieb eine Weile betroffen stehen, stieß dann einen schweren Seufzer aus, stieg langsam wieder weiter, aber nach einem kurzen Zeitraume mußte er, so sehr er es zu verhindern suchte, abermals niesen.

„Das ist mein letzter Gang!" stöhnte Hans und stieg abermals weiter; aber nicht lange, so nieste er zum

dritten Male, stürzte aber auch zugleich vor Schrecken nieder, wodurch der Sack von seinen Schultern fiel und den Steig hinab kollerte.

Hans dachte nun bei sich: „Jetzt bin ich todt!" und blieb regungslos liegen. Der Sack aber war durch den Fall aufgesprungen, und bald hatten sich die Schweine des Müllers bei demselben eingefunden, und schmausten weidlich von dem abgeschütteten Korne.

Grethe hatte indessen zu Hause immer auf ihren Hans gewartet, aber dieser wollte nicht kommen. Schon war es Abend geworden, und Hans noch immer nicht zu Hause, da dachte sie: „Der hat gewiß wieder einen dummen Streich gemacht," und lief nach der Mühle, um zu sehen, warum doch ihr Hans so lange außen bliebe.

An dem Mühlensteig aber angelangt, sah sie nicht ohne Schrecken ihren Hans wie leblos auf der Erde liegen. Sie rüttelte ihn und rief: „Hans! Hans! Was ist dir begegnet?"

„Ach, liebe Grethe," schluchzte Hans, „siehst du denn nicht, daß ich todt bin?"

„Ein Narr bist du," rief Grethe, „aber nicht todt; rasch, stehe auf und schäme dich, daß du so albern bist."

„Aber ich habe ja drei Mahl geniest," sprach Hans.

„Das magst du immerhin gethan haben," erwiederte Grethe, „aber du sprichst ja und hörst und siehst, und ein Todter kann weder sprechen, noch hören und sehen."

„So bin ich nicht todt?" fragte Hans ganz erfreut.

„Wenn wir zu Hause sind, soll dich mein Küchenbesen überzeugen, daß du lebst."

„Ach, du lieber Himmel," rief Hans, „ich will ja gerne alles leiden, weil ich nur wieder lebe."

„Aber wo hast du denn den Sack mit dem Korn, den du in die Mühle tragen solltest? — ist das Korn schon gemahlen?" fragte Grethe weiter.

„Den Sack, in den Sack," stotterte Hans bestürzt, „der ist mir, als ich das dritte Mal niesen mußte, von den Schultern gefallen, und wahrscheinlich den Steig hinabgerollt."

Da schlug Grethe die Hände über dem Kopf zusammen und rief: „Ach du Dummkopf, nun ist wohl all' das schöne Korn verloren!" Zugleich lief sie den Mühlensteig hinab, aber sie kam zu spät und fand nichts mehr als die leeren Hülsen, denn das Korn hatten die Schweine rein aufgefressen.

Voll Zorn über die unverbesserliche Dummheit ihres Mannes, eilte sie nun, ohne sich weiter nach ihm umzusehen, nach Hause; als er aber nachgeschlichen kam in die Stube, ergriff sie versprochener Massen das benannte Korrektionswerkzeug, und wußte es so nachdrücklich auf Hansens Rücken zu applizieren, daß er durchaus an seiner Existenz nicht mehr zweifeln konnte, so gern er es auch jetzt gethan hätte.

Einige Tage darauf wollte Grethe den gesammelten Honig nach der Stadt zum Verkaufe an ihre gewöhnlichen Kunden schicken, getraute sich aber nicht ih-

rem Hans zu ſagen, daß Honig in dem Gefäße ſei, in der Furcht, er möchte davon naſchen.

Sie gab ihm daher das Gefäß mit dem Honig, und ſagte zu ihm: „Hans, trage dieſes Gefäß in die Stadt, und überliefere es dem Kaufmann, welcher uns gewöhnlich den Honig abnimmt. Es iſt aber dieſes Mal kein Honig, ſondern ein furchtbares, ſicher tödtendes Gift."

„Gift?" fragte Hans erſchrocken.

„Ja Gift," erwiederte Grethe.

„Der Kaufmann weiß es auch ſchon, daß er welches von dir zu bekommen hat, darum beeile dich nur und ſieh, daß das Gefäß ſo ſchnell als möglich in ſeine Hände kommt."

„Er ſoll es in kürzeſter Friſt erhalten," ſprach Hans, nahm das Gefäß und trollte ſich mit demſelben fort.

Auf dem Wege nach der Stadt aber kamen ihm ganz abſonderliche und ſchwermüthige Gedanken. „Es iſt doch ein wahrhaftes Unglück mit dir," dachte er ſich, „was du nur angreifſt, miſſlingt dir, und wenn du dir auch vornimmſt, keinen dummen Streich zu machen, ſo iſt doch, bevor du dir's nur verſiehſt, ſchon wieder einer geſchehen. Das Beſte für dich wäre es, wenn du todt wäreſt, dann würdeſt du wenigſtens keinen dummen Streich mehr machen. — Wie wäre es, wenn ich jetzt dieſes Gift hier verzehrte, dann wäre alles Leiden zu Ende. Friſch Hans, dir iſt nicht anders zu helfen," rief er jetzt, in lautes Weinen ausbrechend, „iß zu dem Tod in dich hinein, das iſt das Klügſte!"

Nach diesem Monologe begann er unter heftigem Schluchzen tapfer von dem Honig zu essen, und aß, so lange noch ein Stückchen desselben in dem Gefäße übrig war.

Endlich hatte er alles aufgezehrt, und ging nun langsam und in der vollsten Überzeugung, daß er sich vergiftet habe, nach Hause. Nicht wenig wunderte es ihn jedoch, als er bereits eine halbe Stunde fortgewandert war, daß das Gift noch immer seine Wirkung an ihm nicht äußern wolle, da er doch dasselbe in solcher Menge zu sich genommen.

Endlich aber gelangte er zu seiner Hütte, und trat traurig in die Wohnstube.

„Nun, hast du das Gift dem Kaufmann übergeben?" fragte Grethe.

Hans schüttelte mit dem Kopfe und setzte sich auf die Ofenbank.

„Nicht," schrie Grethe, „so hast du es wieder zurückgebracht?"

Hans schüttelte abermals mit dem Kopfe.

„Auch nicht?" fragte Grethe mit glühenden Wangen, „wo hast du es also hingethan?"

„Ich habe es gegessen," antwortete Hans mit dumpfer Stimme.

„Gegessen?" fragte Grethe versteinert.

„Ja," antwortete Hans, „ich bin meiner Dummheit müde, und habe mich selbst vergiftet."

„O du Ausbund aller Dummköpfe!" rief Grethe. „Nein, das ist zu viel! verschlingt der Tölpel den ganzen vortrefflichen Honig!"

„Honig?“ fragte Hans ganz verwundert.

„Nun ja freilich Honig, und zwar den beſten, den ich aus den Bienenſtöcken genommen, haſt du gegeſſen. Ich ſagte dir, es ſei Gift, damit du nicht nach deiner faubern Gewohnheit davon naſchen möchteſt, und nun haſt du den ganzen Honig aufgezehrt!“

„Alſo bin ich nicht vergiftet?“ fragte Hans, den ſein heroiſcher Entſchluß doch wieder gereut haben mochte, mit neuer Freundlichkeit, „ich werde alſo nicht ſterben?“

„Beſſer wäre es, du ſtürbeſt, wenn du ſchon nicht klüger werden willſt. Aber das muß anders werden,“ fuhr Grethe fort, „und zwar von morgen angefangen, du mußt in die Schule gehen.“

„Was?“ ſtotterte Hans, auf das Heftigſte erſchrocken, „ich in die Schule?“

„Ja“, erwiederte Grethe, „ich werde jetzt gleich zu dem Schullehrer gehen und mit ihm ſprechen, daß er vor allen andern ein vorzügliches Auge auf dich habe.“

„Aber bedenke nur, Grethe“, verſetzte Hans bittend, „ich ſoll unter die kleinen Kinder?“ —

„Da hilft nichts, du mußt vom Grunde aus anfangen, ſonſt bringſt du die Dummheit niemals mehr aus dir.“

„Ach Grethe, du wirſt ſehen, es iſt zu ſpät!“

„So ſprechen alle dummen Leute, die nichts lernen und nur auf dem Faulpelz liegen wollen. Es iſt niemals zu ſpät, wenn es auch eine größere Mühe erfordert als in der Jugend.“

„Aber Grethe", flehte Hans.

Grethe aber hörte nicht auf ihn und eilte schnurstracks zu dem Schulmeister des Dorfes, welchem sie ihr Anliegen vorbrachte.

Der Schulmonarch wunderte sich nicht wenig, als er hörte, welch einen alten Schulknaben er unter seine Zucht bekommen sollte, doch zeigte er sich nicht abgeneigt, Hansen aufzunehmen, und versprach Grethen alles zu thun, was in seinen Kräften läge, um ihren Mann auf den rechten Weg zu bringen.

Einigermassen getröstet, ging Grethe nach Hause, und verkündete ihrem Hans, daß bereits alles in die Ordnung gebracht sei, und er mit dem nächsten Tage in die Schule gehen müsse, worüber der arme Hans ganz melancholisch wurde.

Als der Morgen angebrochen war, und Grethe die ersten Nachbarkinder mit ihren Fibeltäfelchen und Büchern an ihrem Fenster vorübergehen sah, rief auch sie ihrem Manne: „Hans! Hans! es ist Zeit in die Schule zu gehen. Sieh, alle Kinder sind schon auf dem Wege."

Hierauf nahm sie die Fibel, die sie Tags vorher von dem Schullehrer gekauft hatte, steckte sie Hansen unter den Arm, und schob ihn zur Stubenthüre hinaus. Hans mochte nun wollen oder nicht, er mußte in die Schule.

Die kleinen Kinder, unter welche der Schullehrer Hansen setzte, ergötzten sich nicht wenig an ihrem neuen Schulgenossen, und hatten tausend Spaß mit ihm. Mit dem Lernen aber wollte es nicht recht ver-

wärts gehen, so sehr sich Hans dabei den Kerf zerbrach und sich schämte, wenn der griesgrame Schuldespot ihm seine Unzufriedenheit zu erkennen gab, oder ihm gar mit dem gefürchteten Vakulum drohte.

Bereits acht Tage war Hans die Dornenbahn nach der Schule gewandelt, ohne um etwas Merkbares klüger geworden zu sein, ja er hatte sich noch nie so elend befunden als eben jetzt, und fiel sichtbar vom Fleische. Denn nicht genug, daß er vier Stunden täglich mit den andern Dorfkindern in der dumpfigen Schulstube schwitzen mußte, nein, er mußte es sich auch noch gefallen lassen, daß ihm Grethe tagtäglich am Abende seine Lektion abhörte und ihn derb ausschmälte, wenn er sich einen Fehler dabei zu Schulden kommen ließ, und das Erlernte nicht wie ein Staar herzusagen wußte.

„Liebe Grethe, lasse mich doch aus der Schule bleiben, ich bin zu alt, du wirst es sehen, es geht nicht mehr vorwärts," bat Hans aufs Rührendste.

Grethe mochte aber nichts hören und sprach: „Geh' du nur in die Schule, wie sauer es dich auch ankommen mag. Durch die Schule wirst du noch glücklich werden," und Hans mußte wieder seine Fibel nehmen und in die Schule wandeln.

Ein Monat war bereits vergangen, seit Hans die Schule besuchte, als einstmals, da er eben aus dieser nach Hause ging, ein schöner Reisewagen, mit vier Pferden bespannt, an ihm vorüberrasselte, in demselben Augenblicke aber ein Koffer, welcher hinten an demselben befestigt war, sich ablöste und herunterfiel.

„He! aufgehalten!“ ſchrie Hans aus Leibeskräften, „ihr habt etwas verloren!“ aber Niemand hörte auf ihn, und der Wagen rollte mit Pfeilesſchnelle fort.

Hans beſann ſich daher nicht lange, lud ſich den Koffer, der ein bedeutendes Gewicht hatte, auf die Schultern, und trug ihn nach Hauſe.

„Was haſt du denn da?“ fragte Grethe neugierig, als Hans unter ſeiner Laſt keuchend in die Hütte trat.

„Das habe ich gefunden,“ antwortete Hans, „als ich aus der Schule ging. Das Ding fiel von einem Wagen herunter, dem ich wohl nachſchrie, aber von Niemand gehört wurde.“

„Laß doch ſehen, was darinnen iſt,“ ſagte Grethe, und Beide verſuchten es nun den Koffer zu öffnen, aber ihre Verſuche blieben lange fruchtlos, bis ſie endlich eine Hacke zu Hilfe nahmen, und den eiſenbeſchlagenen Deckel gewaltſam aufſprengten.

Voll Erſtaunen aber und beinahe erſchrocken fuhren beide bei dem Anblicke, welcher ſich ihnen jetzt darbot, zurück, denn der Koffer war bis zum Rande mit blanken Thalern und ſchimmernden Goldſtücken angefüllt.

„Ach Grethe, welche Menge Geld!“ rief Hans.

„Wenn dieſes alles uns gehörte!“ ſeufzte Grethe.

„Nu, wem ſoll es denn ſonſt gehören,“ ſagte Hans und lachte, „habe nicht ich es gefunden?“

„Wenn auch,“ verſetzte Grethe, „darum iſt es doch nicht unſer Eigenthum. Die Leute, welche das

Geld verloren haben, werden gewiß wieder kommen, es abzuholen."

„Ach ja," seufzte Hans, „das werden sie wohl thun."

„Höre Hans," sagte Grethe, „wir dürfen es durchaus nicht läugnen, daß wir den Koffer gefunden haben, und wenn Jemand kommt und dich darum befragt, so mußt du ihm gleich die Wahrheit sagen."

„Je nu, wenn es sein muß, so will ich es schon thun," sagte Hans.

Hierauf schlossen sie den Koffer wieder, ohne nur ein Geldstück herauszunehmen, und stellten ihn in einen Winkel ihrer Hütte.

Nach dem Mittagsessen ging Hans, da eben ein Rekreationstag für die liebe Schuljugend, also auch für Hansen war, nach dem Küchengarten, welcher eine gute Strecke von seiner Hütte entfernt war, um dort Kohl auszunehmen.

Er hatte jedoch noch nicht die hölzerne Gartenplanke erreicht, als er einen rothgekleideten, reichgalonirten Lakai bemerkte, welcher in größter Hast den Weg herangerannt kam, auf welchem Vormittags der Wagen verschwunden war.

„Aha," dachte sich Hans, „der sucht gewiß den verlornen Kasten."

Und in der That winkte der Lakai, als er Hansen ansichtig wurde, diesem mit seinem Sacktuche.

„Was soll es?" fragte Hans.

„Habt Ihr keinen Koffer hier gefunden?" fragte der Lakai, sich den Schweiß von der Stirne trocknend.

„O ja," erwiederte Hans, „als ich in die Schule ging."

„Dummkopf!" schrie der Bediente, in der Meinung, daß ihn Hans zum Besten haben wolle, und eilte des Weges weiter.

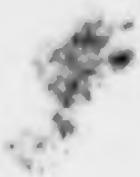
„He! se hört doch — es ist ja noch nicht se lange her, daß ich aus der Schule bin!" rief ihm Hans nach, aber wer nicht auf Hansen hörte, und bald aus dessen Augen verschwand, war der eilige Lakai.

„Nu, wenn er durchaus den Koffer nicht mehr haben will," sprach Hans zu sich, „se kann ich ihn wohl auch behalten."

Sedann eilte er nach Hause und erzählte Grethen das Vorgefallene. Grethe aber meinte noch immer, daß die Eigenthümer des Koffers sich melden würden, aber es verging ein Tag nach dem andern, eine Woche um die andere, ohne daß Jemand mehr nach dem verlornen Schatze fragte.

Der Koffer verblieb daher ihr Eigenthum, und machte Grethens Prophezeiung: Hans würde noch durch die Schule sein Glück machen, wenn auch in anderm Sinne, als sie selbst meinte, wahr.

Hans aber wurde nicht viel mehr klüger, und machte seine dummen Streiche nach wie vor, nur daß ihn jetzt, da er so viel Geld besaß, Niemand hierüber wieder zu schmälen wagte, und man ihn nicht mehr wie vordem, den dummen Hans, sondern immer nur den reichen Hans benannte.



Der Unverwesliche.

Hanseatische Sage.

Zogst den Schläfer aus der Kammer,
Weckt'st ihn aus seiner Ruh';
Trag' ihn doch zurück aufs Lager,
Bist zurück in einem Nu.

R. Bernstein.

Es mochte schon nahe an Mitternacht sein, als noch drei lustige Brüder in dem Schenkhause zur feinen Mark in Lübeck, unferne der Katharinenkirche, saßen, und noch immer dem Greg tapfer zusprachen.

Diese drei durstigen Gesellen waren der alte Todtengräber vom Katharinenfriedhofe, Namens Graber, der Hochzeit- und Leichenbitter Schneeweiß, und der Küster an der eben erwähnten Kirche, Falsarius.

Der Todtengräber hatte seinen beiden Gefährten eben mehre schauerliche Ereignisse erzählt, welche sich, während er seinem nächtigen Berufe als Grabbesorger verstand, zugetragen hatten, und worunter freilich so manches lief, welches dem herrschenden Aberglauben in der Hansa entsprang, und nun für bare Münze gelten mußte, demungeachtet seine volle Wirkung auf die beiden Zuhörer machte.

„Daß es seine Richtigkeit hat," fuhr der erzählende Todtengräber im Flusse seiner Rede fort, „daß auch noch den Sünder in seinem Grabe die Zuchtruthe der ewigen Gerechtigkeit zu finden weiß, daran ist nicht mehr zu zweifeln, hatten wir doch drüben in der Katharinenkirche einen offenkundigen Beweis an dem sogenannten Unverweslichen, wie ihn die Leute nannten. Du wirst dich der Geschichte noch erinnern?" fragte er den Küster.

„Nicht so ganz," antwortete Falsarius, „obwohl ich die Stelle genau zu finden weiß, an welcher sein Sarg sich befindet."

„Erzähle doch," sprach der Leichenbitter, „was hat es für eine Bewandtniß mit ihm?"

„Nun seht," begann Graber, „dieser Unverwesliche war einmal ein reicher, mächtiger Graf, welcher sich ganz und gar einem ausschweifenden und gottlosen Lebenswandel hingab, und dadurch seine Eltern in die tiefste Betrübniß setzte.

Vergebens ermahnten ihn diese, die Bahn des Lasters zu verlassen, sein Ohr blieb für ihre Ermahnungen verschlossen, so wie sein Herz für ihr Flehen.

Unausgesetzt häufte der Mißrathene Verbrechen auf Verbrechen, so, daß seine Eltern einen Fluch über ihn ausstießen, und endlich aus Gram in die Grube fuhren."

„So ist es," bemerkte der Küster, „sie liegen Beide hinter dem Hochaltare der Katharinenkirche begraben, wo auch ihr Leichenstein zu sehen ist."

„Der unnatürliche Sohn aber nahm sich dieses wenig zu Herzen, und lebte nach wie vor, sein Gewissen durch Saus und Braus betäubend.

Kaum aber war ein Jahr nach dem Tode seiner Eltern verflossen, so starb auch der wilde Geselle eben so unerwartet als plötzlich, und wurde in derselben Kirche, aber in der sogenannten Todtenkapelle zur Rechten des Eingangs beigesetzt.

Niemand achtete des Verstorbenen weiter, und sein Gedächtniß erlosch unter den Lebenden, bis etwa fünfzig Jahre darauf ein zufälliges Ereigniß ihn und seine Frevel dem Volke wieder in das Gedächtniß rief.

Es geschah nämlich um diese Zeit, daß sein Sarg von Leichenräubern erbrochen wurde, welche aber voll Entsetzen über den Anblick, der sich ihnen darbot, entflohen, ohne ihren Raub vollführt zu haben.

Sie fanden nämlich den Grafen noch gänzlich unversehrt, als ob er eben erst in das Grab versenkt worden wäre, doch war sein Haar empergesträubt, sein Antlitz wie vom tiefsten Todesschmerz verzerrt, und das Auge offen und starr.

Das Gerücht von dieser Erscheinung verbreitete sich durch ganz Lübeck, und Niemand verließ die Hansestadt, ohne den Unverweslichen gesehen zu haben.

Da ergab es sich nun, daß in einer Nacht, so wie heute, mein früherer Vorgänger, der Todtengräber vom Katharinenfriedhofe mit dem damaligen Küster und mehren Befreundeten hier in der feinen Mark saß, wie wir jetzt da sitzen. Sie waren lustig und guter Dinge,

und wußten sich besonders groß mit ihrer Unerschrockenheit zu machen."

„Bei allen Todtenschädeln, die unter meinen Spaten kamen," rief mein Vergänger, dem der Wein bereits stark zusetzte, „ich habe schon manche Probe meines Muthes gegeben, und wenn ihr zwei Thalerstücke daran setzt, so steige ich jetzt noch in die Katharinengruft hinab, und stoße dieses Messer in den letzten Sarg."

„Pah, das ist nichts," lallte der Küster, „ich gehe hinüber in die Todtenkapelle, und gieße dem Unverweslichen dieses volle Glas in das Maul."

„Wettet ihr um drei Drittelstücke," nahm hierauf das Dienstmädchen das Wort, „so hole ich euch den Unverweslichen selbst herüber."

„Du?" riefen die Zecher, wie aus einem Munde, „haha, du hast das Herz dazu!"

„Hier ist mein Drittelstück," sagte der Todtengräber, und warf die Münze auf den Tisch."

„Und hier das meine," sagte der Küster, und warf auch seine Münze hin.

„Und da das dritte," ergänzte ein Anderer.

„Nun geh, und hole den Unverweslichen!"

„Alsogleich," sagte Anna lachend, nahm die Kirchenschlüssel, welche der Küster neben sich liegen hatte, und sprang aus der Stube.

Ein allgemeines Gelächter folgte dem Mädchen, da jeder wohl wußte, daß sie nur einen Scherz mache. Während diesem war der Schenkwirth zu den fröhlichen Kumpans getreten, und hatte ihre Krüge wieder voll-

gefüllt, und die Luſtbarkeit der Geſellſchaft ſchien ihren Gipfel erreicht zu haben.

Da prallte plötzlich die Thüre auf, und Anna ſtand, den Unverweslichen im Arme, unter der Schwelle.

„Hier habt ihr ihn," ſagte ſie, und ſtellte die Leiche vor die Zecher, welchen die Luſtbarkeit mit einem Male entſchwunden war.

Wirklich nahm ſich auch der Unverwesliche mit ſeinen ſtarren ſtruppigen Haaren, den erloſchenen Augen und dem fahlen pergamentenen Antlitze doppelt gräulich und geſpenſtiſch unter den weinrothen Geſichtern aus, welche jetzt mit erſchreckenen, weit aufgeriſſenen Augen und aufgeſperrten Mäulern auf ihn hinſtarrten.

Anna aber ſtrich ſogleich die gewonnenen Drittelſtücke in ihre Schürze, und ſprach: „Die Wette iſt gewonnen, zurückbringen könnt ihr nun euren Gaſt ſelbſt." Mit dieſen Worten wollte ſie aus der Stube.

Mit Blitzesſchnelle aber erfaßte ſie der Küſter am Rocke und rief: „Halt, das liegt außer dem Spiel. Du mußt ihn auch wieder hinübertragen."

„Mit nichten," antwortete Anna, „ich wettete nur, daß ich ihn bringen würde, und ihr habt ſelbſt Muth genug, das andere zu vollbringen."

„Mach' keine Albernheit," erwiederte der Küſter, den die Angſt merklich bläſſer gemacht hatte. „Wenn die Sache verrathen wird, ſo komme ich um den Dienſt. Hier haſt du noch ein Thalerſtück, nun aber trage das Scheuſal wieder zurück in ſeinen Sarg."

„Und hier iſt noch einer von mir," ſagte der Todtengräber, „aber mache, daß wir der Geſellſchaft bald los werden."

„Das iſt etwas anderes," erwiederte Anna, ergriff den Todten und eilte mit ihm aus der Stube.

Die Laterne, welche ſie vor der Thüre auf dem Hausflur ſtehen gelaſſen, in der rechten Hand, den ſchauerlichen Unverweslichen im linken Arme, eilte ſie raſch durch die Finſterniß der Nacht zur Katharinenkirche hinüber.

Sie hatte die Kirchenthüre offen gelaſſen, und trat nun eiligſt mit ihrer Laſt in das Schiff des öden Gotteshauſes.

Die Stille, welche darinnen herrſchte, die Finſterniß, welche in demſelben verbreitet war, und durch den unſicheren Schimmer der Laterne nur noch geſteigert und ſchauerlicher wurde, ſchien ihr dießmal um Vieles grauenhafter als bei ihrem erſten Gange. Ohne ſich jedoch aufzuhalten, eilte ſie an den langen Reihen der Betſtühle vorüber in die Seitenkapelle, um ihrer Laſt wieder ledig zu werden

Jetzt hatte ſie den Sarg des Unverweslichen erreicht, und wollte den Todten in ſelben hineinlegen, da fühlte ſie, daß ſich dieſer feſt an ſie geklammert hatte, und ein gräßlicher Angſtſchrei, welcher hundertfach aus den Hallen, Gängen und Gewölben der Kirche widerhallte, entrang ſich ihrer Kehle.

„Gnade, Gnade," kreiſchte die auf den Tod erſchreckene Dirne.

„Nur unter einer Bedingung," erſcholl eine dumpfe Stimme, welche aus dem Munde des gräßlichen Unverweslichen, der ſie noch immer umklammert hielt, zu kommen ſchien.

„Alles, Alles, nur laß mich!"

„Biſt du noch reinen Herzens?" fragte die Stimme wieder.

„Ich bins," ſtöhnte Anna.

„Wohlan, ſo gehe hinter den Altar der Kirche," fuhr er fort, „und bitte meine Eltern mit lauter Stimme um meine Verweſung."

Anna raffte hierauf alle ihre Kräfte zuſammen, ergriff mit bebender Hand ihre Laterne, und ging, von Fieberfroſt geſchüttelt, hinter den Altar.

Dort ſank ſie an den Leichenſteinen, welche in die Wand eingemauert waren, auf die Knie, und ſprach mit lauter Stimme: „Ich bitte euch um die Verweſung eures Sohnes."

Grabesſtille herrſchte rings herum, aber keine Antwort erfolgte.

Von Todesängſten durchſchauert, tappte ſich Anna nach einer Weile zur Kapelle zurück. „Sie geben keine Antwort," ſtammelte ſie.

„Bitte noch einmal," erwiederte der Unverwesliche.

Und Anna ſchwankte nochmals hinter den Altar, fiel auf die Knie und ſprach: „Ich bitte euch, um des Heiles meiner Seele willen, um die Verweſung eures Sohnes!"

Aber auch dießmals harrte ſie vergebens, keine Antwort erfolgte.

Und wieder wankte sie hinaus, aber der Todte sprach: „Bitte zum dritten und letzten Male."

Kaum mehr ihrer Glieder mächtig, schleppte sich Anna zum dritten Male hinter den Altar, sank abermals auf die Kniee und rief: „Ich bitte euch um die Barmherzigkeit Gottes willen, um die Verwesung eures Sohnes!"

„Er möge verwesen!" scholl es diesmal, dumpf wie ein fernes Echo, aus der Tiefe herauf, und als Anna mit vieler Anstrengung wieder den Sarg erreichte, lag der Unverwesliche mit geschlossenen Augen und gänzlich veränderten friedlichen Mienen in demselben ausgestreckt.

Anna aber floh nun, so rasch es ihre Erschöpfung zuließ, aus der Kirche, und erzählte den Gästen, welche sich noch hier befanden, diesen Vorfall.

Von Grauen erfaßt, verließen diese bald darauf die feine Mark, als aber der Küster am nächsten Morgen den Sarg in der Kapelle eröffnete, fand er, daß der Unverwesliche Staub geworden.

So lautete die Erzählung des Todtengräbers, worüber seine beiden Zuhörer sichtbarlich blässer und um Vieles ernsthafter als früher geworden waren; ja, als sie sodann die Weinstube verließen, und in ihre Mäntel gewickelt, an dem nächtigen Dome vorübergingen, konnte sich keiner von ihnen, bei dem Gedanken an den Unverweslichen, eines flüchtigen Schauers erwehren.

Die Geschichte von dem unverwesbaren Sohne aber wird noch jetzt, mit wenigen geringfügigen Abweichungen, in Lübeck erzählt.

Die

Rothglocke zu Zürich.

Schweizerſage.

Dort wo ſich die Mauern zeigen,
Trümmer aus dem See aufſteigen,
Von grünem Schilf und Moos umgeben,
Da hat das Wunder ſich begeben,
Daß durch magiſche Kraft gebunden
Carl nicht eher Ruh' gefunden,
Wie alte Sage uns berichtet,
Bis er hier die Burg errichtet.

Fr. Schlegel.

Als der Kaiſer Carlemann, dem man den Beinamen des Gerechten gab, in der Stadt Zürich ſein Hoflager aufgeſchlagen hatte, ließ er vor dem Hauſe, welches er allda bewohnte, eine Denkſäule zu Ehren der heiligen Märtyrer Felix und Regula errichten, und an dieſelbe eine Glocke befeſtigen, von welcher ein Strang herabhing, ſo, daß ihn männiglich ohne Mühe erlangen, und die Glocke erſchallen laſſen konnte.

Es hatten ſich auch, als dieſes ins Werk geſetzt wurde, viele Leute um die Arbeiter bei der Säule verſammelt, Hohe und Niedere, welche die Glocke begaff-

ten; aber Niemand von ihnen wußte, aus was Ursach und Zweck sie errichtet würde, und sie zerbrachen sich fast die Köpfe darüber.

Da aber trat ein Mann unter sie in einem goldgestickten Waffenrocke, der einen Stab in der Rechten hielt, und von zwei Kriegsmännern mit Hellebarden begleitet war; der Mann aber sprach zu dem versammelten Volke: „Der Herr und Kaiser hat eine Glocke errichten lassen allhier vor seinem Hofhalt, daß es ihm Jeder kund thue durch dieselbe, der in Nöthen ist, und seiner Hilfe oder seines Beistandes bedürftig, und läßet er dahero diesen seinen Willen durch mich bekannt geben den Insassen der Stadt Zürich, und selbe vermahnen, daß sie den Glockenstrang ziehen sollten, wenn es ihre Umstände erheischten, sei es des Morgens oder des Mittags oder des Nachts; denn so ist es der Wille Carlomanns."

Hierauf ging der Herold, von dem frohen Getümmel der Anwesenden und dem freudigen Jubelrufe: „Es lebe Carlomann, der Gerechte!" begleitet, seiner Wege, und that auf den anderen Plätzen und Straßen von Zürich den Leuten, welche noch nicht um die Errichtung der Glocke wußten, deren Endzweck und Errichtung kund, und überall begleitete ihn und folgte ihm derselbe Jubel.

Auch sah man bald, daß die Glocke nicht umsonst aufgerichtet war zwischen den beiden Säulen; denn es lebten in der Stadt Zürich Viele, die der Hilfe Carlomanns bedurften. Es verging wohl auch kein Tag, an welchem nicht der Strang der Glocke mehr denn

zwölfmal gezogen wurde, und Carlomann ließ es sich nicht verdrießen, ihrem jedesmaligen Rufe zu folgen, das Flehen der Bedrängten anzuhören, und wenn es nur einigermaßen thunlich, dem Übel Abhilfe angedeihen zu lassen.

Da geschah es einstmals, eben als Carlomann mit seiner erlauchten Gemalin und vielen Rittern und Edlen an der Tafel saß, daß der Glockenstrang vor dem Hause heftig angezogen wurde.

Augenblicks erhob sich der milde Fürst von seinem Sitze, setzte den Goldpokal, den er eben aufgehoben hatte, ungekostet bei Seite, und ging hinab, zu sehen, wer seiner Hilfe so dringlich bedürfe.

Als er aber vor das Thor gekommen war, da sah er wohl den Glockenstrang noch in schwingender Bewegung, aber so weit sein Auge reichen mochte, entdeckte er Niemand, der ihn gezogen haben konnte. — Da verwunderte er sich höchlichst darüber, und ging wieder zur Tafel zurück.

Kaum aber hatte er dort seinen Sitz eingenommen, als die Glocke zum zweiten Male ertönte. Da befahl Carlomann seinen Pagen nachzusehen, wer die Glocke gezogen habe; die Pagen aber kamen mit der Nachricht zurück, daß sie Niemand ansichtig geworden, obgleich sie den Glockenstrang noch in schwingender Bewegung gesehen.

Da gebot ihnen der Kaiser, sie sollten sich draußen verborgen halten hinter dem Gesträuche, und wohl Acht haben auf die Glocke, ob sie nicht, und von wem sie zum dritten Male angezogen würde.

Die Pagen eilten sogleich hinaus, dem Befehle ihres Herrn zu folgen, die Edlen der Tafelrunde aber harrten mit der gespanntesten Aufmerksamkeit auf den Schall der Glocke, und — horch! — die Glocke erscholl zum dritten Male.

Gleich darauf stürzten die beiden Pagen mit blassen Gesichtern in den Speisesaal, und meldeten, daß eine große braune Schlange, von grauenhaftem Aussehen, an dem Glockenstrang herabhinge, und ihn gezogen habe, daß die Glocke also geklungen.

Carlomann aber erhob sich sogleich und sprach: „Ob Mensch oder Thier, ich versprach jedem Bedürftigen beizustehen, ich will sehen, ob es in meinen Kräften liegt, der Schlange zu helfen.“ Und als er nun hinaustrat mit seinem Hofstaate, da zog sich die Schlange, welche noch immer an dem Glockenstrange straff herniederhing, plötzlich zusammen, ließ den Strang los, und kroch mit schnellen Schiebungen, nach Art dieser Thiere, den vorderen Theil ihres Leibes weit ausstreckend, während sie den mittleren und letzten Theil desselben zusammenzog in seine gefügigen Ringe, zu Carlomann, vor dessen Füße sie sich, gleichsam als ob sie ihm huldigen wolle als ihrem Herrn, niederlegte.

Carlomann und seine Ritter sahen verwundert auf das grauenhafte und dennoch so seltsam schöne Thier; ersterer aber sprach: „Wenn du meiner Hilfe bedarfst, so thue es mir auf irgend eine Art kund, damit ich ersehen möge, ob und wie dir zu helfen sei.“ Darauf hob sich die Schlange mit einem Satze empor,

und ringelte ſich eine Strecke fort, den klugen Kopf oftmals nach Carlomann wendend, als wollte ſie ihm damit andeuten, daß er ihr folgen ſolle, und Carlomann und ſeine Edlen folgten der Schlange.

Sie waren über mehrere Wald- und Felspfade gewandert, in verſchiedenen Krümmungen, als ſich ihnen im tiefen Dunkel einer Thalſchlucht, unferne dem Ufer der Limmat, der Eingang einer Felſenhöhlung aufthat, welche ſie alsbald für die Wohnung der Schlange hielten, und ſich in ihrer Meinung nicht beirrten.

Die Schlange aber blieb vor dem Eingange derſelben zu einem Knäuel gewickelt liegen, nur zuweilen den Kopf erhebend, und zornfunkelnde Blicke in das Dunkel der Höhle ſendend, wobei ſie immer einen gellend ziſchenden Laut von ſich ſtieß.

Carlomann aber gebot ſeinen Rittern ihm zu folgen, und ſchritt gebückt durch den niedern, von Waldgeflechten umrankten Eingang, in die Felskluft. Bald auch entdeckte er in derſelben den Bedränger der Schlange, gegen welchen dieſe ſeinen Beiſtand auffer-derte. Es war dieſer Bedränger eine giftgeſchwellene, rothfleckichte Kröte von ungewöhnlicher Größe, welche träge und breit auf den Eiern der Schlange lag, gleich einer verwunſchenen Menſchengeſtaltung, und mit grünglühenden häßlichen Augen den Eintretenden entgegenglotzte.

Immer bereit und entſchloſſen Gerechtigkeit zu üben, zog Carlomann ſein Schwert, durchbohrte die grauenhafte Mißgeſtalt, und ſchleuderte ſie hinab in den finſteren Abgrund außer der Höhle; die Schlan-

ge aber, welche sich indessen unruhig und mit ängstlichem Gezische am Eingange derselben auf- und niederbewegte, erhob sich hierauf in lebhafter Freude, und leckte mit ihrem schwarzen bewegten Zünglein die Füße ihres Wohlthäters, der sich mit seinem Gefolge, erfreut über den kleinen Dienst, welchen er ihr erwiesen hatte, und verwundert über das Sonderbare dieses Vorfalles, nun wieder zurück nach Zürich verfügte.

Es war zur selben Stunde des nächstfolgenden Tages, da Carlomann wieder mit seiner Gemalin und seinen Rittern bei der Tafel saß, als plötzlich in der Verhalle sich ein gellendes Gekreisch erhob, welches die Aufmerksamkeit der Tischgenossen auf sich zog, nach dessen Ursache sie aber nicht lange zu forschen brauchten, denn beinahe in demselben Augenblicke wälzte sich schon die Schlange, welcher Carlomann Tags vorher Hilfe geleistet, mit wunderbarer Schnelligkeit herein.

Kaum in dem Saal angelangt, eilte sie dem Tische zu, schwang sich mit einem Satze über den Rücken eines der Untenansitzenden auf die Tafel, und schlängelte sich hier geschickt um die vielen Schüsseln, Pokale und Krüge, gerade auf Carlomann zu.

Hier bog sie sich mit einer Art von Zierlichkeit über dessen Goldpokal, indem sie etwas, was sie früher im Munde gehalten, in denselben hineinfallen ließ, und entschwand sodann den Augen der Staunenden mit eben der Schnelligkeit, mit welcher sie denselben erschienen war.

In dem Pokale fand Carlemann aber einen Edelſtein von ſolcher Schönheit, wie er Zeit ſeines Lebens noch keinen zweiten geſehen hatte, und der jedes andere Juwel an Glanz und Reinheit weit übertraf. Carlemann, den die Dankbarkeit dieſes Thieres mehr noch erfreute, als die köſtliche Spende ſelber, welche es ihm gemacht hatte, ließ ſogleich einen berühmten Goldſchmied zu ſich berufen, dem er den Auftrag ertheilte: den Stein in einen goldenen Reif zu faſſen. Als dieſes geſchehen, verehrte er das ſeltſame Kleinod ſeiner Gemalin, welche ein ſonderliches Wohlgefallen an demſelben geäußert hatte. Zugleich auch ließ er auf jener Stelle, wo ſich dieſes ſeltſame Ereigniß zugetragen, eine Kirche erbauen, welche ſich noch heut zu Tage, mit dem hiernach benannten Dörfchen Waſſerlirch, allbort befindet.

Von dem Augenblicke an aber, als Carlemann den Ring ſeiner Gemalin geſchenkt hatte, ſchien es, als ſei das launenhafte Glück mit unzerreißbaren Banden an das hohe Kaiſerpaar gefeſſelt, denn Carlemanns Herz, früher faſt leidenſchaftlich erglühend für das edle Weidwerk, und für waghalſige und tolle Kampf- und Ritterſpiele, hing nun einzig und allein mit unendlicher Liebe an ſeiner Gemalin, welche mit aller Hingebung, Lieblichkeit und Sanftmuth einer deutſchen Hausfrau ſeines Zeitalters, dieſes Gefühl erwiederte, und nichts war im Stande die Eintracht und den Frieden ihres Stillebens auch nur auf kurze Zeit zu trüben, noch minder zu ſtören.

Auf dieſe Weiſe entfloß dem beglückten erlauchten Paare ein Jahr um das andere in ungetrübter, ungeſtörter Heiterkeit, wie ein munterer ſonnenheller Strom durch blumichte Ufern, als mit einem Male die Kaiſerin ſchwer erkrankte.

Wer denkt ſich die Beſorgniß, die Trauer Carlomanns, welcher faſt nie von ihrem Krankenlager wich; wer malt ſeine Angſt, da er das Siechthum der geliebten Gattin mit jedem Tage ſich verſchlimmern ſah?

Die Kaiſerin aber, von der Furcht gepeinigt, daß jenes köſtliche Kleinod, an welches das Glück ihrer Ehe geknüpft zu ſein ſchien, ihr verloren gehen, und in die Hände eines anderen Weibes gerathen könne, verbarg daſſelbe ſorgſam unter ihrer Zunge; ach, ſie dachte nicht, daß der Tod den ſo üppig blühenden Freudenkranz ihres Lebens mit grauſamer Hand von ihrem jugendlichen Haupte reißen würde.

Mit herzzerreißendem Schmerze lag Carlomann auf der Leiche ſeiner geliebten Gemalin, ein Opfer der Verzweiflung: und nur mit großer Mühe brachten die Seinen ihn auf ſo lange von der Todten hinweg, bis dieſe wohl und kunſtgerecht einbalſamirt und in einen Sarg von Glas verſchloſſen ward.

Unmöglich aber war es Carlomann, ſich gänzlich von dem Sarge zu trennen, der ſein Theuerſtes umſchloß, und an den er mit ſtiller Schwärmerei, wie durch Zauberkraft gekettet ſchien.

In jeder Nacht eilte er in das Gewölbe, in welchem der Sarg ſtand, öffnete den Glasdeckel deſſelben, warf ſich auf die geliebte Leiche, wuſch ſie mit ſeinen

Thränen, und brach in herzzerschneidenden Jammer und laute Klagen aus über den Verlust seiner Gattin.

Nicht länger aber vermochte er in der Umgebung von Zürich zu bleiben, in welcher er mit der Verlornen so glückliche Tage verlebt, und in der die Erinnerung an all' die genossenen Freuden seinen Schmerz nur noch vermehren mußte. Ohne sich ein Ziel seiner Reise zu bestimmen, gebot er zum Aufbruche, und verließ die schöne Stadt an der Limmat.

Jahrelang durchschweifte er hierauf, unstät wie Ahasverus, der ewig wandernde Jude, nur mit wenigen Getreuen die herrlichen Rheingegenden, den gläsernen Sarg, in welchem seine Gemalin ruhte, immer in seinem Geleite.

Da begann aber den Seinen immer banger zu werden um ihren vielgeliebten Herrn, und sie verfielen auf den Gedanken, daß es nicht mit gerechten und natürlichen Dingen zugehen könne, daß Carlomann noch immer mit der alten Heftigkeit und demselben Schmerze an der Leiche seiner Gemalin hänge, da doch die Zeit jede Wunde zu heilen pflegt.

Sie beriethen sich daher unter einander, was da zu thun, und beschlossen einstimmig, einen weisen Mann darüber zu befragen, welcher Turpinus genannt wurde, und der schon durch ein halbes Jahrhundert eine Felsenhöhle am Rheinstrom bewohnte.

Allsogleich suchten die besorgten Diener jene Felsenhöhle auf, in welcher sie den Weisen, einen hagern Greis mit schneeweißem Haare und Bart, aber jugendlich leuchtenden Augen, fanden.

Sie eröffneten ihm sogleich die Ursache ihres Besuches, erzählten alles Vorgefallene, und baten ihn schließlich um Rath und Hilfe.

Nachdem Turpinus ihrem Berichte aufmerksam zugehört, und hierauf eine Weile über das Ereigniß nachgedacht hatte, versprach er ihnen, die geheime Zauberkraft an der Leiche zu erforschen.

In einer Nacht, in welcher der allzugroße Schmerz mit betäubender Macht auf Carlemann gewirkt, und ihn in einen tiefen Schlaf versenkt hatte, ließ sich Turpinus von ihnen zu der Leiche führen, und den gläsernen Sarg eröffnen.

Sobald dieses geschehen, befahl er ihnen hinauszutreten, und draußen zu harren, bis er sie rufen würde.

Wie die Hofleute aber draußen vor der Thüre standen, da däuchte es ihnen, als spräche Turpinus mit der todten Kaiserin, und als gäbe ihm diese Antwort auf seine Fragen; als Turpinus sie aber wieder hineinberief, da lag die Todte wie vordem in ihrem gläsernen Sarge.

Turpinus aber übergab ihnen ein güldenes Reißlein, in welchem ein prachtveller Edelstein funkelte, und sprach: „Dieses Reißlein ist der Talisman, der euren Herrn und Kaiser gefesselt hielt an die todte Frau, denn er besitzt die Kraft eines Liebestrankes, und es kann daraus ein großes Heil, aber auch ein großes Unheil entstehen für euren Herrn, wie ihr wohl selbst genugsam in Erfahrung gebracht. Nehmt daher dieses Zauberwerk, damit nicht durch Unvorsichtigkeit ein

neues Unglück mit selben geschehe, und vernichtet es noch in dieser Stunde." — Und die Hofleute beschlossen, den Ring in einen nahen Meergrund zu versenken, welches sie auch unverzüglich in das Werk setzten.

Als Carlomann aus seinem Schlafe erwacht war, und seiner Gewohnheit gemäß wieder den Glasschrein eröffnete, um sich an dem Anblicke der theuren Überreste zu weiden, und das liebe Antlitz der Todten wie sonst mit seinen Thränen zu waschen, da schauderte er vor der Leiche zurück, an der er jetzt zum ersten Male alles Grauen des Grabes, alle Schrecken der Verwesung erblickte, und gepeitscht von Entsetzen eilte er hinweg, ohne selbst zu wissen, wohin sein Fuß ihn bringen würde.

Auf diese Weise gelangte er zu jenem Sumpfe, in dem die Hofleute das Zauberkleinod versenkt hatten, und von welchem Orte er sich nun eben so wenig, als früher von seiner Gemalin und dann von ihrer Leiche trennen mochte, und er beschloß von nun an allhier seinen Hofhalt aufzuschlagen, und eine feste Stadt sich zu erbauen, und ein herrliches Münster.

Und bald erhuben sich, wo sonst nur in Schilf und Binsen der Wind gerauscht, herrliche Gebäude, und wo grüne Wasserlinsen schwammen auf der Fläche des Meergrundes, stand bald ein hoher Dom mit künstlichem Gesäule und hochragenden Thürmen, und immer mehr und mehr der Häuser und Gebäude reiheten sich an die früheren, bis eine große, volkreiche Stadt sich ausstreckte über die Fläche; selbe Stadt aber steht noch

heut zu Tage, und ist die alte, herrliche, weltbekannte Reichsstadt Aachen mit ihrem wundervollen Münster.

Carlemann aber lebte noch viele Jahre in stiller Zufriedenheit, und liebte sein schönes Aachen über Alles, und als er fühlte, daß er Abschied nehmen müsse von dieser Welt, da erwählte er sich eine eigene Stelle in dem Dome zu seiner Urstätte; diese Stelle aber war keine andere, als eben jene, an welcher seine Getreuen den Talisman versenkt hatten.

Selbst in der Folge schien es, als ob Carlemanns Liebe zu dieser Stadt sich von Kaiser auf Kaiser fortgepflanzt habe auf eine wunderbare Art, und so ward sie das Herz des deutschen Reiches, und die Krönungsstadt der römischen Kaiser.

Die

Entſtehung des Plattenſee's.

Ungariſche Sage.

Ein Auge nur das Wunderbare hat geſehen,
Das Auge brach, und nach ihm ſchaut' es keines mehr;
Die Andern mahnt es aber, daß es einſt geſchehen,
Wenn über'm See der Sturm rauſcht wie ein Traum daher.

J. Vogl.

Der größte See im Königreiche Ungarn iſt wie bekannt, der Plattenſee, auch Balaton oder das ungariſche Meer genannt.

Er hat von Südweſt nach Nordoſt eine Länge von mehr als 40,000 und eine Breite von 3 bis 8000 Klaftern. Sein Waſſer iſt immer friſch und klar, ſeine Farbe hell und weiß, und wird nur dann dunkel und bläulich, wenn er tobt und ſchäumt, welches an jedem Abend geſchieht, oder wenn ein Ungewitter im Anzuge iſt.

Die Entstehung dieses wahrhaft wunderbaren See's erzählten dem Herausgeber dieser Sagen die Fischer jener Gegend auf folgende Weise:

In Ungarn lebte einst ein alter Hirte, dessen Name nicht auf die Nachwelt gekommen, und der seines Geizes, seiner Trägheit und Härte wegen weit und breit verrufen und gemieden war.

Er behandelte seine Nachbarsleute auf solch eine mürrische, seine Knechte und Mägde aber auf solch eine grausame Art, daß die ersteren es vorzogen, ihre Tscharda zu verlassen, und sich anderswo niederzulassen; die letzteren aber ihren geringen Lohn im Stiche liessen, und von ihm entflohen, so, daß er sich endlich ganz allein und verlassen sah, und gezwungen war, seine Herde nun selbst zu hüten.

Fluchend und grollend darüber, daß nun Niemand mehr um ihn sei, an dem er sein Müthchen kühlen könne, gelangte er einstmals mit seinen Ziegen an eine von jenen Stellen, über welche jetzt der Balaton seine Wellen rollt.

Da gewahrte er, daß sich eine Ziege zu weit von den übrigen entfernt habe, und um ihr nicht nachlaufen zu dürfen, und sie zurückzutreiben, suchte er nach einem Stein, um sie mittelst eines Wurfes zum Umkehren zu bewegen, welches die Hirten öfters zu thun pflegen, wenn sich ein Stück ihrer Herde verläuft.

Er ſuchte lange vergebens in dem fetten, ſchwarzen Erdreiche; endlich erſah ſein Auge einen Stein von ziemlicher Gröſſe. Er wollte ihn aufheben, aber ſiehe da, er war in dem Boden feſtgerammt.

Mit groſſer Anſtrengung gelang es ihm endlich, den Stein aus der Erde zu bringen. Wer beſchreibt aber ſeinen Schrecken, als zugleich auch eine helle Waſſerſäule aus der Öffnung, die der Stein in der Erde zurückließ, herausſprudelte, und ihn mit Blitzesſchnelle, gleich einer geſpenſtiſchen Schlange, in weiten Ringen umkreiſte, dabei aber immer gröſſer und gröſſer wurde, bis ſie ſich in eine ungeheure Rieſenſchlange verwandelt hatte.

Voll Erſtaunen ſtarrte der Gulias auf dieſes ſeltſame Schauſpiel, aber ſein Erſtaunen verwandelte ſich in Entſetzen, als das Waſſer ſeine Herde umſchlang, und mit ſich fort riß im rauſchenden Wirbel.

Vergebens ſuchte er der vernichtenden Fluth zu entrinnen, ſchon ſah er ſich von ihr ergriffen, und trotz allem Widerſtande in die vernichtenden Wirbel gezogen, in welchen ihm bald Bewuſtſein und Leben entſchwand.

Noch jetzt, wenn ein Ungewitter über den Plattenſee zieht, und die bleigrauen Wolken an den tobenden, weiſſchäumenden Wellen des dunklen Sees

dahinſtreifen, ſcheint es, als ob der finſtre Hirte, in ſeiner dunklen Punda, über den See dahinſchreite, ſeine Herde vor ſich hertreibend.

Die Bewohner jener Gegend vermeinen dann ſogar, die Köpfe der Ziegen den Wellen entragen, und ihre weißen Bärte in dem Schimmer derſelben auf der Oberfläche des See's ſchwimmen und erglänzen zu ſehen.

Das

rothe Käpplein.

Öſterreich'ſche Sage.

(Spinnſtube. Winterabend. Gretchen, Röſe, Lieschen, Klärchen, Käthchen, Rettchen und Gertrud mit ihren Mädchen um den kniſternden Kamin.)

Gretchen.

Nickſt du ſchon wieder, Röſe?

Röſe.

Ei fürwahr:
Faſt hätte mich der Schlummer überfallen.
Iſt's auch ein Wunder; ſagt es doch nur ſelbſt,
Ihr redet ja kein Wörtchen, ſchnurrten nicht
Die Rädchen noch, ſo dächte wohl kein Menſch,
Daß hier ein Dutzend junger Dirnen ſäßen.

Lieschen.

Nun wohl, ſo laſſet Mährchen uns erzählen,
Dabei vergeht die Zeit, man weiß nicht wie,
Und ſind ſie vollends noch was ſchauerlich,
So bleibt ſich's überdieß hübſch wach dabei.

Klärchen.

Recht, recht, und Steffens Käthe ſoll ſogleich
Den Anfang machen.

Röſe.

Ja, ſie ſchuldet's noch
Von geſtern, wo ſie nichts zum Beſten gab.

Bertraud.

Ja heute muß ſie ihre Schuld bezahlen.

Klärchen.

Die Röſe hat das Mährchen uns erzählt
Von den drei Kaufmannstöchtern, Margareth'
Von dem verwunſchnen Prinzen, und Bertraud
Gab uns vom Spuck des Feuermanns die Kunde,
Nun iſt's an dir, nun ſträube dich nicht länger.

Lischen.

Verſprochen haſt du es ſchon lange her,
Vom Käpplein uns das Mährchen zu erzählen.

Alle Mädchen.

Ja ja, vom rothen Käpplein, nur heraus.

Käthchen.

Es ſei, ich will es euch zum Beſten geben,
Doch rücket näher euch zuſammen, denn
Gar grauſig hört ſich dieſes Mährlein an,
Und ſicher läuft es kalt euch über'm Rücken.

Klärchen.

Hu hu, mich friert, bevor du noch beginnſt.

Röſe.

Nun friſch begonnen.

Bertraud.

Alle ſind wir Ohr.

Käthchen.

In einem Dörfchen an der Donau lebte
Vor langer Zeit, ſo wie man mir erzählt,

Die Tochter eines Schenken, Namens Änncheu,
So für das ſchönſte Mädchen weit und breit
Gehalten wurde; doch wie ſchön ſie auch
Und lieblich von Geſtalt, ſo fühllos war
Und kalt ihr Herz, und nimmer hatte noch
Die Liebe es zu raſcher'm Schlag bewegt.
Manch wackrer Jüngling warb um ihre Hand
Und ward mit Leichtſinn von ihr abgewieſen,
Vergebens wurden Ständchen ihr gebracht,
Und Blumenſträuſte, prächtig aufgeputzt
Mit bunten Flittern, gold'nen Pomeranzen,
Zu Namens- und Geburtstag ihr geſpendet,
Sie achtete der Huldigungen nicht,
Und keiner mochte Änncheus Gunſt erringen.

Auf gleiche Weiſe ging's dem armen Jakob,
Dem jungen Müller aus der nahen Bucht,
Der ernſtlich um das Mädchen ſich bewarb,
Und wohl der Würdigſte von allen war
Die um ſie freiten. Blühend von Geſtalt
Und gottesfürchtig war er, ſchlicht und bieder,
Betrieb auch ſein Gewerb mit viel Geſchick,
Denn ſeit er auf der Mühle, malte man
Dort dreimal mehr, als ſonſten man gemalen.
Die Nachbarn liebten ihn, manch' hübſches Kind
Sah ſtill erröthend nach dem ſchlanken Jakob,
Nur Änncheu blieb für ſeine Blicke blind,
Und hatte für ſein Flehen taube Ohren.
Das nahm der junge Mann ſich zu Gemüth,
Und grämte heimlich ſich, ſo Tag als Nacht

Bis ihm der Gram zuletzt das Herz gebrochen.
Es war im Februar, und Annchen eben
Auf einer Hochzeit in der Nachbarschaft,
Als man zu Grab den armen Jakob trug,
Und als vom lust'gen Hochzeitreigen sie
Nun wieder heim ins stille Dörfchen kam,
Da lag schon dichter Schnee auf seinem Hügel.
Sie ahnte nichts, der Vater selbst verschwieg
Die Kunde aus zu großer Sorgfalt ihr. —
Da kam es denn, daß sie im Dämmerlicht,
Am Tag der Heimkehr noch zu einer Base,
Nicht allzu fern vom Dörfchen sich begab,
So auf den Tod erkrankt darnieder lag.
Schon war die frühe Nacht hereingebrochen,
Als sie der siechen Base Haus verließ,
Hell prangte Stern an Stern am reinen Himmel,
Und über Dorf und Garten, Wald und Feld
Goß rings der Mond sein bläulich Silberlicht.
Mit schnellern Schritten eilte Annchen d'rum,
Den wohlbekannten Weg zurückzulegen,
Der, an dem nächtigöden Friedhof sie
Verüber, zu des Vaters Wohnung führte.

Klärchen.

Nun fängts schon an, ein wenig mich zu frösteln.

Röse.

Nur stille, stille!

Bertraud.

Ach, sie dachte wohl
Nichts weniger, als daß der Jakob dort
Begraben liege.

Lischen.

Hätte sie's gedacht,
Sie wäre nimmermehr vorbei gegangen.

Gretchen.

So schweigt doch endlich!

Röse.

Et! Kein Wörtchen mehr.

Käthchen.

Als Ännchen nun zu dem Gemäuer kam,
Zum alternden, das hier den Plan umschloß —
Sieh' doch, wer schaute da vom niedern Rand,
Das Kinn auf beiden Händen, auf dem Haupt
Ein rothes Käpplein, gleich als wär's ein Bild
Aus Stein gehauen, hohl und regungslos
Zum Friedhofssteig heraus? — Erschrocken bebt
Schön Ännchen vor dem Nächtigen zurück,
Allein im selbem Nu, den Müller jetzt
In ihm erkennend, ruft vom Zorn entflammt,
Die allzuraſche Dirne: „Ei ihr Thor!
Ihr denkt wohl gar, mit eurem Fastnachtsspuck
Mich hier zu schrecken auf dem nächt'gen Pfad,
Doch habt ihr euch betrogen, und zum Lohn,
Daß ihr's gewagt, solch plumpen Spaß zu treiben,
Sollt ihr mir barhaupts nun zur Mühle heim."

Und mit den Worten riß sie, raschen Sprungs,
Sein rothes Käpplein ihm vom Kopf, und rannte
Den Steig hinab, — hier rief sie noch zurück:
„Wollt ihr das Käpplein wieder, hohlt's euch selbst!"
Und husch ging's über Dorn und Stein von dannen. —

„Da seht nur Vater, was ich heimgebracht,"
Begann sie jetzt, als sie mit heißer Wang'
Zu diesem in die düstre Stube trat,
Und nun erzählte sie dem Alten, wie
Der Müller sie am öden Friedhofssteig
Erschrecken wollte, aber sie ihn gleich
Im Mondenlicht erkannt, und d'rauf im Nu
Das rothe Käpplein ihm vom Kopf entführt.
„Dem Müller Jakob?" rief betroffen nun
Der alte Vater, — „Kind, du sprichst im Traum!"
„Nicht doch," versetzt das Mädchen, „glaubt es mir,
Ich werde wohl den Müllerjakob kennen."
„Ich sage dir," fällt jener ihr ins Wort,
„Du hast geträumt, denn seit drei Tagen liegt,
Daß du's nur weißt, der Müllerjakob ja
Auf dem Liebfrauenkirchhof schon begraben."

Das trifft gleichwie ein Blitzstrahl Ännchens Herz,
Und kalter Frost durchschüttelt ihre Glieder.
Hin, nach dem Kämmerlein im Erdgeschoß
Bringt sie der Vater, spricht ihr tröstend zu:
Es könne wohl ein Freund gewesen sein
Des Müllerjakobs, welcher seinen Tod
An ihr, der Spröden, also rächen wollte,
Und sänftigt so der Ängstlichen Gemüth,
Bis endlich sich der Schlaf, der beste Tröster
Auf ihre matten Augenlieder senkt —
Da weckt sie plötzlich dumpfer Glockenschlag.

Die Mädchen.

O weh!

Käthchen.

S' iſt Mitternacht, und in der weiten Stille
Verſummet eben jetzt der letzte Klang,
Da tippt es draußen ſachte an das Fenſter,
Und wie erſchreckt nun hin ihr Auge ſchaut,
So ſteht der Jakob, wie er leibt' und lebt',
Im weißen Lacken, langen, ſtrupp'gen Haars
Und blaß vom Antlitz, übergoſſen ganz
Vom hellen Mondlicht, auf dem nächt'gen Flur,
Und ruft mit heiſ'rer Stimme: „Annchen lieb,
Gib mir das Käpplein, gib mir's nur zurück,
Muß wieder heim zum Liebenfrauenkirchhof."

Da flirrt's vor Annchens Blick, und tiefe Nacht
Umhüllet ihre Sinne, Morgens erſt
Fand ſie der Vater, leblos hingeſtreckt,
Gelöſt das Haar, mit todtenbleicher Wang'
Am Boden liegen. Alles wird verſucht,
Was zu verſuchen iſt, um neues Leben
In die erſtarrte Bruſt zurückzubringen.
Nun endlich glückt's, ſie kommt zu ſich, ſie ſchaut
Die ſie umgeben an, mit ſtarrem Blick,
Doch iſt ihr Geiſt noch irr', bis allgemach
Sie vollends ſich erholt. Nun kündet ſie
Dem Vater, was ihr Mitternachts begegnet,
Doch dieſer ſchreibt es bloß dem Schrecken zu,
Der Phantaſie, von wildem Blut erhitzt,
Und tröſtet ſie, bis ſie beruhigter
Sich ſelber lügt: es war ein eitler Traum.

So ſenkt ſich wieder auf die eiſ'ge Flur
Die düſtre Nacht; durchs Schneegewölbe ſchaut
Der volle Mond, ein blaſſes Leichenbild,
Und wieder ſchallt der letzte Glockenſchlag
Vom Kirchthurm her, und wecket Änn chen auf.
Erſchrocken ſpringt vom Lager ſie empor,
Da tippt's ans Fenſter wieder ſachte, ruft:
„Gib mir mein Käpplein, Änn chen, gib's zurück!
Muß wieder heim zum Liebenfrauenkirchhof.“
Und lautaufſchreiend ſinkt ſie wieder hin,
Erſt ſpät in ihres Vaters Arm erwachend,
Der auf den Hilferuf herbeigeeilt.

Als vollends nun der Tag die Nacht beſiegt,
Da wird zum greiſen Pfarrherrn hingeſchickt,
Daß Troſt und Hilfe er der Armen bringe.
Er naht ſogleich; was ſich ereignet, wird
Dem Würd'gen kundgethan, lang ſinnt er nach,
Doch endlich ſpricht er: „Faſſe Muth, es wird
Mit Gottes Hilfe alles gut ſich enden.
Noch iſt ein Mittel übrig, welches dir
Zu Leib- und Seelenrettung dienen kann.
Bevor die zwölfte Stunde, heute Nachts,
Die ſchreckensvolle, von dem Kirchthurm dröhnt,
Will ich dich ſelbſt zum Friedhof hingeleiten,
Wo du die Mütze ihm vom Kopfe nahmſt,
Dort ſollſt du auf das Grab des Müllers ſie
Mit eig'nen Händen legen.“ Angſt ergreift
Wohl Änn chens Seele, doch ſie ſieht, es gibt

Kein zweites Mittel, um in nächster Nacht
Dem schrecklichen Besuch zuvorzukommen.

Mit Beten bringt sie nun den Tag dahin,
Und immer heft'ger wallet ihre Brust,
Als sich die Abendnebel rings verbreiten,
Und immer bleicher wird ihr Angesicht.
Da naht der wackre Pfarrherr, spricht ihr Trost
Und Hoffnung zu, und wecket ihr Vertrauen.
Nun schlägt es eilf, und nun beginnt das Paar
Die schreckensvolle, grause Pilgerschaft.
Die Nacht ist finster, dichtverhüllt der Mond,
Ein scharfer Nord durchsauset Annchens Locken,
Und stöhnt um sie, wie banger Geisterruf —
Jetzt stehen sie am schwarzen Friedhofsgitter.

Gretchen.

Ach Gott, mir starrt das Blut in allen Adern.

Klärchen.

Du armes Annchen, wie wird's dir ergeh'n?!

Käthchen.

Der Greis erfaßt die Klinke, knarrend auf
Geht jetzt das schwere Thor, und in das Reich
Des Todes treten Beide nun hinein.
Welch tiefe Stille! — hochbeschneit umher
Steh'n Kreuz' und Grabesbilder, Geistern gleich,
Und eine dürre Trauerweide nickt
An grauer Wand gespenstisch ihnen zu.
Erbebend an dem Arm des Priesters naht

Das arme Ännchen sich dem Grab des Müllers,
Einknickt ihr Knie, ein düst'rer Nebel hüllt
Das Auge ihr, und halb bewußtlos legt
Sie jetzt das rothe Käpplein auf das Grab.
Und sieh — da heult's mit einmal durch die Nacht,
Und ringsum lebt's und regt sich's, wirr und wild,
Es schlägt um sie gleichwie mit Eulenflügeln,
Und laut, vernehmlich tönt es an ihr Ohr:
„Das war dein Glück, daß du das Käpplein brachtest!" —
Der Pfarrherr schlägt ein Kreuz, d'rauf wird es still,
Und halb in Ohnmacht, aber glücklich bringt
Er Ännchen in des Vaters Haus zurück. —

Röse.

Und ferner zeigte sich kein neuer Spuck
Vom Müllerjakob?

Käthchen.

Niemand sah ihn mehr,
Auch Ännchen nicht, doch war ihr Lebensglück
Für immerdar dahin, ihr freher Sinn
War ihr entschwunden, sichtbar welkte sie
Zum Grabe hin, zu welchem man sie auch,
Die gold'ne Jungfrau'nkrone auf dem Sarg,
Nach zweimal sieben kurzen Monden trug.

Gretchen.

Ja ja, das kommt vom vielen Sprödethun,
Hätt' sie den wackern Jakob gleich gefreit,
Sie hätte sich und ihm erspart das Leid.

Röſe.

Ach Gott, wie ſchaut's doch gar ſo rabenſchwarz
Durch's Fenſter dort. — Ach, dürft' ich armes Kind
Nur heute nicht am Friedhof mehr vorüber!

Gretchen (erſchreckt).

Herch! — Herch! — es pochte draußen an das Fenſter.

Käthchen.

Schau' doch hinaus.

Gretchen.

Das thu' ich wahrlich nicht.

Gertraud.

Ich auch nicht.

Märtchen.

Weder ich.

Lischen.

Noch ich.

Nettchen.

Noch ich.

(Stimmen von außen.)

So öffnet doch, und ſeid ſo zaghaft nicht —
Wir ſind ja keine Diebe. — Kennt ihr uns
Denn nicht an unſern Stimmen? — Thut doch auf!

Gretchen.

Das iſt mein Heinrich!

Lieschen.

Und der Leopold!

Käthchen.

Mein Joseph auch.

Nettchen.

Mein Niklas war's, der rief.

Röse.

Der Hans iſt auch dabei, nun darf ich doch
Nicht ganz allein vorbei den Friedhof wandern.

Der

Steinblock zu Carrara.

Maſſaniſche Sage.

Reich an Erfahrungen iſt unſer Leben,
Und jede iſt für dich ein leitend Licht,
Doch merk' die eine dir genau, die ſpricht:
Man muß nicht alles zu erforſchen ſtreben.

Joh. N. Vogl.

Carrara iſt eine kleine Stadt im Herzogthume Maſſa, in welchem viele kluge Leute wohnen, und in dem ſchöner Marmor gebrochen wird.

Dieſe klugen Leute liebten es nun ſehr, wenn die Tagesarbeit in den Marmorbrüchen vollendet war, ſich in Oſterien der Stadt zu verſammeln, und bei einer Polenta und bei einem Pokale Vino commune über dieß und jenes ihre Gedanken auszutauſchen.

An einem ſolchen Abende ſaßen Paole, Cecco, Andrea und Maſo, die Honoratioren jener Stadt, und auch die Klügſten derſelben, bei ihren vollen Weinpokalen.

Bei dieſer Gelegenheit kam nun zufällig die Rede auch auf einen Marmorblock, welcher ſeit undenklichen Jahren bei einem der Steinbrüche von Carrara zu ſehen war, und der ſchon längſt die Aufmerkſamkeit der Einheimiſchen und Fremden, welche ihn betrachteten, durch eine ſonderbare Inſchrift, die ſich Niemand zu erklären wußte, rege gemacht hatte.

Auf dem Steinblocke waren nämlich die Worte: „Glücklich derjenige, welcher mich umwendet," eingegraben.

Angeeifert durch dieſe Worte, verſuchten Manche bereits den Stein umzuwälzen; da aber derſelbe ihren Bemühungen trotzte, ſo geſchah es, daß er bis auf den eben erwähnten Abend wieder in Vergeſſenheit gerieth.

„Hört, ihr Freunde," nahm eben jetzt Paolo das Wort, „ich bin heute an dem Blocke vorbeigegangen, der draußen an den Steinbrüchen liegt, und ſeine Aufſchrift hat in mir wieder ganz ſonderbare Gedanken erweckt."

„Ja," erwiederte Andrea, „auch unſere Neugierde hat er ſchon längſt angeregt."

„Ich denke immer," ſprach Cecco, „daß ein großes Geheimniß unter ihm verborgen ſein müſſe."

„Vielleicht ein Schatz," fügte Maſo, der Krämer, hinzu.

„Ach," ſagte Paolo, der Goldſchmied, „ich ſehe ſchon die Goldſtangen ſchimmern, und die Silberbarren."

„Es könnten wohl auch Diamanten dabei ſein," meinte Andrea, der Juwelenhändler.

„Und alte, ſeltene Münzen," ſprach Cecco, der Alterthümler.

„Ja, aber wie dazu gelangen?" fragte Paolo. „Wir Alle, wie wir da ſind, bringen den Stein nicht von der Stelle."

„Nicht zwei Mal ſo viele, als wir," ſagte Cecco.

„Und die Arbeiter koſten Geld," fügte Maſo mit einem Seufzer hinzu.

„Viel Geld," ergänzte Paolo, die Stirne in mächtige Falten ziehend.

„Aber der Schatz könnte Alles erſetzen, was wir dafür auslegen," ſagte Andrea.

„Und noch viel mehr," fuhr Cecco fort.

„Er könnte uns Alle zu reichen Männern machen," ſprach Maſo.

„Zu Millionären," ergänzte Paolo.

„Freilich, freilich," meinten mehrere. „Was alſo thun?" fragten die Übrigen.

„Wenn ihr meiner Meinung seid," sprach Paolo, „so wenden wir morgen den Steinblock."

„Morgen noch nicht," fiel ihm Cecco in die Rede, „morgen ist ein Freitag."

„Recht, und an einem Freitag soll man nichts von Wichtigkeit unternehmen, das hat schon mein Vater gesagt," fuhr Maso fort, „und der war, wie ihr wißt, einer der klügsten Männer in Carrara."

„Auch dächte ich," sprach Andrea, „wir befragten doch vorerst unsere Hausfrauen um ihre Meinungen?"

„Ein kluger Einfall," erwiederte Cecco, „die Weiber haben, was einen guten Rath betrifft, eine eigene Stärke."

„Und meine Lucia," sagte Andrea, „ist gewiß eine der Klügsten in Carrara."

„Auch meine Ninetta läßt sich nicht so leicht ein X für ein U machen," fuhr Cecco fort.

„Der Verstand meiner Lucretia ist bekannt," sagte Maso nicht ohne Stolz.

„So wie der meiner Giulietta," ergänzte Paolo.

„Es bleibt also bei unserer Verabredung," nahm jetzt Andrea das Wort. „Wir wollen noch heute vor dem Schlafengehen unsere Weiber befragen, und wenn sie unserer Meinung sind, morgen die Summe für die

Arbeiter zuſammenlegen, und übermorgen rüſtig ans Werk gehen."

Bei dieſem Reſultate verblieb es, und nachdem die ſehr klugen Herren von Carrara noch ein Langes und Breites über dieſen Gegenſtand geſprochen hatten, und auch die Nacht mächtig vorgerückt war, verfügten ſie ſich in ihre Behauſungen, um mit ihren Ehehälften über die Sache zu conſultiren.

Wunderbarer Weiſe ſtimmte dieſes Mal die Meinung der Hausfrauen, was nur ſelten zu geſchehen pflegte, mit jener ihrer Gatten überein, ja die erſteren munterten dieſe ſogar auf, die Sache möglichſt zu beſchleunigen, und wuſten ſie dahin zu bringen, daſs ſie ſich ihre vorgefaſte abergläubiſche Meinung hinſichtlich des Freitags aus dem Sinne ſchlugen, und ſich entſchloſſen, ſchon mit dem nächſten Morgen den Steinblock umzuwenden.

Den Grund aber, warum die lieben Frauen ihre Männer ſo ſehr zu ihrem Unternehmen aneiferten, lag darin, daſs jede von ihnen hoffte, ihr Schmuckkäſtlein um ein Bedeutendes bereichert zu ſehen, und ſich ſchon in Gedanken an dem Neid der Andern ergötzte, da ſich jede ſchmeichelte, das Vorzüglichſte des zu behebenden Schatzes von ihrem Gatten zu erhalten.

Am Morgen darauf aber ſah man einen langen Zug, mit Stangen, Spaten, Brecheiſen und Hebeln bewaffnet, aus Carrara nach den Steinbrüchen wandern.

Wem dieser Zug zufällig auf seinem Wege begegnete, der meinte, das rüstige Häuflein zöge aus, irgend eine Raubveste zu belagern.

Dem war aber ganz anders, denn der Zug bestand aus einigen zwanzig Taglöhnern, geführt von Paolo, Cecco, Andrea und Maso, deren Absicht es war, den verhängnißvollen Stein zu heben, und den Schatz darunter sich zuzueignen.

Jetzt waren sie auf dem Platze angekommen, die Taglöhner warfen ihre Röcke von sich, jene, welche Hemden anhatten, streiften die Hemdeärmel über die Ellenbogen, und griffen zu ihren Werkzeugen. Paolo und seine Freunde standen um sie her, und verwendeten kein Auge von dem Steinblocke.

Der Schweiß floß den Arbeitern bereits in reichen Strömen von den Stirnen herab, und noch immer wollte der Block seine Stelle nicht verlassen. Nun strengten sie aber alle im Verein ihre Kräfte an, jede Armsehne schwoll um das Doppelte; da regte sich die kolossale Steinmasse langsam, jetzt bog sie schwerfällig über — ein allgemeines Ha! erscholl, auf welches ein dumpfer, weithineindröhnender Fall erfolgte.

Eine dichte Staubwolke entzog für Augenblicke die Stelle dem Auge der Anwesenden.

Allmälig zertheilte sich jedoch dieselbe; wie Geier auf ihren lange verfolgten Raub stürzten Paolo, Cecco, Andrea und Maso zum umgewälzten Steinblocke hin.

Wer aber ſchildert ihr Erſtaunen, als ſie ſahen, daß der Steinblock auf flacher Erde gelegen habe, auf welcher keine Spur von Goldſtangen, Silberbarren oder Edelſteinen zu ſehen war.

Wohl aber fanden ſie auf der Kehrſeite des Steines eine zweite Inſchrift, welche alſo lautete: „Ich danke; immer auf einer Seite zu liegen, iſt mir längſt ſchon unbequem.“

Paolo, Andrea, Cecco und Maſo ſtanden wie vom Blitze getroffen, und wollten ihren Augen nicht trauen, als ſie dieſe Worte laſen; aber das ſchallende Gelächter der Taglöhner, welche die Stelle verließen, überzeugte ſie nur zu ſehr, daß ſie nicht unrecht geſehen und geleſen hatten.

Nach einer guten Weile, welche die Schwergetäuſchten zu ihrer Erholung bedurften, verließen ſie ſtumm und niedergeſchlagen die Stelle wieder, um ſich nach ihren Wohnungen zu verfügen, wo ſie eben nicht den beſten Willkomm von Seiten ihrer Ehegattinen zu erwarten hatten.

Als ſie aber in die Nähe von Carrara gekommen, faßte Paolo ſeine Freunde und Leidensgenoſſen geheimnißvoll bei der Hand, und ſprach, nachdem er vorſichtig nach allen Seiten umgeblickt hatte, ob es auch Niemand höre, mit wichtiger Miene zu ihnen: „Liebe Freunde, obgleich wir in unſeren Hoffnungen auf eine eben nicht angenehme Weiſe getäuſcht wurden, ſo keh-

ren wir nach meiner Ansicht nicht ganz unbelehnt von diesem Gange nach Hause."

„Wie so?" fragten voll Erstaunen die Übrigen.

„Weil wir durch ihn belehrt werden sind," erwiederte Paolo, „daß man nicht Alles in der Welt umkehren müsse."

Das

Geſicht im Walde.

Toskaniſche Sage.

Was dort ihm einſt in Einſamkeit geſchah,
Erzählten Jäger, und wie ich's vernommen,
Laß' ich vor euch auch das Gedicht entſtehn.

La Motte Fouqué.

In dem von der Natur ſo reich geſegneten Lande Toskana lebte der Markgraf Hugo in einem herrlichen Schloſſe am thyrrheniſchen Meere. — Abgeſehen, daß ſchon die Lage dieſes Schloſſes und ſeine prachtvolle Bauart Jeden, der es zu Geſichte bekam, auf das Angenehmſte überraſchte, ſo bezauberte nicht minder die reizende Umgebung deſſelben das Auge des Beſchauers, und machte in jedem Herzen den Wunſch rege, hier die noch übrige Lebenszeit zubringen zu können.

Zur Linken des Schloſſes dehnte ſich das herrliche mittelländiſche Meer, hier das thyrrheniſche oder tuſciſche genannt, bis zur fernſten Ferne, wo es der Horizont begränzte, während ſich zur Rechten jene runden, mit friſchgrünen Mandel-, Citronen- und Kaſtanienbäumen bewachſenen Hügel erhoben, welche ſich über dieſes ganze glückliche Land verbreiten.

Nicht minder herrlich war es in dem Inneren des Schlosses selbst. Was die Pracht und der Geschmack jener Zeit nur aufzubieten vermochte, erblickte man hier im schönsten Vereine.

Prachtvolle Säle und Gemächer, von Gold und Seide strotzend, lustige Erker und Altanen mit bunten Baldachinen und duftenden Blumen wechselten mit einander, und gewährten die herrlichsten Überblicke über die Umgegend, weßwegen das Schloß auch Bel-Riguarde genannt wurde.

In diesem wahrhaft paradiesischen Aufenthalte lebte nun Markgraf Hugo nach dem Tode seiner Mutter Bivilla, ein Leben, welches mit dem Aufenthalte ganz im Einklange stand, denn das einzige Ziel, welches er sich vorgesetzt zu haben schien, war: Lebensgenuß.

Tagtäglich hörte man die Jagdhörner durch die Kastanienwälder erschallen, begleitet von Hundegebell und Peitschenknall. Allnächtlich erblickte man die hohen Bogenfenster des Schlosses erleuchtet, und sah die Umrisse der Tanzenden wie Schatten von flüchtigen Elfen an denselben vorüberfliegen, während lustige Weisen und lärmende Toaste hinunterklangen zu dem stillern Gemurmel der Wellen und dem Rauschen der finsteren Wälder.

Nur im Zwielichte, wenn das Ave-Maria-Glöcklein in Bel-Riguarde erklang, schien der Frohsinn allda eine kleine Pause zu machen, denn mit dem ersten Glockenschalle begab sich Hugo in die Schloßkapelle, und verrichtete, so wie er früher, als seine Mutter noch lebte, zu thun gewohnt war, sein Gebet zur heiligen Jungfrau.

Kaum aber hatte er dieſes verrichtet, verfügte er ſich wieder zu den Gäſten, von welchen das Schloß niemals leer wurde, und wetteiferte mit Jedem, den Becher der Freude bis auf den Grund zu leeren.

Einen treuen Spießgeſellen und Helfershelfer in dieſem wüſten Treiben hatte Hugo in einem Sizilianer Namens Velino gefunden, welcher ſich durch ſeine fröhliche Laune ſowohl als durch ſein einſchmeichelndes Benehmen dem Markgrafen unentbehrlich gemacht hatte, und ſich bei den verliebten Abenteuern deſſelben zu allen Dienſtleiſtungen verwenden ließ, zu welchen ihn Hugo nur immer gebrauchen wollte.

Nur zu ſeiner täglichen Andacht mochte Velino den Markgrafen nie geleiten, und zog es vor, indeſſen ſeine Zeit bei dem Becher zuzubringen.

Eines Tages geſchah es nun, daß Markgraf Hugo, auf der Jagd von ſeinen luſtigen Gefährten abgekommen, ſich im Walde verirrt hatte, und den Weg nicht wieder nach Bel-Riguarde finden konnte.

Die Sonne begann bereits zu ſinken, und noch immer irrte er in der Düſterniß des Waldes umher, vergebens nach einem Ausweg ſpähend.

Die Zunge klebte ihm bereits vor Durſt an den Gaumen, und wie es gewöhnlich bei Leuten, welche ſich zu ſehr der Weichlichkeit hingeben, zu geſchehen pflegt, wenn ihnen etwas Widerwärtiges begegnet, hatte ſich auch ſeiner der Unmuth ſo ſehr bemächtiget, daß er dem ermüdeten Pferde die Sporen tief in die Weichen ſtieß, um es zu ſchnellerem Gange zu zwingen.

Umsonst! bald kennte das Pferd nicht mehr weiter, und Hugo sah sich gezwungen, eine Weile auf dem Grasboden auszuruhen.

Horch! — Da erklang ganz aus der Ferne das Ave-Maria-Glöckchen einer Einsiedelei, und Hugo, seiner Gewohnheit gemäß, entblößte das Haupt, und sank auf die Knie, um sein Gebet zu verrichten.

Sieh, da blitzten die letzten Abendstrahlen noch einmal durch die Wildniß, und verbreiteten über dieselbe einen wunderbaren Schimmer. Vor dem Markgrafen aber stand plötzlich eine hohe Jungfrau in einem blendend weißen Kleide mit einem überaus lieblichen Antlitze. Blonde Haare fielen in natürlichen Locken zu beiden Seiten desselben auf die Schultern nieder, und das tiefe Blau ihrer Augen wetteiferte mit der unbeschreiblichen Farbe des Himmels jenes Landstriches.

In den zartgeformten Händen ein Gefäß haltend, in welchem sich herrliche Früchte befanden, näherte sich die wunderbare Erscheinung dem erstaunten Jäger.

„Nimm von diesen Früchten," sprach sie sodann, „und erquicke dich."

Hugo folgte der Einladung, und nahm eine Frucht aus dem Gefäße; kaum aber hatte er sie zum Munde gebracht, so fand er sie ungenießbar und bitter.

„Was soll das?" fragte er hierauf, indem er die Stirne runzelte, und die Frucht von sich schleuderte.

„So wie diese Frucht," antwortete die heilige Erscheinung, „ist dein Gebet zu mir. Gleißend von Außen, gehaltlos von Innen. Wie kannst du wähnen, daß solch eine Huldigung mir gefallen könne?"

Nach dieſen Worten war die Erſcheinung verſchwunden, und dunkle Nacht umfing den erſchreckenen Markgrafen.

Als er ſich von ſeiner Überraſchung wieder erholt hatte, faßte er ſein Roß am Zügel, und ſuchte, in Gedanken über das Vergefallene verſunken, abermals nach einem Ausweg aus dem Walde.

Nicht lange, ſo begann dieſer lichter zu werden, und der aufgehende Mond zeigte ihm einen Pfad nach Bel-Riguarde.

Wirklich begann Hugo über ſeine Ausſchweifungen Reue zu fühlen, und beſchloß, einem beſſeren, edleren Ziele nachzuſtreben, und nicht bloß der Sinnlichkeit, dem Genuſſe, zu leben; aber nicht lange währten dieſe frommen Geſinnungen in dem ſchwachen Markgrafen.

Velino hatte ihn bald wieder in ſeine Garne verwickelt, und das fröhlichſte Treiben herrſchte noch toller als früher auf dem Schloſſe.

Bei einem glänzenden Feſte, welches Hugo veranſtaltete, erſchien auch ein Nobile der Nachbarſchaft mit ſeiner Tochter Ismelda, einer leuchtenden Schönheit in der Frauenwelt, welche alſogleich eine wildlodernde Flamme in Hugo's Innerem erweckte.

Sobald es die Schicklichkeit erlaubte, verließ Hugo, in einem Taumel von Leidenſchaft, die Geſellſchaft, und ſuchte Velino.

„Velino," rief er, als er dieſen gefunden hatte, ihn heftig an der Schulter faſſend, „dieſe Ismelda mein, und ich gebe die Hälfte meiner Reichthü-

mer. Du warst immer mein Rathgeber, mein Helfer, rathe, hilf auch jetzt, und ich will dich mit Geld überschütten."

„Ich werde sehen," antwortete Velino. „Ladet das Fräulein und ihren Vater zum nächsten Feste, vielleicht gelingt es mir, bis dahin eine List auszuhecken, welche sie Euch in die Arme führt."

Nach diesem Zweigespräche verfügte sich Hugo wieder zur Gesellschaft, und versuchte, alle seine geistigen als körperlichen Vorzüge vor Ismelda auf das Glänzendste strahlen zu lassen, um diese für sich zu gewinnen.

Wirklich hatte auch Ismelda eine geheime Zuneigung zu dem jungen, lebensfrohen Markgrafen gefaßt, und ein heiteres Lächeln spielte um ihre Lippen, als Hugo ihren Vater, mit der ihm eigenen ritterlichen Artigkeit, ersuchte, ihn mit seiner Tochter beim nächsten Feste zu beehren, und dieser zu kommen versprach.

Als die Gäste das Schloß verlassen hatten, und es wieder ruhiger in demselben geworden war, suchte der Markgraf sogleich Velino wieder auf, um mit diesem das Nähere zu besprechen.

Velino theilte ihm nun seinen Plan mit, welcher so schlau ausgesponnen, so schurkenhaft berechnend ersonnen war, daß an Ismelda's Verderben nicht mehr gezweifelt werden konnte.

Am Tage vor jenem Feste, an welchem der schändliche Plan in das Werk gesetzt werden sollte, beschloß Hugo abermals im Walde zu bürschen. Er und Vel-

no beſtiegen ihre Pferde, und ſprengten ohne Gefolge waldein.

Ein aufſtehendes Wild fand bald in dem Markgrafen einen heftigen Verfolger, während Velino's Pferd ſcheute und mit ihm ausriß.

Der Markgraf, beſorgt um ſeinen Freund, ließ, ſobald er dieß bemerkte, von dem Wilde ab, um Velino zu Hilfe zu kommen, von dieſem aber war nichts mehr zu ſehen noch zu hören.

Hugo verfolgte in Eile einen Pfad, welcher aber von den hohen Felſen, die ihn zu beiden Seiten umgaben, immer düſterer wurde, bis ſich ein tiefes ſchauerliches Dunkel über den einſamen Reiter verbreitete.

Starr vor Erſtaunen aber, über das Unerwartete, was ſich ihm hier darbot, ſtand er am Eingang einer Höhle.

Drei rieſenhafte, nackte Cyclopengeſtalten von athletiſchem Gliederbaue, das Antlitz von ſtruppigen Bärten verwachſen, und den Nacken von ſchwarzen Haaren umflattert, ſtanden vor einem Ofen, und ſchürten die Gluth in demſelben, welche mit ihrem grellen Schimmer die ſchreckhaften Werkzeuge und das Innere der Höhle geſpenſtiſch beleuchtete.

Bevor ſich jedoch Hugo noch zu faſſen vermochte, langte einer jener Männer mit einer langen Schmiedezange ein rothglühendes Herz aus den Flammen, hielt es auf den Ambos, welcher inmitten der Höhle ſtand,

und schlug mit einem schweren Hammer auf dasselbe, daß ihm helle Funken entsprühten.

Während er also that, sang er:

»Herz, das niemals zu erweichen,
Werd' nun weich von grimmen Streichen!«

Und alsobald brachte auch der Zweite einen Schädel aus dem Feuer, legte ihn auf den Ambos, und schlug mit dem Hammer darnach, indem er sang:

»Schädel, trotzend und verrucht,
Fühle nun des Hammers Wucht!«

Aber auch der Dritte brachte jetzt ein menschliches Gebein aus dem Ofen, welches er wie die Andern auf den Ambos legte, und darauf den Hammer niederschmetterte, singend:

»Du Gebein, der Lust nur fröhnend,
Splittre jetzt, in Reue stöhnend!«

Und wilder und wilder fielen die gewaltigen Streiche, und es schien, als ob ein tiefes, schmerzliches Stöhnen erklänge aus dem Herzen und dem Schädel und dem Gebeine.

Die Drei aber ließen nicht ab, und schwangen mit nervigten Armen fortwährend ihre riesigen Hämmer, und sangen im wilden Chore:

»Sünd'ge Glieder allzumal,
Fühlt nun die verdiente Qual!«

Da aber trat Hugo mit tiefgefurchter Stirne zu ihnen, und rief: „Du nächtiges Zaubervolk, was treibst du hier für Werke des Frevels und der Verdammniß? — Fliehe von hinnen, oder dieß Hasthorn ruft meine Knechte herbei, daß sie dich greifen, und der Feuertod ist dein verdientes Loos!“

Einer der Männer aber wandte sich zu Hugo, und antwortete: „Was schmähst du uns, Fremdling?! — Wir sind keine Zaubergesellen, wie du irriger Weise glaubst. Wir sind die Vollstrecker einer höheren Macht, die Richter im Verborgenen, und der Mensch selbst ist es, der uns aufruft zu unserem nächtigen Werke. Jenes Herz, welches unsere Hämmer zermalmten, jener Schädel, auf den die Wucht unserer Hämmer fiel, und jenes Gebein, das unter ihnen knirrschte, gehörten einem zur Strafe gereisten Verbrecher; Velino ist sein Name.“

Velino!?“ stammelte Hugo.

„Bald aber,“ fuhr jener fort, „kannst du ein zweites Opfer auf diesem Ambos erblicken, auf das wir mit Verlangen harren. Es ist dieß der Markgraf Hugo.“

Nach diesen Worten waren plötzlich die Hammerknechte sammt Ambos und Ofen verschwunden; der Markgraf aber, eben so sehr von Schrecken über das eben Gehörte erfaßt, als von plötzlicher tiefer Reue über sein frevelhaftes Treiben ergriffen, floh aus der Höhle, warf sich, die Stirne mit kaltem Schweiß bedeckt, auf sein Roß, und sprengte seinem Schlosse zu.

Als er aber an das Ende der Felsenschlucht gelangte, fand er Velino's Leiche zerschmettert an einem Steinblock liegen.

Markgraf Hugo nahm sich ernstlich vor, den Weg der Tugend zu verfolgen, seit er die furchtbare Werkstätte des Gewissens gesehen hatte. Und als am nächsten Tage die fromme Ismérda mit ihrem Vater auf Bel-Riguardo erschien, warb er bei dem würdigen Greise um die Hand der Jungfrau, welche ihm dieser auch freudig zusagte.

Ritter

Horimir und ſein Schimmel.

Böhmiſche Sage.

Schenk, lieber Schenk, bei dem Namen
Nenn ich dich, du ſollſt, du wirſt mir helfen.

J. G. v. Herder.

Unter der Regierung des Herzogs Krzomiſl entſtand in ganz Böhmen eine groſſe Theuerung, da die Bewohner dieſes Herzogthums ſich vorzüglich den Arbeiten in den Bergwerken gewidmet hatten, wodurch natürlicherweiſe viele Hände dem Ackerbaue entzogen und die Felder vernachläſſigt wurden.

Zwei Tagreiſen von Prag entfernt, gegen Mittag, liegt ein Berg mit ſchwarzen Fichten bedeckt, welcher Przibram genannt wurde, und der die ergiebigſten aller Goldſchachte in ſich zu ſchlieſſen ſchien.

Schon zu Przemiſls und Libuſſens Zeiten hatte dort ein Landmann einen Goldklotz gefunden, welchen er dieſen überlieferte, und der ein gröſſeres Gewicht hatte, als der Herzog und die Herzoginn zuſammen.

Wirklich entdeckte man in Przibram auch in der Folge noch manche Goldadern, und Krzomiſl ſparte

seine Kesten, ihren glänzenden Inhalt zu Tage zu bringen.

Die Wladiken des Landes schüttelten zu diesem Treiben bedenklich die Köpfe; aber Keiner von ihnen wagte es dem Herzoge, da er so sehr für den Bergbau eingenommen war, Gegenvorstellungen zu machen.

Nur der Ritter Horimir, welcher auf dem Schlosse Neumetel, auch Novemitelsky genannt, zwischen der Stadt Beraun und Przibram hauste, vermochte seinen Unmuth über das allgemeine Elend des Landes, welches durch diese Bergarbeiten herbeigeführt wurde, nicht in seinem Herzen zu unterdrücken, und beschloß Krzemisl hierüber dringend um Abhilfe zu bitten.

Eines Morgens ging er in den Stall, sattelte seinen Semik, so hieß sein milchweißer Schimmel, ein Geschäft, welches er keinem seiner Knechte anvertraute, schwang sich in den Sattel und sprengte ohne Begleitung zum Thore von Neumetel hinaus.

Als sich aber die Straße theilte, wendete der kluge Semik seinen Kopf, und Horimir deutete ihm nach der rechten Seite, worauf der Schimmel die Straße nach dem Wissehrad einschlug.

Es ist nothwendig, hier zu erwähnen, daß dieser Schimmel durchaus kein gewöhnliches Thier dieser Raçe war, sondern einen weit über das Vermögen ihm ähnlicher Geschöpfe hinausragenden Verstand und gar wunderbare, ja übernatürliche Kräfte besaß.

Kein Roß kam ihm gleich im Laufe, welcher mehr einem Fluge zu vergleichen war; auch verstand es je-

den Wink seines Herrn, der dieses wundervolle Thier, als er selbst noch sehr jung war, von einer Waldfrau zum Geschenke erhalten, welche später aus der Gegend verschwand, deren bleiches, rührend holdes Antlitz ihm aber noch immer vor Augen schwebte, und ihn oft mit einer unnennbaren Wehmuth erfüllte.

Horimir hatte den Wissehrad bald erreicht und dem Herzog Krzemisl, mit allem Feuer der Beredsamkeit, die traurigen Folgen der Bergarbeiten in Przibram und am Eulenberge vorgestellt, und ihm die immer mehr über Hand nehmende Noth seiner Unterthanen mit den lebhaftesten Farben geschildert.

Krzemisl war zu klug, um nicht die Wahrheit einzusehen, welche die Worte des kühnen Ritters enthielten, und sprach zu Horimir: Ritter Horimir, ich sehe, daß euer Rath aus einer lautern Quelle entspringt, und ihr sollt euch bald überzeugen, daß er an kein taubes Ohr erklungen habe. In der That wurden auch gleich darauf viele Bergleute in Przibram und in der Eule abgedankt und verwiesen die brachliegenden Felder zu bebauen.

Darüber mißmuthig, eine Arbeit, welche sie mit einem Male bereichern konnte, mit einer andern verwechseln zu müssen, die im Vergleich zu jener nur kärglich ihren sauren Schweiß belohnen würde, fügten sich die gold- und beutegierigen Bergarbeiter dem Befehle; doch schwuren sie einmüthig, sich an dem Urheber desselben, als welcher ihnen der kühne Ritter Horimir alsobald verrathen wurde, zu rächen.

Sie verſammelten ſich in einem jener Schachte, welche ſie verlaſſen mußten, und beriethen ſich über die Art und Weiſe, wie ſie ihre Rache ausführen wollten.

Einige meinten, man ſollte Horimir auf der Straße von Beraun auflauern und ihn erſchlagen; Andere, man ſollte ihn in einen jener ihm ſo verhaßten Stellen ſtürzen; wieder Andere, man ſollte ihm, da er ſo ſehr um Brot beſorgt ſei, ſo lange Brot in den Mund ſtecken, bis er daran erſticken würde.

Nach langem Hin- und Herreden wurde man endlich darin einig, ihn nächtlicher Weile in Neumetel zu überfallen, ſeine Felder und Beſitzungen in Brand zu ſtecken, vor Allem aber ſich ſeiner Perſon zu bemächtigen, und ihn gefangen nach Przibram zu führen.

Es war die zweite Nacht nach jener Berathung, welche ſich ſchwarz und finſter auf die Erde herabgeſenkt hatte, als Horimir noch in einem Erkerfenſter von Neumetel lag, und träumend in das Dunkel hinausblickte, und dem Rauſchen des Windes horchte, der durch die Wipfel der Waldberge dahinfuhr.

Da blinkte plötzlich ein fahler Lichtſchein ihm ins Auge. Horimir kannte die Umgegend genau, und wußte, daß dort weder eine Burg noch ein ſonſtiges Gehöfte ſich befand, welcher Umſtand ſeine Aufmerkſamkeit rege machte.

Es bedurfte nicht lange, um ihn zu überzeugen, daß dieß Licht der Schein einer Fackel ſei, denn es bewegte ſich längs dem Fuße des Gebirges hin und kam

immer näher und näher, und bald gesellte sich zu ihm noch ein zweites, dem in kurzer Zeit ein drittes und ein viertes folgte.

Horimir schöpfte sogleich Verdacht, daß die bösen Bergleute von Przibram einen Anschlag auf Neumetel beabsichtigten. Unvorgesehen eines solchen Überfalles, befanden sich seine Dienstleute auf seinen grosen Besitzungen zerstreut; das Schloß war aus dieser Ursache zu schwach bemannt, um einem Sturm der Rotte widerstehen zu können.

Er berief daher die Wenigen, die in Neumetel zurückgeblieben waren, in Eile zu sich, und hieß sie zu den Übrigen, welche seine Herde bewachten, oder auf den Feldern vertheilt waren, zu eilen, und mit ihnen und der Herde in die Wälder zu fliehen.

Kaum hatten sich die Knechte entfernt, als auch schon die Rotte der berußten Bergleute unter wildem Gejubel, und von dem rothen Schimmer der Fackelbrände beleuchtet, vor Neumetel anlangte, und Einlaß forderte.

Horimir rief ihnen zu, sich zu entfernen, und suchte ihnen begreiflich zu machen, daß er nur zu ihrem eigenen, und zu dem Besten des Landes gehandelt habe; die Bergleute aber, sowohl Männer als Weiber und Kinder, erhoben ein wüthendes Geschrei, und stürmten unter gräßlichen Drohungen wider das Thor.

Horimir sah, daß es nun höchste Zeit sei der Übermacht zu weichen; er eilte in den Stall, warf sich auf seinem Semik, und sprengte in den Burghof.

Eine helle Lohe schlug ihm hier entgegen, die Rasenden hatten die Fruchtfelder um Neumetel in Brand gesteckt, und Feuer in die Vorgebäude des Schlosses geworfen, welches bereits, vom Nachtwinde angefacht, heftig um sich griff.

Voll Ingrimm über diese Unthat riß Horimir das Schwert aus der Scheide, und sprengte gegen das Thor der Veste, welches so eben der Wuth der Stürmenden wich.

Jubelnd tobten jetzt die Bergleute mit erhobenen Keulen und schweren Hämmern herein; aber wie ein Blitzstrahl warf sich Horimir mit seinem Semik in das Getümmel, mit gewaltigen Streichen sich die Bahn brechend durch die Menge. Erschreckt durch diesen unerwarteten Anblick stäubten die Eindringenden auseinander, und wußten sich erst dann wieder zu fassen, als der Ritter bereits über den Burggraben gesetzt hatte, und schon ferne durch die Felder, welche jene in Brand gesteckt hatten, und deren Flammen die Gestalt des Flüchtenden beleuchtete, dahinjagte.

Erbittert über das Entkommen ihres Erzfeindes, zerstörten sie nun in ihrer blinden Wuth, was ihnen unter die Hände kam, verwüsteten das Schloß Neumetel, steckten Horimirs Scheunen und Gehöfte in Brand, und zogen erst wieder von dannen, als die Gegend rings herum zu einer schauerlichen, nur von einer ausgebrannten Ruine überragten, Einöde verwandelt war.

Horimir hatte sich in eine kleine Veste, welche mehrere Stunden von Neumetel entfernt, mitten im

Walde auf einem Berge ſich erhob, und ihm zu eigen war, geflüchtet.

Er hatte, ſeiner Vaterlandsliebe wegen, durch die Wuth der unbeſonnenen Bergleute einen großen Verluſt erlitten; doch war ſein Koſtbarſtes, ſeine zahlreiche Herde, gerettet.

Nicht aber wollte er den Frevlern ihr Verbrechen ohne Vergeltung hingehen laſſen, und beſchloß ebenfalls vollgültige Rache an ihnen zu nehmen.

Es mochten acht Tage vorüber ſein; am Schloſſe Neumotol, welches nunmehr von Vertheidigern hinlänglich beſetzt war, wurde wieder gebaut, als Horimir auf ſeinem Schimmel, nur mit ſeiner gewichtigen Keule bewaffnet, den Weg nach Przibram dahin trabte.

Der Mond, welcher ſich dem letzten Viertel nahte, ſchien trüb und ſchimmerlos auf die öde Landſchaft, auf welcher die rußigen ſchwarzen Berghütten zerſtreut herumlagen, und die Stollen gähnten geſpenſterhaft aus den Erdſchründen hervor, während die pechſchwarzen Fichten, auf den Felſenhügeln umher, ſchauerlich rauſchten und ſtöhnten.

„Der Rächer iſt gekommen!“ rief Horimir mit ſchallender Stimme. „Auf ihr unterjochten Gnomen der Berge, auf und ſteht eurem Befreier bei.“ Nach dieſen Worten ſchmetterte er ſeine Keule auf das Dach der nächſten Bergmannshütte, daß dieſes raſſelnd zuſammenbrach, und ſeine Bewohner unter den Trümmern begrub.

Noch schell das herzzerreißende Geheul der Unglücklichen aus derselben, als Herimir schon zu einer zweiten Hütte sprengte, und auch diese unter dem gewichtigen Schlage seiner Keule zusammenstürzte.

Heulend rafften sich die Bergleute von ihren Pfühlen empor. Geschrei, Jammerruf, Gekrache der einstürzenden Balken, erschall von allen Seiten. Niemand dachte daran, den Ritter, dessen kräftiger Arm unablässig die Todeskeule schwang, zu bekämpfen. Alles flüchtete: was aber von den Fliehenden Herimirn in den Weg kam, fiel als ein Opfer seiner Rache.

Wüthend schlug Semik im Vorüberfliegen mit seinen Hufen an die vorragenden Felsen, daß diese, von der Gewalt erschüttert, hinter ihm und seinem Reiter mit Getöse zusammenbrachen, und die Stellen mit rollenden Steinmassen bedeckten.

Aber auch die Gnomen hatten den Ruf des Befreiers gehört, und rüttelten an den Felsenmassen, und hüpften als blaue Flämmchen von Schacht zu Schacht. Sieh, da schlug zum höchsten Entsetzen der flüchtenden Bergleute mit einem Male eine helle Flammenlohe empor, welche auf einen Moment die ganze Gegend wie mit Tagheile beleuchtete, worauf das ganze Bergwerk mit furchtbarem Gekrache zusammenstürzte.

Herimir hatte nun seine Rache gesättiget an den Schändlichen, und ritt wieder langsam nach Neumetel zurück. Da aber gedachte er, daß Krzemisl es wohl nicht ungeahnet lassen würde, daß er ihm sein bestes Gewerke verderben, und seine Bergleute erschlagen habe, und beschloß daher, zur List seine Zuflucht

zu nehmen, und sporenstreichs zum Herzog zu reiten, bei welchem er durch die Schnelligkeit seines Semik noch vor Tagesanbruch anlangen, und sich stellen könnte, als ob er nichts dergleichen begangen hätte.

Wirklich befand sich Horimir schon vor Tage auf dem Wissehrad, wo ihn der Herzog mit erzwungener Freundlichkeit empfing.

Am Abende des zweiten Tages nach seiner Ankunft erging er sich eben auf den von der Purpurglut der sinkenden Sonne umschimmerten Höhen des Wissehrad, mit Krzemisl in ein lebhaftes Gespräch über den Zustand des Landes und dessen Verbesserungen vertieft, als mehrere Bergleute sich vor dem Letztgenannten auf die Knie warfen.

„Was wollt ihr?" fragte Krzemisl.

„Gnädiger Herr," erwiederten die Bergleute, „wir sind Abgesandte von der Bergmannschaft zu Przibram, und bringen Euch schlimme Botschaft."

„Was ist vorgefallen?"

„Der Ritter, welcher Euch hier zur Seite wandelt," fuhren die Bergleute fort, „hat in der Nacht vor zwei Tagen alle unsere Hütten vernichtet, die meisten unserer Angehörigen erschlagen, wie auch alle Stollen und Schachte von Przibram verderben."

„Wie, Horimir," fragte der Herzog, ihn mit stechenden Blicken ansehend, „habt Ihr das wirklich gethan?"

„Wie sollte ich einzelner Mann dieses verübt haben?" erwiederte Horimir, ruhig in das Feuerauge des Herzogs blickend. „Auch befinde ich mich, wie Ihr

wisst, seit zwei Tagen auf dem Wissehrad, und kann nicht zu jener Zeit zu Przibram gewesen sein, da diese Leute dieselbe Frist brauchten, um von dort hieher zu gelangen."

„Er ist ein Zauberer, er steht mit dem Bösen im Bunde," riefen die Abgeordneten, und ihr Geschrei war noch nicht verhallt, als auch die andern Bergleute, welche seinem Racheschwerte entronnen waren, herbeieilten und bezeugten, daß es wirklich Herimir gewesen, welcher so großen Schaden angerichtet.

Krzemisl ließ hierauf Herimir in einen Thurm des Wissehrad führen, und alldort strenge bewachen, zugleich aber berief er seine Wladiken zu sich, um mit ihnen der Sache auf den Grund zu kommen.

Allein vergebens berieth er sich mit denselben, sie vermochten nicht Herimir des Frevels zu überweisen, da die Zeit seiner Anwesenheit auf dem Wissehrad mit der, in welcher jenes Blutige zu Przibram geschah, im größten Widerspruche stand.

Einige geheime Feinde Herimir's benützten jedoch diese Gelegenheit, und wußten endlich auch die Andern dafür zu stimmen, daß er als ein Zauberer betrachtet, und zum Tode verdammt wurde, und zwar sollte er mit seinem eigenen Schwerte in dem Burghofe auf dem Wissehrad enthauptet werden.

Herimir hörte das über ihn verhängte Urtheil, ohne sichtbar erschüttert zu werden, und erbat sich von Herzog Krzemisl nur die Gnade, vor seinem Tode noch ohne Rüstung und Schwert seinen Semik im Schloßhofe tummeln zu dürfen.

Krzomisl gewährte ihm dieſe Bitte, und verſprach, am nächſten Morgen, als am Tage, an welchem er hingerichtet werden ſollte, ſelbſt Zeuge ſeines letzten Rittes ſein zu wollen.

Kaum war der verhängnißvolle Morgen angebrochen, als Krzomisl den Scharfrichter auf den Wiſſehrad berufen, und in dem Schloßhofe einen Block aufſtellen ließ.

Hierauf befahl er, die Thore des Schloßhofes wohl zu verſchließen, und ſtellte noch überdieß an jedes derſelben zehn wohlgerüſtete Männer mit Hellebarden; er ſelbſt aber nahm nebſt mehreren Wladiken, welche den unglücklichen Horimir wohl bedauerten, aber nichts zu ſeiner Vertheidigung zu ſagen wagten, den Platz in dem Fenſter ein, welches die Ausſicht auf den Schloßhof hatte.

Alles war bereits verſammelt, um den letzten Ritt Horimir's zu ſehen; auch der Scharfrichter ſtand in ſeinen ſcharlachnen Mantel gewickelt am Blocke, und harrte auf das Ende des Schauſpiels, um ſodann an dem Halſe des Reiters ſein blutiges Meiſterſtück abzulegen.

Jetzt öffneten die Knechte das Thor, welches aus dem Stalle in den Hofraum führte, und Ritter Horimir erſchien in ſeinem einfachen Koller mit wallendem Haar auf ſeinem Schimmel.

Er trabte ſo heiter und ſo voll ritterlichen Anſtan des längs den Mauern des Schloßhofes herum, daß man vermeinte, er reite zu einem Turnier, nicht aber ſeinem Tode entgegen. Als er aber an das Fenſter ge

kommen, an welchem sich Krzemisl mit den Wladiken befand, jauchzte er laut auf, und machte plötzlich mit seinem Schimmel einen Satz über den ganzen Schloßhof bis zu dem entgegengesetzten Thore, worüber sich alle Anwesenden gar höchlich verwunderten.

Kaum dort angelangt aber, rief er zu Semik:

„Semik, Semik, nun wohlan,
Eben aus, und nirgends an.“

Und bevor sich's Jemand versah, flog Roß und Reiter, wie ein abgeschossener Bolz über die Mauern des Wissehrad hinüber auf das entgegengesetzte Ufer der Moldau.

Krzemisl so wie die Wladiken konnten sich lange nicht von ihrem Schreck und ihrem Erstaunen erholen, endlich aber warfen sich die Freunde Horimir's zu des Herzogs Füßen, und baten ihn, dem Ritter sein Vergehen zu vergeben, und ihn seines Muthes wegen wieder in Gnaden aufzunehmen.

Sofort schickte der Herzog nach dem Ritter, welchem er seine völlige Verzeihung verkünden ließ.

Horimir kehrte hierauf wieder nach Neumetel, aber ohne seinen Semik, zurück, da dieß treue und seltene Thier das Leben seines Herrn nur mit dem seinen gerettet hatte, welches diesen dermaßen betrübte, daß man ihn von dieser Zeit an nicht wieder froh gesehen.

L a

Piedra de la madre.

Indianiſche Sage.

Am Atabapo's-Ufer ragt empor
Ein Stein, der Stein der Mutter, wohl bekannt
Dem Schiffer, der den Ort zur Raſt erkor.

Adalbert v. Chamiſſo.

Der Schiffer, welcher den Atabapofluß in Indien befährt, erblickt in der Nähe der Mündung des Cuaſacavi am weſtlichen Ufer einen Granitfels, deſſen Riffe groſſentheils mit einer ſchwärzlichen Rinde bedeckt ſind, eine Naturerſcheinung, deren Urſache bis jetzt dem Gebirgskenner unermittelt blieb.

Dieſer Granitblock führt den Namen: La Piedra de la madre, der Stein der Mutter, welchen er durch folgende Begebenheiten erhielt:

Auf den üppigen, waldumſchatteten Savannen, welche ſich von den Ufern des Atabapo und weiter hinauf von jenen des Rio Negro bis zu den Urwäldern dieſes Landes, oder zu den unüberſteiglichen kahlen Felſengebirgen erſtrecken, lebte vor Zeiten ein Indianerſtamm, die Guahibas genannt, nach Gewohnheit

jener Völkerschaften in einsamen Waldhütten zerstreut voll sorgloser Zufriedenheit, welche erst dann zerstört wurde als die geldbürstigen Spanier auch von diesem Landstriche Besitz nahmen, und die Bewohner desselben zwangen in Dörfern zusammen zu wohnen, europäische Sitten anzunehmen, und an Dinge zu glauben, welche ausser ihren Begriffen lagen.

Die weißen Ansiedler scheuten nun keine Gewaltthat, keine List, keine Ungerechtigkeit, ihre Colonien oder Missionen, wie sie diese Ansiedelungen benannten, durch neue Peitos oder Sclaven zu bereichern. Vorzüglich hatten sie aber ihr Augenmerk auf Weiber und Kinder gerichtet, welche sie gewöhnlich in Abwesenheit der Männer überraschten und nach ihren Ansiedlungen schleppten.

Größtentheils erlagen die Indianerinen dem Ekrame, die Kinder jedoch gewöhnten sich an die neue Lebensweise, vergaßen die väterlichen Kabanen und Savannen, wie ihre früheren Beschäftigungen und fügten sich den Befehlen ihrer Herren, welche sie nach ihren geistigen oder körperlichen Fähigkeiten sodann zu ihrem Nutzen verwendeten und benützten.

Einem ähnlichen Streifzug zu Folge trug eines Tages eine Piragua das Oberhaupt oder den Cura Doctrinero von San Fernando de Atabapo, Don Jose mit sechs starken Peitos, sämmtlich kupferfarbige Indianer, mit Spießen und Macheten, einer Art Jagdmesser bewaffnet, auf dem Rio Guaviare dahin.

Die üppigen Savannen an beiden Ufern, theilweise mit Palmen, Kokos und Lorberbäumen übersäet,

theilweiſe mit einer Art Bambusrohr bewachſen, welches die Indianer Jagua nennen, flogen an ihnen vorüber. Gigantiſche Felſen erhoben ſich in abenteuerlichen Geſtalten zu beiden Seiten und verſchwanden, um neuen Savanen und Waldpartien Platz zu machen, bis endlich das linke Geſtade einen Landungsplatz den Schiffern darbot.

Don Jeſe gebot hier zu landen und die Gegend ſtromaufwärts zu durchſtreifen, er ſelbſt beſchloß mit zweien ſeiner Begleitung in der Piregue auf die Zurückkunft der andern zu harren.

Die Indianer ſprangen an das Land und drangen durch die Gebüſche vor.

Nicht lange, ſo erblickte einer derſelben eine einſame Kabane von Palmblättern gedeckt. Ein Zeichen, welches der Indianer ſeinen Gefährten gab, verſammelte dieſe um ihn, leiſe und geſchmeidig wie die Giftſchlangen jener Waldwüſten, krochen ſie nun vorwärts durch den üppig aufpreſſenden Pflanzenwuchs, um nicht vor der Zeit von den Hüttenbewohnern erblickt zu werden.

In die Nähe der Kabane gelangt, gewahrten ſie durch die Piſang- und Melonenbäume, in derſelben ein Indianerweib, welches eben damit beſchäftiget war, grüne Kolben des Mais zu kochen, um daraus die wohlſchmeckende Chucheen zu bereiten, wobei ihr ein nacktes Mädchen von ungefähr ſieben Jahren half. Zwei Knaben von drei bis vier Jahren ſpielten auf der Erde mit Kokusſchalen.

Die Indianerin, ein Weib von noch nicht dreißig Jahren, war von kupferbrauner Farbe und von ſtarken

schönen Leibesformen. Ihr langes, schwarzes Haar hing über ihre nackten Schultern hinab, und war unten mit einem Bindfaden zusammengebunden.

Um die Hüften trug sie eine kleine Schürze von 8 bis 9 Zoll, Kenpau genannt, und um den Hals ein Band von kleinen Glaskügelchen, auch hatte sie ihre Beine oberhalb und unterhalb der Waden mit Bändern von rothem Zeuge zusammengeschnürt, welchen Schmuck die Indianer als besonders schön erkennen.

Schon einige Male war sie aus der Kabane hinausgetreten und hatte den Fluß hinauf geblickt, welches die Poitos vermuthen ließ, daß sie ihren Gatten erwarte, der wahrscheinlich eine Strecke am Flusse aufwärts fischte.

Sie täuschten sich nicht, denn nach kurzer Zeit trat die Indianerin abermals aus der Kabane, und rief mit starker Stimme: „Guaico! Guaico!"

Sie horchte auf eine Antwort, aber keine erscholl, dafür vernahmen ihre feinen Gehörorgane ein Geräusch von einer andern Seite her, welches ihre Aufmerksamkeit erregte.

Das Geräusch aber kam von einem jener Indianer, welche der Kabane zukrochen. Das schwarze, feurige Auge der Indianerin erspähte allsogleich die Ursache jenes Geräusches und starrte voll Schreck auf die Pisang- und Melonenbäume, hinter welchen die Poitos verborgen waren.

Doch schon im nächsten Augenblicke erkannte sie die Gefahr, sprang in die Kabane, rief zu dem Mädchen: „Wicou, folg' mir zum Vater," riß dann die

beiden Knaben von der Erde auf, und lief mit ihnen dem Walde zu.

Wie der beutegierige Condor aus seiner Felsenhöhle in den Andes auf seinen Raub hervorstürzt und ihn verfolgt, so brachen jetzt die Peites aus ihrem Hinterhalte hervor, und verfolgten die flüchtige Indianerin, als plötzlich ein zottiger Hund aus der Kabane sprang, auf die Verfolger losstürzte und einen derselben zu Boden riß.

In der nächsten Minute aber wälzte sich das getreue Thier, von den Messern mehrerer Peites getroffen, in seinem Blute.

Huaca, so nannte sich die Indianerin, hatte indessen einen guten Vorsprung, aber die Last hinderte sie in ihrer Eile und bald hatten die Peites sie erreicht. Das Mädchen jedoch entkam glücklich in die Wälder, um seinem Vater die traurige Nachricht zu hinterbringen.

Der armen Huaca wurden nun die Hände gebunden, auch die beiden Knaben koppelte man an einander und schleppte dann alle Drei, trotz ihrer Thränen und Klagen nach dem Strande, wo Don Jose in der Piregue auf den Ausgang des Unternehmens harrte.

Voll Freude, seine Colonie um sich ein junges kräftiges Weib und zwei gesunde Kinder vermehrt zu sehen, gebot Don Jose mit aller Macht nach San Fernando de Atabapo zurückzurudern, welches sofort geschah.

In der spanischen Ansiedelung angekommen, wurde der Indianerin mit ihren Kindern eine Wohnung ange-

wiesen, und einige ältere Indianerinen, ebenfalls aus dem Guahibastamme, welche vor vielen Jahren von den Spaniern geraubt worden waren, ihr zu Gesellschaft gegeben.

Eine unnennbare Trauer aber hatte Huacas Herz befallen. Sie dachte nur an Guaico, an Wiceu und die Kinder, die den Vater zum Fischfange begleitet hatten, und von denen sie nun getrennt war.

Die Entfernung von ihnen, brachte sie zur Verzweiflung.

Sie hatte nur einen Gedanken, und dieser war, ihre beiden Knaben, welche man mit ihr entführte, zu Guaico, ihrem Gatten zurückzubringen. Kaum sah sie sich unbewacht, so ergriff sie ihre Kinder und entfloh nach den Wäldern, bald wurde ihre Flucht kundbar, man setzte ihr nach, erreichte sie, und brachte sie wieder zurück.

Nicht lange jedoch, so entfloh sie abermals, wurde abermals eingeholt und unbarmherzig gezüchtiget.

Noch nicht von ihren Wunden genesen, entfloh sie mit den Kindern zum dritten Male, wurde aber auch dieses Mal wieder eingebracht.

Da faßte Don Jose, welchem man ihr jedesmaliges Entweichen berichtete, den grausamen Entschluß, ihr das Entfliehen unmöglich zu machen, und sie von den Kindern zu trennen.

Er beschloß die trotzige Indianerin nach der von San Fernando de Atabapo fünf und zwanzig Meilen entfernten Colonie Javita am Rio Negro bringen zu lassen.

Zu diesem Unternehmen beorderte er einen Mann, welcher in San Fernando die Stelle eines Alkaden

verſah. Einen herzloſen Kaſtilianer, Namens Jan Baltazar, unter deſſen Peitſchenhieben ſchon Hunderte von Sclaven erlagen, und den er am tüchtigſten für dieſes Geſchäft glaubte.

Trotz ihrer Verzweiflung, ihrer Bitten, ihrer Thränen, wurden Huaca die Kinder von der Bruſt hinweggeriſſen, ſie ſelbſt aber gebunden nach dem größeren, zu dieſer Fahrt beſtimmten Kanoe geſchleppt, in das ſich auch Jan nebſt einem Neger und noch einigen Indianern ſetzte, mit welchen es ſodann vom Lande ſtieß.

Da lag nun die arme Huaca in dem Vordertheil des Schiffes, und erhob ihr thränennaſſes Auge zu dem ſchönen Himmel, der ſich über ihrem Haupte ausbreitete, und den ſie mit ihren klagenden Blicken um Rettung aus den Händen dieſer Barbaren anflehte, welche ſie aus einem, ihr durchaus nicht zu begreifenden Grunde, aus den Armen ihres Gatten, ihrer Kinder riſſen.

Ihre Verzweiflung wuchs mit jedem Ruderſchlage, da ſie merkte, daß man ſie immer weiter von ihrer Heimath, von ihren Kindern entferne.

Die Sonne ſendete ihre glühenden Strahlen bereits ſenkrecht auf die Häupter der Schiffenden, als ſie an jene traurigen, wild übereinander gethürmten Granitfelſen gelangten, welche am weſtlichen Ufer des Atabapo nackt und ſchwarz in den Strom hineinragen.

Jan Baltazar hatte ſich unter das Zelt am Hintertheile der Kanoe auf ein Kiſſen, mit Bananenblättern gefüllt, hingeſtreckt, und den Vorhang zugezogen, um ſeinen Leib vor den Moskites und ſeine

Augen vor dem Sonnenreflere in den Wellen zu schützen. Die Indianer und der Neger lenkten die Barke nur zuweilen, gleichgültige Blicke auf die lautlosen Einöden, oder die wilde üppige Vegetation unter dem durchsichtigen Gewässer werfend, als es Huaca, welche scheinbar ruhig dahingestreckt zu liegen schien, gelang, die Weidenbande an ihren Händen zu zersprengen.

Kaum befreit von ihren Fesseln stürzte sie sich in den Strom, dessen Wellen geräuschvoll und schäumend über ihr zusammenschlugen.

Voll Schrecken und Erstaunen über diese unerwartete Erscheinung sprangen die Peitos und der Neger von der Ruderbank auf. Der Verhang des Zeltes öffnete sich rasch, und Jan, durch das Geräusch aufgeschreckt, trat hastig aus dem Zelte. „Was ist vorgefallen?“ fragte er, aber ein Blick belehrte ihn dessen. Die Indianerin war aus der Barke verschwunden.

Eben so betroffen als unschlüssig was er nun beginnen sollte, starrte Jan bald auf die Stelle, auf welcher früher die Gefangene gelegen hatte, bald auf die Wellen, welche sie verschlangen, als sie in weiter Entfernung wieder im Streme zum Vorschein kam, und mit aller Anstrengung, von der Strömung fortgerissen, jenen Felsenklippen zuschwamm.

Jetzt hatte Huaca diese erreicht, sie erfaßte den untersten Granitfelsen und schwang sich nun von einer Zinke zur andern, bis sie endlich auf der obersten Spitze desselben stand.

Ermattet verweilte sie hier einige Secunden und starrte mit dem Blicke einer verfolgten Gazelle nach

ihren Peinigern, die noch immer mit sprachlosem Staunen aus dem Strome zu ihr hinaufblickten.

Endlich raffte sie sich auf und verschwand auf der andern Seite des Felsens.

Da erholte sich Jan zuerst; vor Wuth und Rachgier schäumend, befahl er die Kanoe sogleich nach jenem Felsen zu steuern. Alles langte nach dem Ruder, in kurzer Frist waren sie dort angelangt.

Nun befahl er den Peitos sich eiligst aufzumachen und nach der Flüchtigen zu suchen.

Die Guiamadou, eine der größten Baumarten jener Gegend, und die Felsenvorsprünge warfen bereits längere Schatten und noch immer stand Jan voll peinlicher Ungeduld auf der Felsenspitze droben, und blickte nach den finsteren Gebirgsschluchten und den darum verbreiteten Wäldern nieder, denn noch immer wollte keiner von den Ausgesendeten zurückkommen.

Sein Zorn steigerte sich mit jeder Minute, unwillig stampfte er den Granitfels unter sich, daß ihm die Ferse schmerzte, und brach in die gräßlichsten Verwünschungen und Drohungen über die arme Indianerin aus. Ja selbst seine Tonpfeife zerbröckelte der Grimmige in seiner tollen Wuth, und schleuderte die Stücke in die Tiefe hinunter.

Endlich erscholl ein gellender Schrei aus dem Waldesdunkel herauf.

Mit der grausamen Freude eines Tigers, der im Hinterhalte lauert, und aus einem Geräusche schließt, daß sein erwartetes Opfer käme, funkelte sein Auge.

Noch ein Schrei erscholl, es war das Zeichen.

„Sie haben sie," sie haben sie, jubelte Jan, und riß einen Riemen von Lamantinfell, welcher in jener Gegend als Peitsche gebraucht wird, und womit jeder Alkade versehen ist, aus der Tasche seines Poncho. „Du sollst auf die Flucht gedenken."

Bald darauf brachten die ausgesendeten Peitos die arme Huaca, die Hände mit den starken Schlingen von Maracure gebunden, auf den Felsen hinauf.

„Streckt sie dort auf die Felsplatte, von welcher sie nach uns hinabblickte, dort soll sie ihren Trotz büßen," rief der Herzlose, warf sein Oberkleid von sich und streifte den Hemdeärmel am rechten Arme auf, während man die Ärmste auf die Felsenplatte hinstreckte.

Huaca flehte um Barmherzigkeit, vergebens; schon schwang der grimmige seine Geißel, und ihr herzzerreißendes Geheule zeigte von den Qualen, die sie unter seinen Mißhandlungen erlitt.

Endlich erlahmte sein Arm, da reichte er aber einem der Indianer den Riemen hin, und befahl ihm die Züchtigung vom Neuen an ihr vorzunehmen, und als auch dieser ermüdete, gebot er dasselbe dem Neger, welcher mit grausamer Freude die Gelegenheit ergriff, um sich in die Gunst seines Herrn zu setzen.

Das Geheule der Ärmsten erfüllte die Gegend und schreckte die Thiere des Waldes von hinnen, selbst die Kaimens, welche im Uferschilfe sich sonnten, ließen ihre grunbeschuppten Körper ins Wasser fallen und schwammen weiter. Die Wolken über den Häuptern der Grausamen flohen dahin, als graute ihnen

vor dem Entſetzlichen was ſie ſehen gemußt, nur das Herz des blutdürſtigen Jan, und ſeines ſchwarzen Henkerknechtes, kannte keine Barmherzigkeit.

Schon färbte Huacas Blut die Felſenplatte, und noch immer erſchollen die Klüfte von neuen Jammergeſchrei.

Endlich erlag auch ihre Kraft der Marter, ſie ſank mit der Sturne gegen das Geſtein, ihr Geſchrei erſtickte, ihre Beſinnung ſchwand.

Vollgeſättigt an dem Leiden der Unglücklichen, gebot Jan endlich ſie in das Kanoe hinabzuſchleppen. Es geſchah, und ihr Blut bezeichnete den Weg, den ſie gingen.

Gleich darauf ſtieß das Schiff vom Lande und ſteuerte ſtromaufwärts, nach Javita.

In Javita angekommen, wurde Huaca, welche mittlerweile aus ihrer Ohnmacht wieder zu ſich gekommen war, in eine Caravanſerei gebracht.

Dichte Nacht verhüllte alle Gegenſtände umher. Der Regen ſchoß in Strömen vom finſteren Himmel herab, die Flüſſe tobten und brauſten durch die Felſenſchlünde.

In einem Winkel jenes ſcheunenartigen Gebäudes, deſſen Eingang die Peites nach dem Befehle Jans abwechſelnd bewachten, lag die Ärmſte hingeſtreckt, ihr ganzer Leib blutete, aber noch mehr als dieſer ihre Seele, denn Huaca gedachte nur ihrer Kinder, die ſie ſo ferne wußte.

Noch immer toſte der Regen wider das Dach ihres

Kerkers, und die Waldströme donnerten und sausten im wilden Schwalle über die Felsen dahin.

In der Caravanserei aber herrschte tiefe Stille, nur zuweilen durch das Gesumse der Stechfliegen, oder durch das Schmerzgestöhne der Leidenden unterbrochen. Die Maracureschlingen, mit welchen man ihr die Arme auf den Rücken gebunden, und auch die Füße zusammengeschnürt hatte, schmerzten Huaca auf das Heftigste.

Eben faßte sie den Entschluß den Poites, welcher am Eingange der Caravanserei zusammengekauert saß und gelassen seine Pfeife schmauchte, anzuflehen, ihr die Bande zu erleichtern, aber es war derselbe Neger, unter dessen Schlägen sie erlag, und die Bitte erstarb ihr auf der Zunge.

In diesem qualvollen Zustande entschwanden ihr mehrere Stunden. Endlich wurde die Wache gewechselt und ein junger Indianer übernahm die Aufsicht über die Gefangene.

„Gib auf die Schlange wohl acht Huca," ermahnte ihn der Neger. „Vor einer Viertelstunde flog ein Uhu an der Caravanserei vorüber, und das bedeutet ein Unglück."

„Ein Uhu?" fragte der Indianer zitternd.

„Wie ich sage, sieh zu, daß das Unglück nicht deinen glatten Rücken betrifft." Nach diesen Worten verließ der Neger den jungen Indianer.

Das Schmerzgestöhne Huacas erreichte bald das Ohr des Jünglings, welcher sich auf die Matte unter dem Eingange niedergelassen hatte. Er wendete mehrmals den Kopf, ohne aber seinen Sitz zu verlassen.

Als aber das Geſtöhne immer kläglicher an ſein Ohr drang, erhob er ſich endlich und trat zu der Gebundenen.

„Was ſtöhnſt Du ſo ſchmerzlich?“ fragte er ſie.

„Binde mir doch nur um etwas die Arme lockerer,“ bat Huaca, „ach ſie ſchmerzen ſo ſehr.“

„Ich darf nicht,“ antwortete der Indianer, der Unglücksprophezeihung des Negers gedenkend.

„Was beſorgſt Du?“

„Du willſt wieder entrinnen?“

„Wie kann ich. Meine Glieder ſind zerſchlagen, kaum vermöchte ich ſie wenige Schritte weiter zu ſchleppen.“

„Ich kenne die Indianermütter.“

„Auch deine Mutter iſt eine Indianerin?

„Sie iſt es“

„Und Du biſt einer unſerer Penin und kannſt eine Indianermutter ſterben ſehen?“

„Das kann ich nicht, aber der Weiße wird mich peitſchen laſſen wie Dich, wenn ich Deine Bande auflöſe.“

„Wer ſollte es ihm ſagen. Ach ich ertrage dieſe Qualen nicht länger.“

„Nun ſo bücke Dich,“ ſprach der Jüngling nach einer Weile, „ich will ſie etwas lockern.“

Huaca beugte den zerfleiſchten Rücken, nicht ohne vor Schmerz laut zu ſtöhnen, und der junge Indianer lockerte ihr die Zweige an den Händen.

„Guenu Pillan, der Geiſt des Himmels bringe

Heil über das Haupt deiner Mutter;" sprach hierauf Huaca, und sank wieder auf die Erde hin.

Der Jüngling setzte sich sodann auf seine Matte, das Geächze der Leidenden wurde schwächer, Mitternacht war nahe.

Ein älterer Peites übernahm nun die Wache.

In der Caravanserei war Alles stille, nur draußen tobte und teste es noch fürchterlich, und das traurige klägliche Geschrei der rothen Affen, welche sich des Nachts haufenweise auf den Bäumen zu versammeln pflegen, gellte dazwischen aus der Ferne.

Der alte Indianer, von der Anstrengung des Tages ermüdet, setzte sich am Eingange der Caravanserei nieder. Er horchte, kein Laut war in derselben vernehmbar, außer dem leisen Athemholen der Indianerin.

Beruhigt durch ihren Schlaf, ihren zerrissenen Körper, die Bande und das ungestüme Wetter, welche der Kühnen die Flucht unmöglich machten, neigte auch er das Haupt und verfiel alsobald in einen tiefen Schlaf.

Kaum war der Indianer eingeschlafen, so versuchte Huaca, welche sich nur schlafend gestellt hatte, ihre Bande von den Händen gänzlich wegzubringen. Es gelang nach langem Mühen, leichter vermochte sie ihre Füße von denselben zu befreien.

Eiligst, aber geräuschlos, stieg sie über den am Eingange hingestreckten Indianer, und verschwand in der Finsterniß der Nacht, in dem Getose des stürzenden Regens.

Kaum glaubte Jan seinem Ohre, als man ihm Tags darauf die abermalige Flucht der Indianerin meldete. Seine Wuth grenzte an Wahnsinn. Wo konnte sie hingekommen sein. Die Colonie Javita ist in gerader Richtung von San Fernando de Atabapo über vierzig Stunden entfernt, und zwischen beiden Colonien lagen die fürchterlichsten Wüsten, wo keine Nahrung zu finden, wo alle Savannen überschwemmt, wo kein Unterkommen vor dem immer entfesselter tosenden Regen. Die Bäche, welche jene Wildnisse durchkreuzen, waren zu Strömen, die Ströme zu Seen angeschwellen, durch welche sie ihren Weg nehmen mußte. Sie war dem sichern Tode entgegen gegangen.

Vergebens befahl Jan Baltazar den Indianern ihr nachzusetzen, keiner von ihnen war zu bewegen sie in die Urwälder zu verfolgen. Keiner hatte eine Spur von ihr gefunden.

Nach einigen Tagen, als das Regenwetter wieder etwas nachgelassen hatte, verließ Jan unter Verwünschungen Javita, um dem Cura Doctrinero zu San Fernando die Hiobspost von der abermaligen Flucht der Indianerin, die er für verloren betrachtete, zu bringen.

Schon hatte Huaca mit ungeheuerer Anstrengung den wildwogenden Atabapo durchschwommen, schon hatte sie jene fürchterlichen Urwälder, doppelt fürchterlich beim Regenwetter, erreicht.

Welchen Weg sollte sie nun aber einschlagen, in welcher Richtung lag Fernando de Atabapo. Die Gewässer kannten ihr allein als Wegweiser durch die

Wüsteneien dienen, aber die Überschwemmung zwang sie, ferne von den Ufern, einen Pfad durch die Mitte der Wildniß zu suchen, wo das üppig aufgeschossene Unterholz, das Gewirre rankender Gewächse und Wälder von Lianengeflechte die Räume zwischen den gigantischen Bäumen ausfüllten, oder abgebrochene Äste und wild übereinander gestürzte faulende Riesenstämme den Weg versperrten.

Ihr einziger Wegweiser aber war ihr Herz.

Kein Fluß, ob noch so reissend, war ihr ein Hinderniß, sie watete durch, kein Strom tobte zu wild, sie stürzte sich hinein und schwamm an das entgegengesetzte Ufer.

Der Hunger nagte bereits an ihrem Innern, aber sie zögerte nicht, wenige Vachaces, eine Art schwarzer Ameisen, welche ihr harziges Nest auf den Bäumen der Urwälder befestiget haben, dienten ihr zur Nahrung.

Während ihrer ganzen Wanderung war der Himmel mit dichten Wolken überzogen, und nur wenige Minuten des Tages drang die Sonne strahlenlos und fahl, wie ein ersterbenes Meteor, aus den Regenschleiern, um sich bald wieder hinter selbe zu verbergen und einer melancholischen Dunkelheit Platz zu machen. Aber ein hellerer Strahl, als jener des Taggestirnes, dämmerte in Huacas Herzen, der Strahl der Hoffnung ihre Kinder wiederzusehen. Dieser liess sie jeden Schmerz, jede Gefahr verachten.

Unaufhaltsam setzte Huaca ihren Weg durch die Wüste fort, in welcher kein Schall, kein Laut

außer dem Toſen der Gewäſſer, welches ihren Schritten folgte, ertönte, nur zuweilen erſcholl das ſchreckliche donnerähnliche Gebrülle eines Löwen an ihr Ohr und machte ihr Herz auf Augenblicke erſtarren.

Auf dieſe Weiſe war bereits der vierte Tag verüber, ſeit ſie Javita verlaſſen. Schon fühlte ſie ſich zum Tode ermattet und kaum mehr vermögend, ſich weiter zu ſchleppen, als ſich die ſchaudervolle Wildniß zu lichten begann.

Die ſtachligten Schlingpflanzen wurden minder, baumartige Fahrenkräuter, Baumwollſtauden und Piſangbäume wurden wieder ſichtbar.

Der Himmel erheiterte ſich immer mehr. Schon erblickte ſie auf der Spitze einer Traubenpalme einen Sapajau, und der ſchönbefiederte Hocas ſchwebte ſchreiend durch die Lüfte.

Jetzt erkannte Huaca die Gegend wieder, einige Stunden nur, und ſie hatte die ſchmale von ſteilen Kalkfelſen eingeſchloſſene Ebene erreicht, in welcher San Fernando liegt. Die Sehnſucht nach ihren Kindern gab ihr neue Kräfte. Bald gelangte ſie in das Dorf. Jeder Gefahr, jeder Züchtigung vergeſſend, und nur ihrer Kinder gedenkend, flog ſie zu der Kabane, welche ſie mit ihnen bewohnte.

Stimmen erſchollen darin, Huaca horchte, es waren die Stimmen ihrer Kinder. Ach ſie wähnte Klänge aus Gulchemann, dem Aufenthaltsorte der Freude, welchen ſich die Indianer jenſeits des Meeres denken, zu hören.

Außer ſich vor Mutterwonne ſtürzte ſie hinein

und riß die Kleinen, welche sie nicht mehr erkannten, an ihre Brust.

Lange Zeit schwelgte sie in ihrem namenlosen Glücke, die beiden Knaben betrachtend, und sie herzend und küssend. Endlich besann sie sich, daß Guaice, die kleine Wicou und ihre übrigen Kinder ferne ihrer harrten, daß sie sich mitten unter ihren Feinden befinde, und schnell entschlossen, nahm sie die beiden Knaben in die Arme und floh wieder nach den Wäldern.

Bevor sie aber noch jene erreichte, verrat ihr plötzlich Jan Baltazar, dem ihre Ankunft verrathen worden war, hohnisch lachend, mit mehreren Bewaffneten den Weg, und ließ sie neuerdings ergreifen.

Den Jose, dem Huaca hierauf übergeben wurde, ließ ihr nicht Zeit, ihren wunden Körper zu heilen, er trennte sie abermals von ihren Kindern und sendete sie in eine Colonie am Ober-Oroneko, von welcher keine Möglichkeit war, wieder nach San Fernando de Atabapo zurückzukommen.

Bald erkannte dieß die unglückliche Mutter, und weder Zureden noch Gewalt waren im Stande sie zu bewegen, Speise zu sich zu nehmen. Wenige Tage und sie hatte ein Leben verhaucht, welches entfernt von ihren Lieben, keinen Werth mehr für sie hatte.

Der Granitfels an der Mündung des Cuasacaflusses aber, auf welchem Jan Baltazar und seine Sclaven die arme Huaca so grausam mißhandelten, wird noch heut zu Tage von den Bewohnern jenes Landstriches: La Piedra de la madre genannt.

Der Bottichſtein.

Mähriſche Sage.

O Vater mein, alſo ſchleudre nicht
Die Unſchuld in's Verderben!
O laß doch, gehst du zu Gericht,
Die ſündige Mutter ſterben!

Aloys Weißenbach.

In Klentnitz in Mähren lebte in ſtiller Zurückgezogenheit eine junge Witwe mit ihrem dreijährigen Söhnlein.

Marthe, ſo war ihr Name, genoß die Achtung Aller, die ſie kannten, denn ſie war ein Muſter der Häuslichkeit und Frömmigkeit, und ihr ganzes Streben zielte nur dahin, ihr Söhnlein in Liebe und Gottesfurcht zu erziehen.

Nur ſelten verließ ſie ihre kleine ärmliche Wohnung, welche Zeuge ihres einſtigen ſtillen Glücks geweſen; doch verabſäumte ſie es in keinem Jahre am Oſterſonntag nach dem Städtchen Niklasburg oder Nikolsburg hinüber zu wandern, und dort dem Gottesdienſte beizuwohnen.

So eben war wieder der Oſterſonntag angebrochen, und Marthe verließ, ihr Söhnlein auf

dem Arme und den Rosenkranz in der Hand, das Häuschen wieder, um ihrer alten Gewohnheit nachzukommen.

Es war ein schöner heiterer Tag, der Himmel prangte in seinem vollsten Blau, und die Felder und Wiesen herum lachten in ihrer jungen Hoffnungsfarbe.

Schon hatte sie den hochgelegenen Friedhof des Dörfchens hinter sich, als das harmonische Geläute der Osterglocken von dem vorher erwähnten Städtchen herübertönte.

Marthe verdoppelte ihre Schritte, und bald hatte sie jenen Felsblock erreicht, der jetzt der Bettschlein genannt wird, und dessen fabelhafte Gestalt von der Anhöhe, über welche sie der Pfad führte, in die fruchtbare Ebene hinunter blickt.

Wer schildert aber Marthens Erstaunen, als sie, zu dem Felsblock gelangend, diesen von oben bis unten gespalten fand.

Schon früher hatte Marthe gehört, daß dieser Fels die sonderbare Eigenschaft besitzen sollte, daß er jedesmal so oft die Osterglocken zu Nikolsburg zum Hochamte erschallten, sich öffnen, und demjenigen, der sich zu jener Zeit ihm näherte, so lange die Glocken tönten, seine Schätze darbieten, mit dem letzten Glockenschalle sich aber wieder schließen sollte, jedoch hatte sie dieser Sage geringen Glauben ge-

ſchenkt. Um ſo mehr mußte es ſie daher wundern, den Fels wirklich jetzt geöffnet zu ſehen.

Von einer unwiderſtehlichen Neugierde geſtachelt, näherte ſie ſich mit dem Kinde der Felſenſpalte, und blickte in das Innere der Höhle.

War ſie aber ſchon früher erſtaunt, ſo ſtieg jetzt ihr Staunen faſt über alle Gränzen, denn in der Höhle erblickte ſie einen Bottich von ungeheuerem Umfange, voll blinkender Gold- und Silbermünzen.

Marthe ſtand eine gute Weile und wußte nicht, ob ſie träume, oder ob es Wirklichkeit ſei, was ſie vor ſich erblickte. Da aber die Gegenſtände, welche ſie für Trugbilder hielt, nicht verſchwanden, faßte ſie endlich ein Herz und trat in die Höhle.

Eine geheimnißvolle Dämmerung und tiefe Stille herrſchte in derſelben, nur die Oſterglocken ſummten von außen her wie ferne Engelschöre.

Da dachte Marthe in ihrem Sinne: „Wie? wenn dieſes ein Wink des Himmels wäre, wenn er ſich meiner Noth erbarmt und den Fels geöffnet hätte, um mir zu helfen? — Ein kleiner Theil jenes unermeßlichen Schatzes, den hier mein Auge überblickt, würde mich und mein Kind aller Armuth für immer entheben. Was zögere ich noch lange, ich will es wagen," ſprach ſie hierauf entſchloſſen, ſetzte das Kind bei der Bottich auf den Boden nieder, und füllte raſch ihre Schürze mit Gold und Silbermünzen.

Bald hatte ſie dieſe vollgefüllt, eilte aus der

Höhle, und schüttete unfern des Steinblockes ihren Schatz auf die Erde.

Noch einmal kehrte sie voll freudiger Hast in die Höhle zurück, die Schürze zu füllen, und auch ein drittes Mal.

Als sie aber zum vierten Male in die Höhle eilen wollte, verstummten plötzlich die Glocken in der Ferne und der Fels verschloß sich unter fürchterlichem Gekrache.

Fast zu Stein geworden über dieses plötzliche Ereigniß, stand Marthe dem Steinblocke gegenüber, welcher sie von ihrem Kinde trennte. Ihre Augen waren weit aus dem Kopfe herausgetrieben, ihr Mund zu einem Schrei geöffnet, den aber das Entsetzen, welches ihr in diesem Augenblicke das Mutterherz umkrallte, in der Kehle erstickte.

Lautlos sank sie nach einigen Sekunden neben dem Haufen Geldes nieder.

Sie mochte einige Stunden in ihrer Betäubung dort gelegen haben, denn die Sonne senkete bereits ihre Strahlen senkrecht auf ihr Haupt, als sie ihre Besinnung wieder erlangte.

Mit wildverzerrter Miene raffte sie sich von der Erde auf, rannte gegen den Felsblock und schrie, indem sie denselben umklammerte: „Mein Kind! — Herr des Himmels gib mir mein Kind wieder! — Nimm Alles, Alles zurück, ich will arm bleiben mein

ganzes Leben lang, nur gib mir mein Kind, mein Kind!“

Marthe hatte sich die Hände wund geschunden an dem Steine, aber dieser blieb verschlossen; kein zweites Wunder geschah, um ihr das Kind zurückzugeben, und laut schluchzend, und sich das Haar raufend, wälzte sich die unglückliche Mutter auf der Erde.

Endlich hatte der Schmerz sie erschöpft; mit den starren Blicken der Verzweiflung sah sie bald auf den fürchterlichen Felsblock, bald zum Himmel empor, der ihre Noth geendet, dafür aber ihr das Kind, ihr Theuerstes genommen hatte.

Der Nachtwind, welcher kalt über die Fläche strich, die allmählig das Dunkel der Nacht umhüllte, erfrischte ihre erschöpften Lebensgeister wieder. Thränenlos und stumm, gleich einer Irrsinnigen, raffte sie die Münzen in ihre Schürze zusammen, und schleppte sich zurück nach Klentnitz.

Der Verlust ihres Kindes liess Marthen jedoch keine Ruhe finden: schon am nächsten Morgen eilte sie wieder nach Nikolsburg, wo sie sich einem Priester zu Füssen warf, dem sie das Vorgefallene mittheilte, und um Rath in ihrem grossen Trübsal flehte.

Der Priester ermahnte sie mit väterlichen Worten, sich mit Geduld und Demuth in die Fügungen des Herrn zu schicken, den Schatz aber, den sie in dem Bottichstein gefunden, zum Baue eines neuen Gotteshauses zu verwenden.

Marthe befolgte treulich den Rath des frommen Mannes, verwendete ihren Schatz zum Baue einer Kirche in Nikolsburg, zu welcher daselbst sogleich der Grund gelegt wurde, und lebte hinfort nur dem Gebete und der Hoffnung, auf eine künftige Vereinigung mit ihrem Kinde.

Auf diese Weise entschwand ihr ein Jahr voll stillen bitteren Harmes, und Ostern brach wieder heran. Da faßte Marthe den Entschluß, am Osterſonntag sich wieder zu dem Felsblocke zu begeben, während die Osterglocken erklängen, um die Gebeine ihres armen Kindes zu holen, und diese nach christlichem Gebrauche zu begraben.

Mit blutendem Herzen machte sich Marthe an dem benannten Tage auf den Weg; die Glocken erſchollen ihr wie Grabgeläute, kaum konnte sie sich weiter schleppen.

Jetzt hatte sie den Felsen erreicht, welcher abermals von oben bis unten zerklüftet war. Dieser Anblick gibt ihren Gliedern plötzlich wieder Kraft. Mit Blitzesschnelle stürzt sie in die Höhle, ihre Blicke fliegen in der Runde umher, die theuren Überreste suchend. — Herr des Himmels! — Ihr Kind sitzt frisch und lebendig neben dem Bettich und streckt ihr lächelnd seine Händchen entgegen.

Außer sich vor Wonne, reißt sie das wiedergeschenkte Knäblein an ihre Brust, mit heißen Thränen seine Wänglein waschend. Kaum glaubt sie, daß es

Wahrheit ist, sie schluchzt und lacht zugleich, hebt das Kind empor zum Himmel und lallt ihren Dank, denn sprechen kann sie nicht.

Endlich gewinnt Marthe ihre Sprache wieder und befragt das Kind, wie es möglich gewesen, daß es in der Höhle nicht umgekommen.

Da aber erzählte ihr das Knäblein, daß während der Nacht, welche es in der Höhle zugebracht zu haben vermeinte, eine schöne Frau gekommen sei, die einen Lichtstreif um das Haupt gehabt; diese habe ihm Äpfel und Spielzeug gebracht, und ihm auch versprochen, die Mutter würde bald wieder kommen, um es abzuholen, nur müsse es recht fromm sein und beten. Das habe es denn auch gethan, und da sei auch endlich die Mutter wieder gekommen.

Eine tiefe Rührung kam, während der Erzählung des Kindes, über das Mutterherz der frommen Marthe, als die Glockentöne heller als früher, und fast wie mit mahnender Stimme an ihr Ohr erklangen.

Eiligst faßte Marthe ihr Kindlein, denn sie sah, daß es höchste Zeit zur Flucht sei, und verließ mit ihrer theuren Last die Höhle.

Sie war aber noch keine zwanzig Schritte von dieser entfernt, da schwiegen die Glocken, und mit lautem Krachen schloß sich die Felsenspalte.

Marthe lebte mit ihrem Knäblein hinfort ein frommes gottesfürchtiges Leben, und dankte noch oft in der Kirche, die sie in Nikolsburg gebaut hatte und die zu Sct. Lauretta genannt wurde, auf ihren Knien, für die wunderbare Rettung ihres Kindes.

Der Bettichstein aber soll sich seit dieser Begebenheit, welche ihm den Namen gab, nicht wieder geöffnet haben.

Der

Ritterkeller im Kyffhäuſer.

Thüring'ſche Sage.

Was weht ſo ſüß und duftig vom alten Schloß herab
Was will das braune Männlein mit ſeinem weißen Stab?
Die Brünnlein ſind verſieget in heißer Sonnenglut,
Doch tief im Burggemäuer rinnt gold'ne Lebensflut.

X. Stöber.

In Tilleda, einem Dorfe an dem Fuße des Kyffhäuſerberges im Thüringerlande, lebte, wie ſich dort die Leute erzählen, vor Zeiten ein armer aber wackerer und lebensfroher Steinſchneider, Namens Gottſchalk Berner, welchen der Himmel mit einer zahlreichen Nachkommenſchaft geſegnet hatte, deren Erhaltung ihm nicht geringe Sorge machte, jedoch ſeinen frohen heitern Sinn nicht zu trüben, noch weniger zu unterdrücken vermochte.

Eben jetzt feierte der harmloſe Haus- und Familienvater wieder eine Kindestaufe, und zwar die neunte, bei welcher Gelegenheit es der Sitte gemäß an einem tüchtigen Schmauſe, und an vollen Krügen nicht fehlen durfte.

Gottschalk Berner hatte sein Möglichstes gethan, um die hungrigen Gevatterinen und die durstigen Gevattern und sonstigen Gäste zu befriedigen; aber schon begann der edle Rebensaft weniger zu werden in den Krügen, und Gottschalk Berner wußte kein Mittel sie wieder zu füllen.

Eben hatte ein trinklustiger Gevatter seinen Humpen, und jene seiner Nachbarn mit der Neige vollgefüllt, und einen Toast auf den heiteren Gastgeber ausgebracht, als sich dem Letzteren sein sechzehnjähriges Töchterlein näherte, und ihm heimlich in's Ohr wisperte: „Vater, das war der letzte."

„So" sprach Berner mit Lachen, „nun so hole vom Frischen aus dem Keller."

„Aus dem Keller?" fragte Klärchen, „wir haben ja keinen Keller."

„Nicht?" — So geh zum Schenkwirth hinüber, und bergt Dir der keinen, in den Ritterkeller im Kyffhäuser, vielleicht bekommst du dort welchen."

Hierauf wendete sich Berner wieder zu den redeseligen Herren und vertiefte sich bald mit ihnen in einen Diskurs, der ihn auf sein unschlüssiges Mägdlein, wie auf seinen sonderbaren Rath, vergessen ließ.

Klärchen, welcher all' die Sagen vom Kyffhäuser, in dem der Kaiser Friedrich Barbarossa im Zauberschlafe sich befinden sollte, und noch vieles andere über dieses Thema bekannt war, verließ, in jeder Hand einen Krug haltend, das Haus, ohne jedoch zu wissen, was sie beginnen sollte. Denn bei dem geizigen Schenk-

wirth war kein Tröpflein Wein auf die Kreide zu bekommen, und in den verrufenen Ritterkeller bei einbrechender Nacht hinabzusteigen, hätte sie nun und nimmermehr den Muth gehabt.

Unter stetem Überlegen war Klärchen, jedoch ohne es selbst zu wissen, zu dem in der Mitte des Berges befindlichen, schon halb verfallenen Eingange des Kellers gekommen.

Hilf Himmel! Wie aber erschrack die Ärmste, als sie ein Geräusch aus ihren Träumen aufschreckte, und sie sich plötzlich an dem verrufenen und übelberichtigten Orte erblickte.

Das Geräusch aber, welches sie zu sich brachte, kam von dem hohlen Keuchhusten eines alten verkrümmten Mannes her, welcher, ganz in graue Kleider gehüllt, einen mächtigen Schlüsselbund am Gürtel, auf einem großen Steine vor dem Keller saß, und heftig mit dem kahlen Kopfe wackelte.

„Ei ei mein Töchterchen," fragte sie der Alte mit einer hohlen, heiseren Stimme; „woher so spät, gewiß willst Du Wein aus dem Ritterkeller?"

„Nein, — ja doch" stotterte das Mädchen, welches noch immer nicht wußte, ob es mit einem menschlichen Wesen oder mit einem Berggespenste zu thun habe.

„Nun wenn das ist," sprach der Alte unter fortwährendem Husten, „so komm nur mit, ich will Dir welchen geben, wie — ehu — ehu — der verdammte

Husten — wie Dein Vater noch keinen verkostet hat, in seinem ganzen Leben."

„Ja," sagte Klärchen verlegen, „ich habe aber kein Geld um ihn zu bezahlen."

„Ei, das thut nichts — phu — phu —," erwiederte kopfwackelnd der Alte, indem er seine verkrümmte Gestalt mühsam aufrichtete. „Die todten Herren da drunten nehmen kein Geld für ihren Wein, und brauchen auch keines, so wenig als ich — phu — phu! —"

Nach diesen Worten holte er aus einer Mauernische ein Lämpchen hervor und trat, die Hand vorsichtig vor das Flämmchen haltend, in den Erdgang, in welchem ihm das Mägdlein ohne Zögern folgte.

„Phu — phu, der böse Husten!" fuhr der Alte nach einer Pause fort, „das kommt von dem immerwährenden Treppen auf, Treppen ab. — Phu — phu — wenn einer so ein paar hundert Jahre sein Geschäft versieht — phu — phu — so ist das kein Wunder."

Klärchen, welche nicht wenig über diese Ansprache erschrack, wäre um vieles lieber wieder umgekehrt, aber es war zu spät, denn schon hatten sie das Ende des Ganges erreicht, von welchem morsche, halbverfallene Treppen abwärts führten.

Langsam stiegen sie diese hinab, der hustende Kellermeister mit seinem Wackelkopfe und dem wehenden Lämpchen voraus, Klärchen, bleich wie eine Leiche, mit den Krügen hintennach.

Todtenstille umgab Beide, nur zuweilen durch das krampfhafte Husten des gespenstischen Alten, oder durch das Klappern seines Schlüsselbundes unterbrochen.

Nicht lange, so standen sie vor einer gewaltigen mit Eisen stark beschlagenen Thüre, welche der Alte, nachdem er das Lämpchen auf die Erde gestellt hatte, während er heftig mit dem Kopfe wackelte und dazu hustete, nicht ohne bedeutender Anstrengung eröffnete.

Ein pechfinsteres, unermeßliches Gewölbe gähnte ihnen entgegen. Unabsehbare Reihen von Fässern standen in demselben: große und kleine, alle mit blanken Messingreifen beschlagen, und an der Vorderseite mit allerlei künstlichem Schnitzwerke verziert.

Der Alte trippelte hustend von Faß zu Faß, pochte an dieses und das andere, um zu erproben ob es noch voll sei. Endlich blieb er vor einem Faße stehen und beleuchtete dasselbe mit dem Lämpchen.

„Anno 1251, das Sterbejahr Friedrichs Barbaroſſa genannt," brummte er in den Bart. „Phu — phu — der ist der rechte."

Hierauf nahm er Klärchen die Krüge aus der Hand und zapfte sie voll mit dem Weine, welcher augenblicklich einen gar herrlichen würzigen Geruch in dem Keller verbreitete.

„Das ist der Herrenwein, den die Ritter selbst in jeder Christnacht zu trinken pflegen," sagte der Alte. „Den bringe Deinem Vater — phu — phu — doch sage keinem Andern im Hause, als nur ihm, wo du den Wein herbekommen — phu — phu —

verſtehſt Du mich? — Auch kannſt Du wieder Wein holen aus dem Ritterkeller, ſo oft ein Feſt in Eurem Hauſe gefeiert wird," fuhr er, ſich die Bruſt haltend fort, „doch darfſt Du nur kommen, ſo lange Du Jungfrau biſt, auch iſt es Euch ſtreng verboten, den Wein zu verkaufen, — phu — phu! — Umſonſt habt Ihr ihn erhalten, umſonſt müßt Ihr ihn wieder hergeben."

Hierauf führte der Alte das Mägdlein wieder aus dem Keller, und geleitete es bis zu dem Ende des Ganges.

Da ſchlug die Thurmuhr in Tilleda neun, und Klärchen ſah ſich plötzlich wieder allein vor dem zerfallenen Gemäuer, doch kam es ihr vor, als ob ſie noch das Huſten des Alten tief herauf aus der Erde vernehme.

Von neuem Schrecken hierüber erfaßt, eilte hierauf das Mädchen über Steck und Stein, durch die ſchwarze ſchauernde Nacht, und hielt nicht früher an, als bis ſie bei dem Hauſe ihres Vaters angelangt war.

Hier fand Klärchen noch Alles in der fröhlichſten Stimmung, welche ſich noch um ein Bedeutendes ſteigerte, als ſie mit den vollen Weinkrügen in die Stube trat.

„Ei ſieh da, friſcher Wein," rief Rupert der Krämer: „Nu, ſchenke nur ein, Dirne, wir haben ſchon eine lange Pauſe im Trinken gemacht."

Voll Erſtaunen blickte Gottſchalk Berner auf

das Mädchen und die vollen Krüge, denn er wußte sichs nicht zu enträthseln, wer ihm den vielen Wein gegeben habe.

Als sich ihm aber Klärchen näherte und auch seinen Becher vollfüllte, da fragte er sie leise: „Mädel wo hast Du den Wein hergenommen.?“

„Aus dem Ritterkeller im Kyffhäuser,“ antwortete das Mädchen ebenfalls leise, über welche Antwort Gottschalk Berner die Farbe wechselte.

Die Lustbarkeit seiner Gäste, welche den Wein nicht genug loben konnten, ließ ihn jedoch bald auf den Ort, von welchem er gebracht wurde, vergessen.

Eine ausgelassene Laune und Fröhlichkeit bemeisterte sich aller Anwesenden, welche von dem edlen Rebensafte getrunken hatten, und der Krämer Rupert konnte aus seiner Extase über die Vortrefflichkeit des Getränkes nicht früher herauskommen, als bis er seiner Sinne nicht mehr mächtig unter den Tisch fiel.

Erst als alle Gäste sich wieder aus dem Hause entfernt hatten, drang Gottschalk Berner in seine Tochter, ihm umständlich zu berichten, auf welche Weise sie den Wein bekommen.

Klärchen erzählte ihm nun haarklein, was vorgefallen, und Gottschalk Berner schlug einmal über das andermal vor Verwunderung seine Hände zusammen, doch erfreute es ihn nicht wenig, als er erfuhr, daß ihm der kopfwackelnde Kellermeister erlaubt habe, auch ferner Wein bei ihm zu holen.

Es währte nicht lange, als wieder ein Geburtsfest hierzu die erwünschte Veranlassung gab, und Gottschalk Werner schickte abermals das Mädchen mit den Krügen in den Ritterkeller, aus welchem dieses, die Krüge mit dem köstlichsten Weine gefüllt, auch bald wieder zurückkehrte.

Auf diese Weise erhielt Gottschalk Werner, zu jedem kleinen häuslichen Feste sein Weindeputat aus dem Keller des Kyffhäuserschlosses, und erquickte damit seine Gäste, welche bei jeder ähnlichen Veranlassung schwuren, in ihrem Leben keinen besseren Tropfen getrunken zu haben, als bei ihm.

Dem alten geizigen Krämer Rupert, dessen wir bereits erwähnten, wollte es aber durchaus nicht in den Kopf gehen, woher der arme Gottschalk den köstlichen Wein bekomme, um so weniger, da weit und breit um Tilleda kein Wein gepflanzt wurde.

Er vermuthete sogleich, daß hier ein Geheimniß verborgen liegen müsse, und nahm sich vor, demselben, und koste es was es wolle, auf die Spur zu kommen.

Bald erschien wieder ein Festtag in Werners Hause, zu welchem er mehrere Freunde lud.

Der listige Krämer verbarg sich in der Nähe des Hauses, und als er Klärchen mit den Krügen aus demselben treten sah, jubelte er innerlich auf, und folgte ihr auf der Ferse.

Das Mädchen stieg wie gewöhnlich den Kyffhäuser hinan, und verschwand hinter dem zerfallenen Gemäuer des alten Schlosses.

„Aha! — Alſo hier iſt die Goldquelle!“ Sprach Rupert zu ſich und ſchlich dem Mädchen nach. Die Kelleröffnung wies ihm den Weg, den ſie genommen. Lange noch horchte er auf Klärchens Tritte, bis ſie in der Tiefe verhallten; dann blickte er ſorgſam umher, um die Gegend genau ſeinem Gedächtniſſe einzuprägen, und begab ſich in aller Eile wieder nach Hauſe.

Haſtig raffte er hier vier der größten Krüge zuſammen, und machte ſich ungeſäumt auf den Weg um ſie zu füllen.

Heute, dachte er, komme ich nur mit vier Krügen; aber morgen will ich einen Zweieimer hinaufrollen, und das ſo lange, bis mein Keller voll iſt des edlen Saftes. Was brauchen die todten Ritter in ihrem Berge noch Wein? Die können mit einem Maul voll Erde auch vorlieb nehmen.

Mit dieſen und ähnlichen Gedanken, hatte er ſich mit ſeinen Krügen bis zum Eingange des Kellers geſchleppt.

Es begann ihm kalt über den Rücken zu laufen, als ihm die feuchte undurchdringliche Finſterniß desſelben entgegenſchauerte. Bald aber gewann ſein Geiz die Oberhand über ſeine Zaghaftigkeit, und vorſichtig ſtieg er in die Tiefe hinab.

Tiefe Stille war um ihn her — da aber krachte es plötzlich unter ſeinen Füſſen; ein Getöſe, als ob

die Decke zerberste und die Wände über ihn einstürzten, erhob sich über ihm.

Die Krüge splitterten an den Wänden zu Scherben, und der erschrockene Krämer stürzte, wie von einem Blitze getroffen, in eine unermeßliche Tiefe.

Grabesstille und Finsterniß umgab ihn hier. Vergebens suchte er sich von der Erde aufzuraffen; der Schreck hatte seine Glieder gelähmt und ihn aller Kraft beraubt.

Sieh, da kam ein kleines Lichtlein aus der Ferne, welches immer größer wurde, und seine ganze Aufmerksamkeit fesselte.

Zusehends verbreitete sich der Lichtschimmer, und ließ Rupert einen Erdgang gewahren, aus welchem ein Zug seltsamer Gestalten sich ihm näherte.

Alle waren in Trauer gehüllt, und mit Todtenflören behängt. Vier von ihnen trugen einen verschlossenen Sarg. Hinter dem Sarge aber erblickte der Krämer sein Weib, sein Kind, und alle sonstigen Verwandten. Todesschweiß drang aus seiner Stirne und seine Sinne schwanden.

Plötzlich spürte Rupert eine Erschütterung. Sein Gedächtniß kehrte allmälig wieder, noch immer aber hüllte dichte Finsterniß sein Auge; doch fühlte er, daß ihn Jemand auf die Schulter genommen habe und aufwärts trage.

Es ging über lange, lange Treppen. Das Wesen, welches ihn trug, sprach kein Wort, doch fühlte er,

daß es heftig mit dem Kopfe wackle, und hörte, daß es aus tiefer Bruſt keuchte und huſtete.

Jetzt trat die Geſtalt mit ihm aus der Finſterniß, die ſie umgab und Rupert ſah ſich unter den Trümmern des Kopfhäuſerſchloſſes.

Der Mond ſtand hell am Himmel und beleuchtete die Geſtalt, die den Krämer getragen hatte, und ihn jetzt auf die Erde niederlegte.

Es war ein Greis, in grauen flatternden Kleidern, welcher einen Schlüſſelbund am Gürtel trug, und heftig den kahlen Kopf ſchüttelte und dazwiſchen nickte.

Ein eiskalter Wind rauſchte durch die Ruine, der Greis ſtand eine Weile unbeweglich und grinſte auf den ächzenden Krämer, dann trat er zu ihm und drückte ihm ein Beutelchen in die Hand.

In dieſem Augenblicke verfinſterten Wolken den Mond, und als dieſer wieder ſeinen Schimmer über die ſchweigende Gegend ergoß, war der Greis verſchwunden.

Ächzend und außer ſich vor Schrecken, ſchleppte der Krämer ſeinen zerſchlagenen Körper mühſam nach Hauſe.

In der dritten Nacht lag er auf dem Todtenbrete, und das Geld, welches ſich in dem Beutelchen befand, den er von dem Greiſe erhalten hatte, reichte bei einem Pfennig zur Beſtreitung ſeiner Begräbnißkoſten.

Vier Jahre nach dieſem Ereigniſſe ging Klärchen zum letzten Male mit den Krügen nach dem Ritterkeller, und brachte ſie mit noch viel köſtlicherem Weine als ſonſt gefüllt nach Hauſe.

Es war an ihrem Hochzeitstage.

The

Murdochstone of Mull.

Schottiſche Sage.

Will Rache Du, für das was ich begangen,
So ſüll' in meinem Blute Dein Verlangen.

Eng. Volk.

Wo die himmelhohen nackten Baſaltfelſen von Mull, eine der dreihundert hebrideſchen Inſeln an der Weſtküſte Schottlands, ein Vorgebirge gegen das ungeſtüm anprallende Meer bilden, unterbrach eines Tages (es war zur Zeit der Minderjährigkeit James V.), das Schmettern von Hüfthörnern die Stille, welche ſonſt über dieſe einſame melancholiſche Gegend verbreitet lag.

Es war das Jagdſignal Mac-Leans, eines Chiefteins, oder Häuptlings der weſtlichen Bezirke der Inſel, welcher mit ſeinen Lehensleuten in dem Felſenthale der Jagdluſt ſich erfreute.

Die Lehensleute Mac-Leans gehörten zu jenen Bergſchotten, welche ſowohl an Körperbau als an Gewandtheit im Klettern, Schwimmen und Bogenſchießen ihre übrigen Landsleute weit übertrafen.

Sie trugen alle kleine Mützen, waren in weithin flatternden, roth und weiß gewürfelten Tartanen ge-

kleidet, und hatten jene kleinen Cilts, oder Röckchen statt der Beinkleider um die Schenkel, welche ihre kräftigen Glieder nur wenig verhüllten.

Unter ihnen aber zeichneten sich durch kräftigen Wuchs und Gedrungenheit der Formen, vorzüglich zwei Männer aus, und zwar: Mac-Lean, der Häuptling, größer als die Übrigen, braun von Farbe, eine Adlerfeder auf der Mütze, Köcher und Breitschwert an der Seite, und den Eibenbogen in der Linken, der Andere, ein Landmann aus Scalladale Namens Murdoch, den fast riesenhaften Körper nur in ein einziges Stück Zeug von geschorener Wolle gehüllt, und die Füße mit jenen aus unzubereiteter Rehhaut verfertigten Schuhen bedeckt, von welchen die Schotten den bekannten Namen Rothbeine erhielten.

Als ein kluger Jäger hatte Mac-Lean alle Schluchten und Auswege, sowohl nach dem Loch Seresden als nach dem Meere zu, mit seinen Bauern besetzt, damit das Rothwild nicht durchbrechen könne, welches er selbst mit seinen Bogenschützen aufstöberte.

Die Sonne stand bereits hoch am Himmel und schon hatten sie eine ziemliche Anzahl Rehe und Hasen erlegt, als die Bluthunde einen prachtvollen Vierzehnender aufjagten, welchen sofort Mac-Lean sammt der ganzen Meute, mit aller Leidenschaft eines Jägers, verfolgte.

Vergebens suchte der Hirsch mit ängstlichen Blicken nach einem Auswege, überall scheuchten ihn die Knüttel und Sperre der Bauern oder ihr schreckliches Hallo wieder zurück.

In Todesängsten sieh er nun nach einer engen einsamen Felsschlucht, welche Murdoch bewachte.

Murdoch sah den Hirsch kommen und sperrte ihm entschlossen den Weg; allein das zum Tode gehetzte Thier, das keinen andern Ausweg mehr wußte, ließ sich nicht mehr zurückschrecken, stürzte sich mit vorgehaltenem Geweih auf den Hochländer, warf ihn zu Boden und entfloh, über ihn hinwegsetzend, in das Gebirge.

Noch hatte sich der Hochländer nicht von der Erde erhoben, als auch schon Mac-Lean mit den Hunden und den übrigen Jägern herbeistürzte.

„Wo ist der Hirsch?“ schnaubte er mit zornfunkelnden Blicken.

„Herr,“ erwiederte Murdoch, „er ist entflohen.“

„Und das wagst Du mir in das Gesicht zu sagen?“

„Verzeiht,“ antwortete Murdoch; „ich sperrte ihm den Weg so gut ich konnte, allein das auf den Tod gehetzte Thier warf mich zu Boden, und setzte über mich hinweg.“

„Du bist eine Memme, und nicht werth in meinem Clan zu leben,“ rief Mac-Lean, und riß das breite Schwert von der Seite, aber eine Hand hielt in diesem Momente seinen Arm zurück, welcher sich bereits zum wüthenden Hiebe nach Murdoch erhoben hatte.

Außer sich vor Wuth, wendete sich Mac-Lean nach dem Frechen um, der es wagte ihn in der Züchtigung seines Vasallen zu hindern, es war Ellen,

ſeine in Jugend und Liebreiz blühende Gattin, berühmt auf der ganzen Inſel ihrer langen blonden Haare und ihrer blauen Augen wegen, welche, ihr dreijähriges Söhnlein auf dem Arme, mit noch einer Dienerin, dem Jagdzuge gefolgt war.

„Mac-Lean," ſprach Ellen zu ihrem Gatten, „laß Dich durch Deinen Zorn zu keiner Ungerechtigkeit hinreißen, Murdoch iſt ein wackerer muthvoller Gael, und gewiß iſt der Hirſch ohne ſein Verſchulden durchgedrungen."

„Schweig" rief Lean, über deſſen Zorn jetzt zum erſten Mal das liebliche Antlitz Ellens ſeine Macht verloren hatte, und denſelben nicht zu beſänftigen vermochte. „Ihr Weiber verſteht nichts von der Ehre und der Beſchimpfung eines Clans, aber bei meinem Arm," fuhr er fort, einen vernichtenden Blick auf Murdoch werfend, „Du hatteſt recht, daß Du mich abhieltest mein Schwert mit dem Blute eines Feigen zu beſchmutzen. Für dieſen da gehört kein Schwert, für ihn gehört nur bloß die Ruthe."

„Herr!" rief Murdoch, deſſen Wangen bei dieſen Worten bleich wie Schnee wurden.

„Hellahe!" rief Mac-Lean: „herbei ihr Männer meines Clans! Robin ſtoß in das Hüfthorn, daß ſie ſich alle verſammeln und ſehen, wie ihr Chief tein einen Feigen beſtraft."

„Mac-Lean!" rief Murdoch außer ſich, während die langgezogenen Töne des Harſthorns die Öde durchhallten. „Ich bin Gatte und Vater zweier Kinder, beſtrafe mich wenn Du mich einer Strafe

ſchuldig hältſt, doch beſchimpfe mich nicht mit der Züchtigung eines Diebes."

„Reißt ihm den Plaid vom Leibe, und bindet ihn!" herrſchte der unverſöhnliche Gebieter den herbeieilenden Jägern zu, Ihr Andern brecht dort Ruthen."

Und alſogleich fielen die Clansleute über Murdoch her, rieſſen ihm ſeine Bekleidung bis auf den Gilt vom Leibe, und ſchnürten ihm mit ſeinem Gürtel die Hände zuſammen.

„Nun geißelt ihn!" befahl Mac-Lean.

„Mac-Lean!" Rief Murdoch in Verzweiflung, „ich beſchwöre Dich bei dem Grabhügel Deiner Mutter, gehe nicht zu weit."

„Mein Gatte," flehte Ellen mit hervorbrechenden Thränen. Aber Mac-Lean war für alle Bitten taub, und gebeth an ſeinem Vaſallen zu thun wie er befohlen hatte.

Ein Schrei des tiefſten Schmerzes, welcher Alle, nur nicht Mac-Lean erſchütterte, entrang ſich der Kehle des unglücklichen Bergſchetten, als die erſten Ruthenhiebe über ſeine nackten Schultern hinſauſten. Hierauf aber ſtand er regles und ſtumm wie eine Bildſäule, und erlitt die Züchtigung ohne auch nur mit einer Miene, mit einem Laut weiter ein Zeichen ſeines Schmerzes zu geben.

Schon rieſelte das Blut über ſeinen Rücken hinab, aber noch nicht befriedigt durch die grauſame Beſtrafung, rief Lean zu ſeinen Leuten: „Stärker! ſtärker!"

Und heftiger ſauſten die Ruthenſtreiche, und heißer ſtrömte das Blut des Gepeitſchten. Da aber

konnte Ellen, welche sich gleich zu Anfang des grauenvollen Schauspieles mit ihrem Kinde und der Dienerin entfernt hatte, um das Schreckliche nicht zu sehen, nicht länger an sich halten. Von einer inneren, unnennbaren Beklemmung erfaßt, welche ihr beinahe den Athem raubte, eilte sie zu Mac-Lean, warf sich vor ihm nieder, und rief mit ihren Händen seine Knie umschlingend: „Mac-Lean, es ist genug, verzeihe!"

Da gab Mac-Lean, dessen Zorn sich mittlerweile auch gemildert hatte, das Zeichen mit der Züchtigung aufzuhören. Die Krieger befolgten sogleich diesen Befehl, warfen die zerspälten Ruthen weg, und lösten Murdochs Bande.

Mit gesenktem Haupte, das Auge zur Erde geschlagen, näherte sich der mißhandelte Hochländer langsamen Schrittes seinem Herrn, um ihm nach Sitte der Bergschotten knieend für seine Strafe zu danken.

Kaum noch einige Schritte von Mac-Lean entfernt, ersah jedoch der innerlich nur nach Rache lechzende Murdoch seinen Vortheil, sprang mit der jenen Bergbewohnern eigenen Behendigkeit auf Ellen zu, riß ihr das schlafende Kind aus den Armen und entfloh.

Wie von einem Zauberschlage gelähmt, starrte Alles dem Schrecklichen nach, unvermögend ihn mit etwas Anderem, als mit dem Auge zu verfolgen. Schon aber hatte sich dieser auf eines jener senkrecht empor-

ragenden Baſaltſtücke geſchwungen, ſprang mit der Kühnheit eines Wahnſinnigen über einen Raum von dreizehn Fuß auf den höher liegenden Nachbarfels, und ſchwang ſich mit Blitzesſchnelle immer höher und höher, bis er den weit in das Meer hineinragenden Gipfel jener Felſenmaſſen erreicht hatte.

Hier, vor den Pfeilen der Bogenſchützen geſichert, ſtand er ſtille, und hielt das Kind in die Luft hinaus über das Meer, und rief: — „Mac-Lean, Du haſt meine Ehre beſchimpft für immer, ſieh nun wie ſich Murdoch rächt!“

„Halt ein!“ rief Mac-Lean, die ohnmächtig hingeſunkene Ellen in ſeinen Armen haltend. „Halte ein! Ich geſtehe, daß ich zu weit gegangen, ich will wieder gut machen, was ich an Dir verſchuldet, nur gib mir mein Kind zurück.“

„Dein Kind?“ fragte Murdoch lachend, ſich an den fürchterlichen Qualen des Vaterherzens weidend. „Wohl!“ rief er nach einer Pauſe der Überlegung, „Du ſollſt es wieder bekommen, doch nur unter Einer Bedingung.“

„Alles, Alles ſei Dir bewilligt was Du begehrſt,“ rief Mac-Lean.

„Wohlan,“ ſprach Murdoch, immer noch das weinende Kind über die Fluten haltend, „ſo thue genau wie ich Dir ſage, ſonſt fliegt ſchon in der nächſten Minute das Kind in die Flut.“

„Befiehl,“ ſtöhnte Lean.

„Entkleide Dich!“

„Wie?“ stammelte der Häuptling todtenbleich.

„Entkleide Dich, sage ich,“ rief der grimmige Schotte, und Mac-Lean ließ seine Gattin in die Hände seines Handsmanns gleiten, und riß den gewürfelten Plaid von der Schulter.

„Jetzt geißelt ihn, wie Ihr mich gegeißelt,“ befahl Murdoch den Lehensleuten.

Alles wich entsetzt zurück, Lean hielt sich nur mühsam an einem Felsen aufrecht.

„Mac-Lean, blicke auf,“ rief Murdoch nach einer kleinen Pause, und erhob das Kind zum fürchterlichen Wurfe.

„Halt, halt!“ schrie Lean in seiner höchsten Angst: „herbei und schlagt mich, wie Ihr ihn geschlagen. Gerne will ich alle Qual, alle Beschimpfung erdulden, um mein Kind zu retten.“

Hohnlächelnd blickte der entsetzliche Schotte nieder, und schien sich an jedem Streiche zu laben, der des Häuptlings Rücken zerfleischte.

Schon rieselte das Blut über denselben, aber Murdoch rief wie früher Mac-Lean: „Stärker, stärker!“

„Stärker!“ flehte Lean, seine Peiniger ermahnend.

Und heftiger fielen die Hiebe; endlich erlag der von Todesangst Gefolterte seiner Qual und stürzte zu

Boden. Die Lehensleute warfen ihre Marterwerkzeuge weg.

„Nun gib mir mein Kind!“ rief Mac-Lean mit matter Stimme, „und ziehe versöhnt von hinnen.“

„Sieh da,“ antwortete Murdoch, finster und stolz auf den Häuptling hinunter blickend, „nun sind wir Beide beschimpft und ehrlos, ich wie Du, für alle Zeiten. Wer aber ehrloser, ob Murdoch oder Mac-Lean, das wird die Folge lehren. Ich weiß mich zu rächen, und weiß zu sterben wie ein Gael, lebe Du als eine gepeitsche Memme!“

Nach diesen Worten eilte er zum Rande des Felsenvorsprunges, und hob das Kind hoch in die Luft, ein schneidender Laut des Entsetzens erschell aus Aller Mund und rieß sogar Ellen aus ihrer Ohnmacht. Sie schlug die Augen auf, aber nur um zu sehen, wie Murdoch sich mit ihrem Kinde von dem Felsen ins Meer hinunterstürzte, das schäumend über seinen Opfern zusammenschlug.

Mit einem Schrei, den letzten, den sie ausstieß, sank die unglückliche Mutter in die Arme der Dienerin zurück, wie todt stürzte ihr Gatte an ihrer Seite zur Erde.

Ellen erwachte zu ihrem Glücke nicht wieder aus ihrer Ohnmacht, Mac-Lean aber hatte, als er wieder zu sich kam, seinen Verstand verloren, und mußte als ein Rasender in Ketten gelegt werden.

Jener Felsen aber, von welchem sich Murdoch mit dem Kinde in das Meer stürzte, wird noch heut zu Tage, wie uns Reisende berichten, nach jenem fürchterlichen Ereignisse, the Murdochstone of Mull (der Murdochstein auf Mull), genannt.

Die

Granitſäulen auf der Piazetta zu Venedig.

Lombardiſche Sage.

Venedigs Löwen, ſonſt Venedigs Menge,
Mit eh'rnen Flügeln ſehen wir ihn ragen
Auf ſeiner koloſſalischen Kolonne.

A. von Platen.

Im Jahre 1192 wurden von Domenico Michielli zwei wunderbare coloſſale Säulen von den euganeiſchen Hügeln nach Venedig gebracht, welche auf der Piazetta, oder dem ſogenannten Broglio, dem damaligen Verſammlungsorte des venezianiſchen Adels, als Trophäen aufgeſtellt werden ſollten.

Dieſe Säulen waren von orientaliſchem Granit, und aus Einem Stücke gehauen, und jede von ihnen hatte nach der Schätzung ein Gewicht von 100,000 venezianiſchen Pfunden.

Es ſchien aber, als ob ein eigenes feindliches Geſchick über dieſen beiden Säulen waltete, denn als dieſelben ausgeſchifft wurden, fiel eine von ihnen in das Meer und verſank im Schlamme, und nachdem dieſer Verluſt in der Friſt von mehreren Jahren durch eine andere nachgebildete erſetzt wurde, fand ſich

in der Furcht eines neuen Unfalles Niemand, der sich herbeiließ die Aufrichtung der ungeheuren Massen zu übernehmen.

Eine geraume Zeit lagen sie bereits auf dem Trachitpflaster der Piazetta von den Neugierigen begafft, und schon begannen die Gondoliere sie zu dem Ziele ihrer Witze und ihrer Spottlieder zu wählen.

Kurz vorher wurde Heinrich Dandolo, der früher bei dem treulosen Manuel den schwierigen Posten eines Botschafters bekleidete und dem dieser, in einem Anfalle von barbarischer Rohheit die Augen ausstechen ließ, trotz seiner Blindheit zum Dogen von Venedig erwählt, da der frühere Doge, Malapiero, seine Würde niedergelegt hatte.

Dandolo, welcher Venedigs Namen zu dem höchsten Gipfel des Ruhmes erhob, wünschte selbst, daß die Säulen auf dem benannten Platze errichtet würden und berief deßhalb mehrere Kunsterfahrene, aber jeder derselben wußte den Antrag unter irgend einem Vorwande von sich abzulehnen.

Endlich erschien ein Mechanikus, Namens Nicolo Barathiere, vor dem Dogen, welcher diesem versprach, die Errichtung der beiden Säulen über sich zu nehmen.

„Und was begehrt ihr dafür zum Lohne?“ befragte ihn der weise Doge.

„Ich wünschte nur die Gewährung einer einzigen Bitte,“ erwiederte Nicolo.

„Und diese ist?“

„Daß der hochweiſe Senat mir erlaube, ſo lange ich lebe des Nachts zwiſchen jenen beiden Säulen eine Spielbude zu errichten.“

„Das ſoll Euch gewährt und ſchriftlich zugeſichert werden, ſobald Ihr das Werk zu Stande gebracht,“ erwiederte der Doge und entließ hierauf den beſcheidenen Mechaniker, nachdem er ihm nochmals aufgetheilen hatte, eheſtens an ſein Werk zu ſchreiten.

Es währte wenige Tage als die ganze Piazetta, und der daranſtoßende Markusplatz, mit Menſchen von allen Ständen und Claſſen überfüllt war, denn Barathiere hatte bereits ein Fundament und ein tüchtiges Fußgeſtelle für die Säulen errichtet, und verſuchte es nun, dieſe mittelſt ſtarker Ankerthaue, künſtlich angewendeter Züge und Hebel, zu erheben.

Mit ängſtlicher Beſorgniß und banger Ungeduld ſahen die Venezianer dem gewagten Unternehmen zu, als aber endlich der geflügelte Löwe des Markus, welcher den Gipfel der einen und Sct. Theodore, der Schutzpatron Dalmatiens, der den Gipfel der andern Säule ſchmückte, ſich immer mehr und mehr in die Lüfte erhoben, und endlich, vom hellen Sonnenſtrahle umglänzt, von den vollends errichteten Säulen auf ſie herabblickten, da erhob ſich unter ihnen ein Jubelgeſchrei, welches nicht enden wollte.

Der Held des Tages, welchen ſowohl der Nobile als der Barkarole im Munde führte, war der Errichter der Griechenſäulen, Nicole Barathiere.

Tags darauf erhielt Nicole nebſt einer ſchmeichelhaften Dankſagung des Senates, ſeinem Wunſche

gemäß die dokumentirte Bewilligung, eine Spielbude zwischen den beiden Säulen errichten zu dürfen.

Nicht lange, so erblickten die zahlreichen Besucher des Markusplatzes, auch wirklich eine kleine Bude auf der Piazetta, in welcher sich Nicolo Parathiere befand, die Neugierigen zu einem neuen Spiele einladend.

Es war eines jener verderblichen Hazard- oder Glücksspiele, welche sich nach der Hand fast über ganz Europa verbreiteten, und eine nicht zu berechnende Zahl Unglücklicher der Verzweiflung und dem Elende überlieferten.

Der schlaue Nicolo hatte seinen Entzweck vollkommen erreicht, und sah zu seinem nicht geringen Vergnügen, bald die edelsten und reichsten Venezianer sich in seiner Bude versammeln, um ihre Dukati oder Piaster aus ihrer Tasche in die seine wandern zu lassen.

So hatte er es bereits einige Monate getrieben, und sich schon ein nicht unbedeutendes Vermögen gesammelt, aber auch alle die Flüche jener Verzweifelnden auf seine Seele geladen, welche der Verlust am grünen Tische zum Selbstmorde oder zu ähnlichen Verbrechen gebracht hatte.

Der weise Dandolo erkannte nun erst, zu seiner tiefen Betrübniß, wie sehr ihn der falsche Nicolo Parathiere, welcher es nur auf Geldgewinn abgesehen hatte, mit seiner Bitte überlistet habe, und welch schlimme Folgen aus der Bewilligung derselben entsprangen, und noch entspringen würden.

Zugleich aber ſah er die Unmöglichkeit ein, die ihm einmal ertheilte Erlaubniß, welche er ſich als Ehrenſold bedungen, zurückzunehmen, und dennoch durfte er dieſen öffentlichen Mißbrauch derſelben nicht länger fortwähren laſſen, wollte er nicht die Edelſten der Venezianer, welche ſich mit einer Art leidenſchaftlicher Wuth zu Nicolos Spielen drängten, in ihr offenbares Verderben rennen, die größten Häuſer Venedigs in Bälde zu Grunde gehen laſſen.

Schon hatte er im hohen Rathe den Stand der Sache vorgetragen, und denſelben gebeten auf einen Ausweg zu denken, wie ihr zu ſteuern wäre, ohne daß die einmal gegebene Zuſage von Seite des Senats gebrochen würde, aber keiner von den Senatoren vermochte ein Mittel, nach dem Wunſche Dandolo's, ausfindig zu machen.

In tiefer Betrübniß, über dieſe fluchwürdige Saat des Böſen nachdenkend, ſaß der augenloſe Greis einſt zur Nacht in ſeinem Gemache im Markuspalaſte, als ein Senator mit einem Todesurtheile zu ihm trat, damit er nach herkömmlicher Sitte demſelben das Zeichen ſeiner Zuſtimmung aufdrücke.

„Wer iſt der Verurtheilte?“ fragte der Doge.

„Ein verworfener Nichtswürdiger,“ erwiederte der Senator, „ein Bandit, welchen die argliſtigen Paduaner zu uns geſendet, und der bereits drei Meuchelmorde vollbracht, und zwei Ciſternen vergiftet hat.“

„Dann iſt er reif zum Henkerbeile,“ ſagte Dandolo. „Reicht mir das Urtheil des Senats.“

Schon wollte sich der Abgeschickte mit demselben wieder entfernen, als es plötzlich dem Dogen wie ein Blitzstrahl durch das Gehirn fuhr: „Halt, halt!“ rief er: „die Piazetta ist gerettet, kein Venezianer wird sich mehr zu Nicolos Spielen drängen!“

Der Senator blickte verwundert auf den aufgeregten Greis, dessen sonst so ernste Miene eine ungewöhnliche Heiterkeit angenommen hatte, ohne jedoch den Sinn seiner Worte zu begreifen, aber dieser gebeth, sogleich den hohen Rath zu versammeln, da er demselben noch etwas mitzutheilen habe, bevor jener Missethäter hingerichtet würde.

Der nächste Morgen vergoldete bereits die Thürme Venedigs mit seinem Schimmer, als, zu nicht geringem Erstaunen der Bewohner dieser Inselstadt, auf der Piazetta zwischen den beiden Granitsäulen sonderbare Verrichtungen getroffen wurden.

Sie sahen einen rohen Holzblock hinbringen, und um denselben von Soldaten einen Kreis schließen, worüber sie sich nicht genug wundern konnten.

Herch, da wimmerte die Campagna d'agonia auf dem Markusthurme, und es kam eine Abtheilung Sbirren aus dem Staatsgefängnisse angerückt, in deren Mitte ein Mensch, von wüstem und verwegenem Aussehen, mit auf den Rücken gebundenen Händen, einherschritt, dem der Scharfrichter von Venedig mit Mantel und Schwert folgte.

Jetzt hatte der Zug die Säulen erreicht. Ein Beamter der Signoria verkündete hierauf dem Volke, daß der gegenwärtige Verbrecher, mehrerer Meuchel-

morde und Brunnenvergiftungen wegen vom Senate zum Tode verurtheilt werden, und nach dem hohen Beſchluſſe desſelben, ſeine Strafe auf dem Platze zwiſchen den beiden griechiſchen Säulen zu erleiden habe.

Wenige Augenblicke, und das Blut des Banditen färbte die weiſſen und ſchwarzen Marmorplatten der Piazetta.

Wie im Fluge verbreitete ſich die Kunde dieſer Hinrichtung in der Inſelſtadt und war bereits allbekannt, als Nicolo des Abends an jener Stelle wieder ſeine Spielbude aufſchlug.

Wie ſehr erſtaunte er aber, als auch nicht ein einziger Venezianer ſich derſelben näherte. Vergebens lud er die Vorübergehenden mit den lockendſten Worten ein, jeder entfernte ſich von ihm mit Zeichen des Abſcheues und wollte nichts von ſeinen Spielen wiſſen.

Dandolo hatte Liſt mit Liſt vergolten und ſich nicht verrechnet, als er durch die ſeinige den Verführungen Nicolos ein Ziel zu ſetzen dachte. Die Stelle wurde durch die Hinrichtung des Bravo, dem Geiſte jener Zeit zu Folge für ehrlos gehalten, und keiner, der ſeine eigene Ehre nicht brandmarken wollte, durfte ſie betreten.

Noch einige Abende ſchlug Nicolo ſeine Spielbude auf, aber immer mit dem gleichen Erfolge.

Voll Grimm auf Dandolo, deſſen Schlauheit ſeiner ergiebigen Ernte einen Damm für immer geſetzt hatte, verließ er kurz darauf Venedig, um nach

ähnlichen Umtrieben, sein wüstes Leben in einem Kerker Roms zu beschließen.

Der Platz zwischen den Granitsäulen aber blieb von dieser Zeit an, die Hinrichtungsstätte der Venezianer und wurde, als selbst schon Venedig seine Republik untergehen gesehen hatte, noch wie vor für ehrlos gehalten.

Jeder hohe Gast, der nach der Meeresstadt kam, wurde daher, wenn er auf die Piazetta gelangte, um die beiden Säulen herumgeführt, jeder feierliche Zug umging dieselben, als eine Stelle des Abscheu's. —

Anmerkung. Erst im Jahre 1838 erhielt dieser Platz seine frühere Unbescholtenheit wieder, da am 8. October d. J. Se. Majestät, Kaiser Ferdinand, von Österreich, von seiner Krönung in Mailand zurückkehrend, denselben betrat, um die prachtvolle Beleuchtung, welche Venedig zur Begrüßung seines hohen Gastes veranstaltet hatte, in Augenschein zu nehmen.

Frau Holle und ihre Katzen.

Heſſiſche Sage.

Sieh welch ein zierliches Geſchlecht,
Das iſt die Magd, das iſt der Knecht.

Göthe.

Es war ein heißer Sommertag, die Sonne ſendete ihre glühenden Pfeile ſenkrecht auf die nach Regen lechzende Erde, als fünf wegesmüde Wanderer am Abhange des Meisnerberges ausruhten, welcher ſieben Stunden von Caſſel, ſein Haupt bei 2181 Fuß über die Meeresfläche erhebt.

Es war ein Landmann aus Reichenbach, mit ſeinem Weibe und ſeinen drei Kindern, einem Mädchen von eilf, und zweien Knaben zwiſchen fünf und ſieben Jahren.

Der Alte hatte Bündel und Stecken hingeworfen und ſich auf den dürren Grasboden geſtreckt, über welchen eine rieſige Buche, an deren bemooſten Stamm ſein Eheweib und die Kinder Platz genommen, ihren kühlenden wohlthätigen Schatten breitete.

„Uf!“ rief Germar, ſo nannte ſich der Alte, indem er ſich den [illegible]römenden Schweiß von der Stirne wiſchte, „das iſt ein ſaurer Weg.“

„Ja wohl," fügte sein Weib hinzu, „und doppelt sauer, da das Ziel desselben uns noch unbekannt ist."

„Nah, sorge Dich nicht Gertraud," erwiederte Germar, „hat uns auch der geldgierige, boshafte Amtmann unverschuldeter Weise von Haus und Hof gejagt, so werden wir doch irgendwo anders eine Zufluchtsstätte finden. Leute, die keine Arbeit scheuen, kriegen überall Brot. Vor allem Andern müssen wir jetzt suchen Haussen zu erreichen."

„Ach und was dann," seufzte Gertraud.

„Was dann? — nun, dann überlassen wir das Andere dem lieben Herrgott und der Frau Holle, die auf dem alten Meisner hausen soll;" fuhr Germar scherzend fort, ohne zu bemerken, daß ihm in diesem Augenblicke ein uraltes verkrümmtes Mütterchen ganz nahe gekommen war.

„Von Frau Holle sprecht Ihr?" fragte dieses; „ei die wird Euch auch nicht viel helfen."

„Meinst Du Alte?" erwiederte Germar.

„Ja wohl," sagte diese, „es gehen wohl viel gute Sagen in Hessen herum von Frau Holle, aber noch viel mehr der schlimmen. Sie soll den Spinnerinen zur nächtlichen Weile das Garn verwirren und den Flachs anzünden."

„Ja" erwiederte Germar, „denen, die lieber faullenzen als spinnen wollen."

„Sie soll den Dirnen die Bettdecke vom Leibe ziehen, und sie nackend auf das Steinpflaster legen."

„Ganz recht," verſetzte Germar, „wenn ſie nicht früh genug aufſtehen mögen zur Arbeit."

„Nehmt Euch in Acht," nahm hierauf die Alte, mit leiſerer Stimme das Wort: „Sie ſoll auch die Kinder in Wechſelbälge verwandeln."

„Die Böſen, ja ſo ſagt man, die Frommen aber macht ſie zu Glückskindern, darum haben wir nichts von ihr zu fürchten."

„Ihr habt einen feſten Glauben auf die Bergfrau," ſprach hierauf die Alte, „aber Ihr werdet ſehen, daß er an ihr zu Schanden werden wird. Nun meinethalben, thut was Euch beliebt, ich habe es gut mit Euch gemeint und Euch gewarnt."

„Darum danken wir Euch auch für Eure gute Meinung," ſagte Germar, „und wollen Euch eine kleine Wegzehrung nicht verſagen."

„Aber bedenke doch," rief Gertraud, als ſie Germar ſeinen mageren Geldbeutel aus der Taſche ziehen und denſelben öffnen ſah.

„Ei, was iſt da zu bedenken," entgegnete Germar, „ein Pfennig mehr oder weniger macht uns nicht unglücklich und die Alte ſcheint, ihrem Äußeren nach, ſeiner wohl zu bedürfen."

„Ach ja wohl," verſetzte das Mütterchen und nahm die dargereichte Münze. „Danke, danke viel tauſend Mal für Eure Gabe, möge Euch der Himmel Eure Mildthätigkeit belohnen." Nach dieſen Worten knixte und nickte ſie noch mehrere Male mit freundlich grinſendem Geſichte, und verſchwand ſodann hinter dem Gebüſche.

„Und nun laßt uns unsere Wanderung wieder fortsetzen," sagte Germar, „wir haben jetzt ausgeruht genug, und noch einen hübschen Weg bis nach Hausen zu machen."

Auf diese Ermahnung erhob sich die ganze Familie, und setzte ihren Weg durch das wilde und unwegsame Gebirge fort.

Die düsteren Schatten, welche das Zweiggeflechte über ihren Häuptern verbreitete, bot ihnen eine angenehme Erquickung, nur bereute Germar die alte Bettlerin nicht um den nächsten Weg nach Hausen befragt zu haben, da es aber nicht geschehen war, so setzten sie ihre Pilgerfahrt auf das gerade Wohl fort.

Sie mochten bereits mehrere Stunden durch die Wildniß gewandert sein, als Germar bemerkte, daß sie wirklich irre gegangen, und darüber nicht wenig bekümmert wurde. Er nahm die beiden Knaben auf die Arme und ermahnte sein Weib und sein Töchterlein, rüstiger vorwärts zu schreiten.

Aber immer dichter und dichter wurde die Waldwüste um sie her, und immer dunkler und dunkler die Schatten der Bäume, deren Blätter im frischen Abendwinde zu rauschen begannen.

Ach da entschwand Germar alle Hoffnung und schon gedachte er, die Nacht mit den Seinen im Walde zubringen zu müssen.

Plötzlich aber rauschte es im Gebüsche, und zwei leuchtende Augen funkelten auf Germar aus dem Dunkel.

Es waren die Augen einer ſchwarzen Katze, welche ſich gleich darauf zu ihm geſellte.

„Ei ſieh doch das hübſche Thier —“ ſagte Germar, „wie mag ſich nur die Katze in den Wald hieher verloren haben?“

„Wenn es nur auch eine wirkliche Katze iſt,“ meinte Gertraud, „und nicht —“

„Und nicht eine Waldhexe,“ ergänzte ihr Mann, „ei laß Dir doch ſo etwas nicht träumen. Sieh nur, wie ſie ihr ſeidenes Hälschen an meinem Fuße reibt, und ſo zutraulich ſchnurrt und kellert. Gewiß iſt hier irgend eine Hütte in der Nähe, wohin ſie gehört.“

„Ach, wenn es doch ſo wäre,“ ſprach Gertraud, „ich kann faſt nicht mehr weiter.“

„Und ich auch nicht,“ ſecundirte ihr weinendes Töchterlein.

Aber ſchon lief die Katze vor den Verirrten her, ſah ſich nach ihnen um, kehrte ſodann zurück, als wollte ſie die Zögernden ermahnen ihr zu folgen, und lief wieder voraus.

Germar und ſeine Familie hatten keine andere Wahl, als ihrer ſeltſamen Leiterin zu folgen.

Sie mochten aber kaum noch einige hundert Schritte fortgegangen ſein, als Germar laut aufjubelte, denn aus dem finſteren Gebüſche ſchimmerte ihm plötzlich das Licht eines Fenſters entgegen.

„Die Katze hat uns nicht angeführt,“ rief Germar freudig aus. „Hier iſt eine Wohnung, hier finden wir auch Aufnahme; laßt uns nur ſchnell darauf losſteuern.“

Bald hatten sie das einsame Häuschen erreicht, auf welches die schwarze Katze sogleich losſprang, und heftig zu schreien und zu miauen begann.

Die Thüre that sich auf, und eine junge bildschöne Frau mit bleichem Antlitze stand vor ihnen, eine Ampel in der Hand.

„Ihr habt Euch gewiß im Walde verirrt," redete diese die Wanderer mit wohltönender Stimme an. „Nun tretet nur herein, Ihr sollt hier Nachtimbiß und Unterkunft finden."

Mit vielen Dankſagungen folgte Germar mit den Seinen dieſer Einladung, und trat in die geräumige Wohnstube, welche einfach, aber höchſt zweckmäßig eingerichtet war. Nur konnten ſie ſich nicht genug über die vielen Katzen und Kätzchen wundern, von denen die Hausbeſitzerin eine ganz beſondere Freundin zu ſein ſchien, denn überall ſprangen und kletterten dieſe muthwilligen Thiere umher und trieben ſich ſpielend und balgend durch die Stube.

Die wackere Hausfrau aber war indeſſen nicht müßig geblieben, und hatte bereits auf dem Herde ein luſtiges Feuer angefacht, auch zwei groſſe Bahren mit ſaurer Milch und Butter, und fettaugigem Käſe herbeigebracht, welches ſie alles ihren Gäſten nebſt dem Hirſebrei, den ſie ihnen ſelbſt bereitete, zum Nachtmahle verſetzte.

Germar und die Seinen lieſſen ſich's auf das Beſte ſchmecken, und hatten ſich lange nicht ſo fröhlich und wohlgemuth gefühlt als jetzt, unter dem Dache ihrer gaſtlichen Wirthin.

Als sie ihr Nachtmahl verzehrt hatten, führte sie die Frau in eine kleinere Stube, in welcher fünf reinliche Schlafstellen, als wie eigens für sie bestellt, bereit standen, und ermahnte sie nun, ihrer Ruhe zu pflegen.

Die überglücklichen Wanderer dankten noch vielmahls ihrer Wohlthäterin und überliessen sich bald einem wohlthuenden Schlummer.

Die Morgensonne strahlte bereits zum Fenster ihres Gemaches hinein, als sie sich ihren Pfühlen entwanden, um ihre Wanderung wieder fortzusetzen, aber schon auch nahte die freundliche Wirthin mit dem Morgenbrote.

Als sie dieses zu sich genommen, und sie den Kindern noch die Säcke mit rothwangigten Äpfeln vollgestopft hatte, fragte sie Germar: „Nun sagt mir wohin Ihr zu wandern gesonnen seid, damit ich Euch Auskunft ertheile, und Ihr Euch nicht wieder verirret in dem großen Walde, denn nicht überall dürftet Ihr eine gleiche Aufnahme finden wie heute Nacht."

„Wir wollen nach Haussen," sagte Germar, „in der Hoffnung, dort Unterkunft und Arbeit zu finden."

„Da habt Ihr noch einen weiten Weg zu machen," erwiederte die Frau, und es wird am besten sein, wenn ich Euch einen Wegweiser mitgebe." Nach diesen Worten schellte sie mit einer Glocke, und rief in die Küche hinaus: „Kiezchen, Miezchen, Kiezchen, schnell herein!" und alsobald erschien eine roth und schwarz getigerte Katze unter der Thür.

„Geh sogleich mit diesen Leuten," sprach sie zu der Katze, welche ihre Herrin mit klugen Augen anblickte, „und führe sie den nächsten Weg nach Haussen." —„Folgt

nur der Katze," fuhr sie zu Germar gewendet fort, „sie wird euch schon den rechten Weg geleiten. Auch könnt Ihr sie als ein Angedenken an mich behalten. Ihr seht, ich habe der Katzen genug, welche mir die häßlichen Mäuse vertreiben, von denen dieser Berg seinen Nahmen erhielt."

„Ach wie können wir Euch für alles danken, was Ihr" — sagte Germar.

„Spart Euren Dank," erwiederte die Frau, „es freut mich, gute Menschen unterstützen zu können. Doch lebet wohl; meine vierbeinigen Hausgenossen und Genossinnen haben heute ihr Morgenbrot noch nicht erhalten, und rufen schon darnach;" und wirklich erhob sich auch ein lautes Katzengeschrei und Geschnurre in der Nebenstube, in welche sich die Hausfrau eiligst verfügte.

Germar und die Seinen verließen hierauf das Haus, und folgten der Tigerkatze, welche schon eine kleine Strecke vorausgegangen war, und sich nach ihnen umsah.

Lustig lief nun das leichte Thier vor ihnen her, und ergötzte durch hundert possierliche Kreuz- und Quersprünge Germar's Kinder, die mit ihrem neuen Gesellschafter bald gute Kameradschaft gemacht hatten, über die Maßen, so daß sie einmal über das andere Mal laut auflachten.

So mochten sie bereits mehrere Stunden fortgewandert sein, als die Katze mit einem Male müde zu werden schien, und langsamer vor ihnen herging. Ja als sie in die Gegend des Haselbaches gekommen, ward sie so

ganz und gar ermattet, daß sie sich die Quere hin über den Weg legte, und wie leblos liegen blieb.

Die Kinder fingen laut zu weinen an, da sie meinten, das liebe Thier wolle sterben, selbst Germar, der um die Katze besorgt wurde, trat zu ihr und wollte sie eine Strecke tragen, aber er fand sie so schwer, daß er sie kaum erheben konnte.

Als er sie aber kräftiger erfaßte, sah er, daß die Katze steif und todt, ja nach näherer Besichtigung fand er sogar, daß es nicht einmal eine wirkliche Katze, sondern ein getrockneter Katzenbalg sei, der an Hals und Bauch mit Nesteln und Riemen zusammengebunden war.

Voll Erstaunen über diese seltsame Entdeckung, löste Germar die Nesteln und — o Himmel, der ganze Katzenbalg war mit eitel Gold und Silber vollgefüllt.

Da sank Germar und sein Weib auf die Knie nieder, und beide dankten mit Thränen im Auge ihrer großmüthigen Wohlthäterin, in welcher sie jetzt nur zu gut die Bergfrau vom Meisner, die berühmte Frau Holle erkannten, welche sie wohl früher in der Gestalt des alten Mütterchens auf die Probe gestellt haben mochte.

Als aber ihr erster Freudenrausch verflogen war, verschlossen sie das Geschenk ihrer Wohlthäterin wieder in den Katzenbalg, und eilten fröhlichen Herzens und Gemüthes nach Haussen, von dessen Kirchthurmsspitze ihnen der Hahn wie ein Glück verheißender Prophet über die Baumwipfel entgegenblitzte.

Noch wenigen Tagen schon kaufte Germar in Haussen ein reinliches freundlichgelegenes Bauerngehöfte sammt Ackerland an sich, und lebte in diesem mit den Seinen noch lange ein ruhiges und zufriedenes Leben, als dessen Stifterin noch Germars Enkel die wohlthätige Frau Holle mit gerührtem Herzen verehrten.

Die Banditenfamilie *).

Neapolitaniſche Sage.

Jetzt klirren die Gewehre ihm entgegen,
Er ſteht's, und wendet ſich zur raſchen Flucht;
Doch ſie verfolgen ihn auf ſeinen Wegen.

Dreyer Manfred

Einige Miglien von Neapel gelangt man zu einem Hügel, der mäßig erhöht, aber dicht mit Strauch- und Buchholz überwachſen iſt, welches ihm von ferne das Anſehen eines Waldes verleiht.

Beinahe im Mittelpunkte dieſes Hügels befindet ſich eine ſehr tiefe und geräumige Höhle, deren Ausgang vom Geſträuche verdeckt, kaum ſo breit iſt, daß ein Menſch durchzukommen vermag.

Dieſe Höhle war der Zufluchtsort einer berüchtigten Bande von Banditen, welche das Land umher beunruhigte, die Reiſenden ermordete, die reichen Abteien zerſtörte, und oftmals den Gensdarmes Trotz bot, und von welcher ſich die Neapolitaner des Abends am Feuer ſchaudervolle Geſchichten erzählten.

Alle Dinge haben jedoch ihr Schickſal, und ſo nahte auch dieſer Bande das Unglück.

*) Nach dem Franzöſiſchen.

Einige, müde der Gefahren und Beschwerden, welche sie befallen hatten, verließen ihr Handwerk; Andere wurden eingezogen, kurz, drei Jahre darnach bleibt ein einziger Mann von dieser blühenden Truppe übrig, und sah sich als Eigenthümer der Höhle, deren Geheimniß ihm seine Kameraden todt oder lebend, stets getreu bewahrt hatten.

Dieser Mann nannte sich Tinte-Moro. Er war ungefähr vierzig Jahre alt, hatte pechschwarzes Haar, ein sehr bleiches Antlitz, Kühnheit ohne Gleichen und Italiens Leidenschaften.

Wunderliche Sagen ertönten über seinen Charakter, sein erstes Auftreten, sagte man, war fürchterlich; schon mit fünfzehn Jahren sollte er, wegen eines bei seiner Geliebten gefundenen Männerschuhes, diesen einen Dolch in die Brust gestoßen haben.

Als Tinte-Moro sich ohne Kameraden sah, langweilte ihn das Morden, und zufrieden mit den Gütern, welche er oder die Seinigen erworben hatten, fing er an ein stilles Leben in der Höhle zu führen, welche er mit seinem Weibe Aiseffa und ihren beiden Kindern Theodoro und Gamba, das Eine noch im zarten Alter, das Andere ein Säugling, bewohnte.

Diese Unthätigkeit währte einige Monate, und die Regierung fing an, ihn zu vergessen. Eines Tages als es ihm an Pulver mangelte, verließ er mit Aiseffa spät des Morgens seine Höhle, die Flinte mit doppeltem Laufe auf dem Rücken, und ging so quer durch das Gehölze.

Als er am Saume desselben angelangt war,

machte er zur größeren Sicherheit Halt, schickte sein Weib nach der Stadt, um das Mangelnde zu holen, und versprach ihr, sie hier zu erwarten.

Er harrte auch auf sie mehrere Stunden, doch Niemand kam. Ungeduld bemächtigte sich seiner, als er auf der Straße eine Staubwolke erblickte, und einen Augenblick darnach eine Schaar Bewaffneter unterscheiden konnte, welche ihre Richtung nach dem Gehölze nahmen.

Gut, sagte Tinte-Moro, indem er seinen Karabiner von der Schulter nahm, wir wollen uns unterhalten.

Die Gensdarmes näherten sich, und als sie auf die erforderliche Entfernung gekommen waren, streckten ein paar Schüsse, welche aus dem Holze kamen, zwei der Ersteren zu Boden.

Tinte-Moro aber wurde nachdrücklicher verfolgt, als er erwartet hatte.

Genöthigt, sich gleich einem Fuchse durch die Gebüsche zu drängen, stets die Verfolger auf der Ferse, welche ihre Kameraden zu rächen schwuren, unaufhörlich Fuß und Athem anhaltend, und die Blätter verfluchend, welche unter seinem Gewichte rauschten, schleppte er sich von Busch zu Busch.

Oftmals vernahm er wie die Gensdarmes im Laufe die Äste zerbrachen, die ihn verbergen hielten, häufig erblickte er ihre rothen Kleider wenige Schritte von sich; kurz nach dreistündiger Angst gelangte er zu seiner Höhle, in welcher angelangt, er höchstens auf Minuten vor seinen Feinden Vorsprung hatte.

Er ſetzte ſich außer Athem, und den Kopf von der Sonnenhitze, ſo wie von Geſchrei und Drehungen betäubt und brennend.

Bald erſchollen die Schritte der Gensdarmes um die Höhle, und über derſelben; jeder Tritt, jeder Ruf ward wiederholt und vervielfältigt, in der ſchallenden Leere des Raumes. Sie entfernten ſich für Augenblicke, und kehrten dann zurück, weil ſie die Spur verloren hatten.

Unterdeſſen begann der kleine Gamba, welcher ſeit zwölf Stunden nicht geſtillt worden war, heftig zu ſchreien, und Tinte-Moro hörte die Tritte von Nahenden.

„Verdammt!“ ruft er, den Todesſchweiß auf der Stirne. „Der Wurm wird mich verrathen! — Man kommt immer näher.“

Der Wilde ergreift Gamba konvulſiviſch. — Schon krachen die Zweige, welche den Eingang verbergen, und das Kind ſchreit noch heftiger. „Fahr' zur Hölle!“ knirſcht der Brigand, und mit einer Bewegung, ſchneller als der Blitz, ſchleuderte er Gamba gegen den Felſen. Noch zuckt die Leiche, als Jemand haſtig in die Höhle trat — es war die Mutter.

Sie hatte das Gehölze voll Sbirren gefunden, und ſich lange verborgen halten müſſen. Noch hatte ſie Zeit Gambas letzten Schrei zu vernehmen.

Als ſie hineintrat, war es geſchehen. Ihr Mann betrachtete ſie mit blöden, wilden Blicken. Er verſtand ſie und ſchwieg. — —

„Himmel! Sprichst Du die Wahrheit? Wie, Tinte-Mero das Ungeheuer, welches uns erst gestern zwei Gensdarmes getödtet hat, Du vermöchtest ihn uns auszuliefern?“ sagte am Morgen des nächsten Tages ein Magistratsperson von Neapel mit vor Freude glänzenden Augen, zu einem bleichen, höchst armselig gekleideten Weibe.

„Ja, wofern sich die Gensdarmes nur beeilen, in zwei Stunden ist Tinte-Mero in Eurer Gewalt.“

„Wo hält er sich verborgen?“

„In einer Felsenhöhle, wenige Miglien von hier.“

„Wird er Widerstand leisten?“

„Vor der Hand nicht. Ich habe ihn mit Malvasier berauscht, er schläft.“

„Ei, und wer bist denn Du?“

„Ich bin sein Weib; kommt, kommt!“ —

Sie zog die Soldaten mit sich fort.

In der Höhle angelangt, fanden sie die Leiche Gambas, und zur Seite den Banditen eingeschlafen. Tinte-Mero öffnete die Augen; blickte auf sein Weib und die Soldaten, und ließ sich ergreifen und fesseln, ohne ein Wort zu sprechen.

Sechs Tage darauf ward er in Neapel hingerichtet.

Das Weib des Banditen war verschwunden, und die Ungewißheit ihres Schicksals beschäftigte einige Zeit die Neugierde der neapolitanischen Müssiggänger.

Bald darauf erfuhr man, daß zwölf oder fünfzehn Miglien von der Stadt, die Landleute ein Weib

von hohem Wuchse, begleitet von einem kleinen Kinde, umherirren gesehen haben.

Sie zog von Meierhof zu Meierhof, Brot und Obdach für die Nacht sich erbettelnd. Nie sah man sie weinen: sie schien keiner Erinnerung fähig, nur zuweilen nannte sie, wie träumend vor sich hinblickend, die Namen: „Linte-Mere“ und „Gamba.“

Die Pantoffeln
es ſehr edlen und ſehr verliebten Hauptmanns Spacamonte.

Spaniſche Sage.

Wer noch jung verliebt und froh,
Wage friſch und munter:
Ob im Sturm ſein Fahrzeug ſchwankt,
Traun es geht nicht unter.

M. D Cavilda

u Segovia, in Altcaſtilien, lebte einſt ein reicher aber chſt geiziger Mann, Janazio Carvajal de uadalajara benannt, welcher die Tochter ſeines ruders, ein junges liebliches Geſchöpf, Namens Hia nthа, zu ſich genommen hatte, und mit den Blicken nes Argus bewachte.

Er hatte wohl Urſache dieſes zu thun, denn die gen aller Currutaces (Stuzer) von Segovia kannten h an dem zwar etwas bleichen aber edelgeformten eſichte ſeiner Nichte, an den ebenholzſchwarzen Locken, lche den Marmernacken des Mädchens umwallten, d an hundert anderen Reizen, mit welchen Jugend d Schönheit dasſelbe ſchmückten, nicht ſatt ſehen.

Einen größeren Eindruck aber als auf alle Übrigen, ien Hiazinthas Schönheit auf das Herz eines

Kapitäns gemacht zu haben, der dem Hause Ignazios gegenüber in der Posada del Lion wohnte, und sich Don Felix Rodriguez Spacamonte nannte.

Schon am frühesten Morgen lauschte er hinter den Verhängen seines Fensters, bis sich Hyazintha in dem ihrigen zeigte. Aber auch Hyazintha schien an dem schmucken jungen Manne Gefallen zu finden, denn öfter als sonst begoß auch sie jetzt die Narzissen und Nelkenstöcke, welche ihr Fenster schmückten, oder blickte öfter als nothwendig durch dasselbe hinaus, um nach dem Wetter zu sehen.

In diesem etwas weitschweifigen Verhältnisse mochten die beiden Leutchens mehrere Monate zugebracht haben, als in dem Herzen des edlen Kapitano der Wunsch rege wurde, doch einmal einen entscheidenden Schritt zu wagen, um sich von der Gesinnung seiner Schönen zu überzeugen.

Vergebens aber suchte er irgend ein Mittel dieses zu bewerkstelligen, die Thüre des Hauses blieb wie die eines Staatsgefängnisses verschlossen, und der Alte, welcher im zweiten Stockwerke wohnte, beherrschte sein Haus und seine Nichte, deren Gemach sich ein Geschoß tiefer befand, mit der Aufmerksamkeit eines Feuerwächters.

Der edle Don Felix Rodriguez Spacamonte wußte sich daher keinen andern Rath, als des Nachts die Mauer, welche den Garten der Posada von jenem des Don Ignazio trennte, zu

überſteigen und der reizenden Gefangenen in höchſt eigener Perſon einen Beſuch zu machen.

So ſehr auch dieſes Unternehmen gegen den Anſtand ſtritt, den er gegen Hyacintha, als einem unbeſcholtenen tugendhaften Mädchen zu beobachten hatte, ſo entſchloß er ſich dennoch daſſelbe zu wagen, da er mit ſeiner Liebe die ernſthafteſten Abſichten verband.

Es war eine ſtockfinſtere Nacht als er in einen Oberrock gehüllt, den langen Stoßdegen an der Seite und die Füße mit leichten Pantoffeln bekleidet, ſich aus ſeinem Fenſter in den Garten hinunter ließ, die verhängnißvolle Mauer überſprang und zu dem ihm wohlbekannten Fenſter eilte.

War es Zufall, oder hatte die Sehnſucht nach ihrem vis à vis auch Hyacintha nicht ſchlafen laſſen, genug, zur größten Freude unſeres edlen Hauptmanns, fand er ſie am Fenſter.

„Hyazintha, angebetete Hyazintha!“ flüſterte Spacamonte.

„Bei Sct. Jago was wagtet Ihr;“ flüſterte die Schöne.

„Alles für Euch,“ erwiederte der Hauptmann.

„Wenn Ignazio uns hörte.“

„Damit dieſes nicht geſchieht, erlaubet, daß ich zu Euch hinaufſteige, denn ich bin nirgends ſicherer als an dem Orte, wo er mich am wenigſten vermuthet.“

„Aber,“ — ſtotterte Hyazintha.

„Befürchtet nichts von mir,“ ſagte Spacamonte, — „ich bin ein Caſtilianer.“

„Stille," flüsterte Hyazintha, „es regt sich etwas."

„Die Olivenbäume rascheln", sagte der Hauptmann, „aber wo kann ich hinauf, Euer Fenster ist vergittert."

„Ihr müßt durch das dritte Fenster zur Rechten hereinsteigen, welches in mein Vorgemach führt."

„Wohl," flüsterte Spacamonte.

„Legt aber in dem Vorgemache Eure Pantoffeln ab, der Alte könnte sie auf dem Estrich knarren hören." Leise schlich sich hierauf Spacamonte zu dem bezeichneten Fenster, und nach geringer Anstrengung befand er sich in dem Vorgemache, wo er that wie Hyazintha ihm gerathen hatte. Vorsichtig tappte er durch dasselbe und lag nach wenigen Secunden, mit aller Grandeza eines spanischen Hydalgos vor Hyazinthen auf den Knieen.

„Endlich ist es mir vergönnt," rief er, „diese schöne Hand an meine glühenden Lippen zu drücken."

„Ach, was müßt Ihr von mir halten," sagte Hyazintha in der höchsten Verwirrung, „daß ich Euch die Erlaubniß geben konnte, zu dieser Zeit und auf diese Weise in mein Schlafgemach zu kommen?"

„Angebetete," erwiederte Spacamonte, „ich weiß, daß Ihr ein Tugendspiegel Eures Geschlechtes seid, und wenn mir ein anderer Weg zu Euch zu gelangen bekannt gewesen wäre, so seid überzeugt, daß ich ihn eingeschlagen hätte, aber Euer Onkel bewacht Euch eben so sorgfältig als seine Piaster, und machte mir den Zutritt unmöglich. Wir haben jedoch nur sehr kurze Zeit, um uns zu besprechen, theuerste Hya-

Hyazintha," fuhr Spacamente fort, „darum ſagt mir unverhohlen, fühlt Euer Herz eine Zuneigung zu mir, und könntet Ihr Euch entſchließen mir Eure Hand zu reichen?"

„Wenn Ihr die Einwilligung meines Vaters erhaltet."

„Eures Vaters, befindet er ſich in Segovia?"

„Nein, er iſt Pächter in Sct. Ildephenſo."

„So will ich, ſo bald es mein Dienſt erlaubt, zu ihm eilen und ihn um Eure Hand bitten, aber wenn ich ſeine Einwilligung bringe, wird Euer Oheim . . ."

„Er hat nicht über mich, und nur über ſein Vermögen zu verfügen, doch verlaßt mich jetzt, der Oheim befindet ſich heute unwohl und könnte leicht . . ."

„So lebt wohl ſchöne Hyazintha, und erlaubt nur, daß ich mich noch einmal an dem Ton Eurer Stimme laben darf, bevor ich nach Sct. Ildephenſo eile."

„Aber . . ." ſtotterte Hyazintha, „wenn . . ."

„Meine Ehre und Eure Tugend, Senora, ſind hier beſſere Wächter, als die Strenge Eures Oheims," fuhr Spacamente fort. „Sagt, kann ich morgen Nachts. . ."

„Morgen nicht, morgen kommt der Doctor Bertrandilla zu dem Oheim auf eine Schachpartie, welcher immer bis ſpät in die Nacht bei ihm verweilt."

„Alſo übermorgen?"

„Wenn Ihr durchaus . . ."

„Lebt wohl theure Hyazintha," flüsterte der Hauptmann, drückte noch einmal die Hand der Donna an seine Lippen und enteilte.

In dem Vorgemache zog er hastig die Pantoffeln an, ließ sich von dem Fenster hinab und hatte bald wieder die Mauer erstiegen.

Der sehr edle und sehr verliebte Hauptmann Don Felix Rodriguez Spacamonte träumte nun unaufhörlich von seiner Geliebten und konnte kaum die Zeit erwarten, in welcher er ihr wieder seinen Besuch abstatten durfte.

Nicht wenig wunderte es ihn jedoch, als er Tags darauf seine Donna nur in aller Früh, und dann nicht wieder an ihrem Fenster erblickte.

Endlich war die ersehnte Nacht gekommen, und vorsichtig wie das erste Mal überstieg er die Gartenmauer, schlich durch die bethauten Gebüsche des Gartens, und erklimmte das Fenster des Vorgemachs.

Ganz leise hatte er hier die Pantoffeln abgelegt, näherte sich der Thür, welche in Hyazinthas Schlafgemach führte und flüsterte mit zärtlicher Stimme: ‚Hyazintha! Meine Hyazintha!"

„Alle tausend Donner und Teufel, wer ist draußen," brüllte, zu nicht geringem Schrecken des Liebhabers, eine fürchterliche Bärenstimme in dem Gemache, welchem Ausruf ein gräßliches Gepolter folgte.

Schneller als ein Dieb vor seinen Häschern, machte sich Spacamonte auf die Beine und sprang aus dem Fenster, in welchem er gleich darnach einen Mann mit einem Lichte und einen Degen erblickte,

welchen aus Leibeskräften ſchrie: Räuber! Diebe! Mörder! Den Ignazio! Philippe! Hierher! — Spacamente aber hatte bereits die Gartenmauer erklommen, und ſah ſich nach wenigen Secunden wieder in ſeinem Gemache in der Peſada del Lion.

In dem Hauſe des Ignazio Carvajal di Quadalajara aber herrſchte die ſchrecklichſte Verwirrung. Alles was in demſelben lebte, eilte auf das Spektakel, welches Don Cornaje de Infantade, ein Jugendfreund des Don Ignazio machte, der dieſem mit einem Beſuche überraſcht hatte und in Hyazinthas Schlafzimmer einquartirt wurde, herbei, und ſuchte nach dem Räuber, ohne ihn jedoch zu finden.

Endlich erblickte Ignazio, der einen fürchterlichen Zweihänder aus den Zeiten des Cyd nach ſich ſchleppte, die Pantoffeln, welche Spacamente in ſeiner Eile vergeſſen hatte. Wie ein Habicht auf ſeinen Raub ſtürzte er über die Pantoffeln her und rief: „Halt, da hat der Schurke etwas zurückgelaſſen, welches zu ſeiner Entdeckung beitragen kann. Betrachtet dieſe Pantoffeln, weiß Niemand weſſen Eigenthum ſie ſind.“

Alles betrachtete dieſelben, ſie waren von feinem rothen Leder und zierlich ausgenäht, und konnten ihrer Vermuthung nach in dem ganzen Stadtviertel, in welchem Ignazio wohnte, Niemand angehören.

„Ich habe es!“ rief endlich Ignazio: „dieſe Pantoffeln gehören einem Offizier des Stadtregiments: von uns Einwohnern von Segovia iſt keines ſo eitel

und prunkliebend als diese Herren, ich will sogleich zu dem Kommandanten." —

„Jetzt in der Nacht?" fragte Carnaje de Infantade, „was fällt Euch bei. Morgen Früh mögt Ihr hingehen und den verwegenen Ehrenräuber belangen, denn jetzt ist mir's klar, daß es auf Eure Nichte, und nicht auf Eure Realen und Ochavos abgesehen war. Nun bringt das Corpus delicti in gute Verwahrung und begebt Euch jetzt zur Ruhe, was wir Alle ebenfalls thun wollen."

Ignazio fand, daß sich vor der Hand nichts Anderes thun ließ, und verfügte sich wie alle übrigen nach seinem Bette.

Bald hatte der Schlummergott Alle in seine Arme genommen, außer dem sehr edlen und sehr verliebten Hauptmann Spacamente, und seiner nicht minder tugendhaften und verliebten Hyazintha, welche keine geringe Unruhe über die zurückgelassenen Pantoffeln hatten.

Schon in aller Früh des nächsten Tages begab sich Ignazio in seinem Sonntagskleide mit den Pantoffeln zu dem Kommandanten des Stadtregiments, und erzählte diesem das schreckliche Ereigniß.

„Don Ignazio," sagte der Kommandant, als jener seine Geschichte beendet hatte, „ich bewundere Euren Scharfsinn, welcher Euch sogleich auf die rechte Spur führte, aber wie wollen wir den Verbrecher aus meinen Offizieren herausfinden?"

„Ich meine," versetzte Ignazio, „daß es der-

enige ſein muß, an deſſen Fuß dieſe Pantoffeln am Beſten paſſen."

„Wohlan," erwiederte der Kommandant, „ſo wollen wir ſogleich zum Werke ſchreiten." Er klingelte, ein Sergeant erſchien. „Sämmtliche Offiziere des Stadtregiments haben ſogleich bei mir zu erſcheinen," befahl er dieſem.

„So eben kamen die Herren Offiziere der erſten und zweiten Rotte," meldete der Sergeant, „um ihre neuerlichen Verhaltungsbefehle gegen die Schleichhändler zu erhalten."

„Sie kommen zu gelegener Zeit," ſagte der Kommandant, „laßt ſie hereintreten."

Gleich darauf traten bei fünfzig Offiziere mit goldenen und ſilbernen Treſſen auf dem Ärmel in das Gemach.

„Senores," nahm der Kommandant das Wort, „Don Ignazio Carvajal di Quadalajara hegt nicht ganz ohne Grund den Verdacht, daß ſich einer von Euch in der verfloſſenen Nacht heimlich zu einer Nichte ſchleichen wollte, und er glaubt den Verbrecher in demjenigen zu erkennen, welchem dieſe Pantoffeln paſſen, da ſie der Angeklagte auf ſeiner Flucht in dem Hauſe Don Ignazios zurückließ. Ich erſuche Euch daher Senores, ſämmtlich dieſe Pantoffeln anzuprobiren."

Die Offiziere befolgten mit vieler Bereitwilligkeit den Wunſch des Kommandanten, entledigten ſich einer nach dem andern ihrer langen Reiterſtiefeln und pro-

berten die Pantoffeln. Ignazio verſchlang ihre Füſſe mit Habichtsaugen.

Der Fuß des erſten Offiziers war für die Pantoffeln um vieles zu groß, der des Zweiten war zu klein, der Dritte brachte ſie nicht über die Ferſe, dem Vierten waren ſie wie angemeſſen.

„Dieſer iſt es, dieſer iſt es!“ rief Ignazio voll Freude.

„Nicht ſo ſchnelle, Don Ignazio,“ ſprach der Kommandant mit Lachen, „es ſind noch mehrere der Competenten hier.“

Jetzt verſuchte der Fünfte die Pantoffeln, ſie waren wieder zu groß, dem Sechſten jedoch paſſten ſie abermals.

Don Ignazio wußte nicht was er ſagen ſollte, während die Pantoffeln unter ſchallendem Gelächter von Fuß zu Fuß wanderten.

Als ſämmtliche Offiziere die Runde gemacht hatten, ergab es ſich, daß die Pantoffeln mehr als Dreyßigen von ihnen auf das Genaueſte paſſten.

„Ei! Ei! Don Ignazio,“ ſagte der Kommandant, „die Zahl der muthmaßlichen Verbrecher iſt etwas groß, was wollt Ihr nun weiter?“

„Ich wollte,“ rief Ignazio, welcher in Verzweiflung die Pantoffeln wieder ergriffen hatte, „daß die Pantoffeln und ihr Beſitzer in dem tiefſten Abgrund der Hölle lägen!“

Nach dieſen Worten verließ er von dem Gelächter aller Anweſenden verfolgt, die Wohnung des Kommandanten.

Vor Wuth ſchnaubend und beinahe auſſer ſich gebracht, durchrannte er hierauf wie ein Beſeſſener die Straßen, die Panteffeln noch immer unbewußt in der Hand haltend.

Schon hatte Ignazio die Strada erreicht, in welcher ſich ſein Haus befand, als ihm Petrille, der Diener des Hauptmanns Spacamente, begegnete, der von dem ganzen Handel nichts wußte, aber deſto genauer die Panteffeln ſeines Herrn kannte.

Dieſe erblickend und ſie Ignazie aus der Hand reißend, war das Werk eines Augenblickes. „Alter Schurke," rief er zu dieſem, „wie kommt Ihr zu den Panteffeln meines Herrn?"

„Eures Herrn?" fragte Ignazio, wie aus den Wolken gefallen.

„Ja, des Hauptmanns Don Felix Rodriguez Spacamente, der Euch gegenüber wohnt. Oder glaubt Ihr etwa, daß ich ſie nicht kenne? — Gleich macht Euch auf die Sohlen oder. . ."

„O ja, das will ich, das will ich," rief Ignazio voll Freude über dieſe unvermuthete Entdeckung, und lief was er konnte zu dem Alkalden von Segovia. Dieſem erzählte er in Eile alles Vorgefallene und forderte Genugthuung von dem Verbrecher, als welchen er den Hauptmann Spacamente bezeichnete.

„Ich werde ihn ſogleich holen laſſen, und iſt Alles ſo wie Ihr ſagt, ſo ſoll Euch Genugthuung verſchafft, und der Hauptmann nach Recht und Geſetz beſtraft werden;" verſetzte hierauf der Alkalde und ertheilte einem Alguazil den Befehl, den Hauptmann

Spacamente aufzusuchen und in das Gerichthaus mitzubringen.

Bever aber noch der Alguazil die Wohnung des Hauptmanns erreichte, erschien zu nicht geringem Schrecken desselben, Petrillo mit den verhängnisvollen Pantoffeln in der Hand

„Unglücklicher!“ rief Spacamente von einer bösen Ahnung erfaßt: „wo hast Du die Pantoffeln her?“

„Ich riß sie einem alten Kerl aus der Hand,“ antwortete Petrillo, „der sie Euch wahrscheinlich gestohlen hatte.“

„Alle Wetter,“ donnerte Spacamente, „in welche Verlegenheit hast Du mich gebracht!“

„Wie so?“

„Ich ließ sie in der Wohnung meines Nachbars, des Don Ignazio Carvajal zurück, als ich Donna Hyazintha heimlicher Weise besuchte. Er wußte nicht wem sie gehörten, da man mich nicht sah, doch jetzt ist Alles verrathen, und gewiß steht er schon vor dem Alkalden, um mich anzuklagen.“

„Das soll ihm wenig helfen,“ erwiederte Petrillo. „Ertheilt mir nur Eure Erlaubniß, und was meine Vereiligkeit schlimm gemacht, soll sogleich meine Schlauheit wieder gut machen.“

„Wie willst Du das anfangen?“ fragte Spacamente zweifelnd.

„Ich habe einen sehr werthen Vetter in Segovia, Namens Diego Hurtado Lopez de Ayala.“

„Was kümmert mich der!“

„Einen höchſt verſchwiegenen und braven Mann.“

„Meinetwegen.“

„Dieſer Ehrenmann iſt ein Schuſter, und ſtellt ſogleich mittelſt ſeiner Kunſtfertigkeit dieſe Pantoffeln, ohne daß es ein Menſchenauge zu erkennen vermag, in Kleinere verwandeln.“

„Ich begreife Dich,“ rief Spacamente, und warf ihm ſeinen Geldbeutel zu, „aber eile, eile,“ und Petrillo entfloh. Es war aber auch die höchſte Zeit, denn wenige Secunden darauf, kam ſchon der Alguazil, um den Hauptmann nach dem Gerichtshauſe zu holen.

Dort angelangt, wiederholte Ignazio ſeine Anklage wider den Hauptmann, den er des nächtlichen Einbruches in ſein Haus beſchuldigte.

„Welche Beweiſe habt Ihr?“ fragte der Hauptmann, „mich dieſes Verbrechens anzuklagen?“

„Die offenbarſten und untrüglichſten,“ erwiederte Ignazio. „Euer eigener Diener hat Euch verrathen, indem er die Pantoffeln, die der verbrecheriſche Flüchtling in meinem Hauſe zurückließ, als die Euren erkannte.“

„Wo ſind dieſe Pantoffeln?“ fragte Spacamente.

„Sie befinden ſich in den Händen Eures Dieners,“ ſagte Ignazio, „der ſie mir auf der Straße entrieß.“

„So befehlet Herr Alkalde,“ ſagte der Hauptmann zu dem Richter, „daß Petrillo unverzüglich mit den Pantoffeln erſcheine.“

Der Alkalde gebot Petrillo zu holen.

Nicht lange, ſo erſchien dieſer in Begleitung des Alguazils mit den Panteffeln.

„Was treibſt Du für tolles Zeug, betrunkener Schlingel,“ rief Spacamente. „Gewiß haſt Du wieder meinen Vino dela Mancha heimgeſucht, aber Du wirſt Deinen Lohn ſchon bekommen.“

„Dießmal thut Ihr ihm unrecht, Don Spacamente,“ entgegnete Ignazio; „wenn er auch Eurem Vino dela Mancha zuſprach, ſo war es doch dieſer nicht, der ihm Eure Panteffeln wieder erkennen ließ.“

„Zur Sache,“ ſprach der Alkalde, „wo haſt Du die Pantoffeln?“

„Hier ſind ſie,“ ſagte Petrillo, die Pantoffel hinreichend.

„Don Ignazio Carvajal erkennt Ihr dieſe Panteffeln für diejenigen, welche bei Euch zurückgelaſſen wurden,“ fragte der Alkalde.

„Allerdings,“ erwiederte Ignazio: die Panteffeln noch einmal genau betrachtend, „es ſind dieſelben, welche in meinem Hauſe zurückgelaſſen wurden, und die der Diener des Don Spacamente bereits für das Eigenthum ſeines Herrn erkannte, was er nicht leugnen kann.“

„Was habt Ihr darauf zu antworten?“ fragte der Alkalde den Hauptmann.

„Ich dachte . .“ begann Petrillo.

„Nicht Ihr,“ unterbrach ihn der Alkalde, „der Hauptmann Spacamente hat zu reden.“

„Es kann hier nur ein Mißverſtändniß obwalten," antwortete dieſer.

„Leere Ausflüchte!" rief Ignazio.

„Wohlan," ſprach Spacamente, „wenn dieſe Pantoffeln wirklich die meinen ſind, ſo müſſen ſie mir natürlicher Weiſe auch auf das Genaueſte anpaſſen."

„Allerdings, das müſſen ſie," kicherte Ignazio, voll Schadenfreude ſich die Hände reibend, da der Angeklagte, ſeiner Meinung nach, ſelbſt in die Falle ging.

„Ihr erkennt alſo darin den unwiderlegbaren Beweis meiner Schuld?"

„Ja doch, und neunmal ja," rief Ignazio voll Eifer. „Die Sache iſt zu offenbar, Ihr könnt Euch nicht mehr rein waſchen."

„Wohlan," begann Spacamente: „ſo will ich die Schuhe anpaſſen." Petrillo half hierauf ſeinem Herrn eiligſt die Stiefeln abziehen, welcher Beſchäftigung Ignazio mit triumphirender Miene zuſah. Jetzt ergriff Spacamente den einen Pantoffel und ſteckte den Fuß in denſelben — aber o Himmel — er war um ein Beträchtliches zu klein.

Ignazio ſchien vor Schreck zu Stein verwandelt, und wollte nicht ſeinen Augen trauen, aber Spacamente probirte auch den zweiten Pantoffel und er fand ſich ebenfalls zu klein; er wiederholte den Verſuch, aber immer mit demſelben Erfolge.

Nun brach Alles in ein fürchterliches Gelächter über den beſtürzten Ignazio aus, welcher, nachdem er von dem Alkalden noch einen Verweis über ſeine

verschnelle Anklage erhalten hatte, unter Flüchen und Verwünschungen über die Pantoffeln, das Gerichtshaus verließ.

Eine Woche darauf aber rechte Hauptmann Spacamente, in glänzender Uniform, an das Thor von Ignazios Hause, und überreichte diesem die Einwilligung des Pächters von Sct. Ildephonse zu seiner Verbindung mit Hyazinthen.

Als Ignazio den Brief gelesen hatte, sah er den Überbringer desselben voll starrer Bestürzung an und rief: „Und wenn auch die verdammten Pantoffeln nicht zu Euren Füssen paßten, so seid Ihr doch derjenige, der sie bei mir zurückließ, darauf will ich die Feuerprobe bestehen!"

In wenigen Tagen führte Spacamente seine geliebte Hyazintha als Gattin nach Hause, in ganz Altkastilien aber verbreitete sich, zu dem nicht geringen Verdrusse Ignazios, das abenteuerliche Ereigniß, und noch jetzt erzählen sich die Bewohner von Segovia mit Lachen die Geschichte von den Pantoffeln des sehr edlen und sehr verliebten Hauptmanns Spacamente.

Inhalt.

Der Baccalaureus von Bologna 1
Das Felskirchlein 11
Die gestohlene Lammleber 27
Das Kreuz mit der Haarflechte 35
Die drei Gauner von Tiundaland 41
Die blasse Jungfrau zu Kauf 59
Der Nachrichter zu Gent 69
Der Bettler von Bagdad 75
Greif an den Stein 83
Hans in der Schule 93
Der Unverwesliche 109
Die Nothglocke zu Zürich 117
Die Entstehung des Plattensee's 129
Das rothe Käpplein 133
Der Steinblock zu Carrara 145
Das Gesicht im Walde 153
Ritter Herimir und sein Schimmel 163
La Piedra de la madre 175
Der Bottichstein 193
Der Ritterkeller im Roßhäuser 201
The Murdochstone of Mull 213
Die Granitsäulen auf der Piazetta zu Venedig . . . 223
Frau Holle und ihre Katzen 231
Die Banditenfamilie 241
Die Pantoffeln des sehr edlen und sehr verliebten Hauptmanns Spacamonte 247

Von demſelben Verfaſſer erſchienen noch bei

Tendler & Schaefer in Wien:

Volksmährchen,

233 S. 8. (1837.) Preis: 1 fl. C. M.

welche ſich allenthalben einer freundlichen Aufnahme zu erfreuen hatten, und bald gänzlich vergriffen ſeyn werden.

Inhalt: Die Hexe Gorva und ihre Knechte; — der Meiſterlügner; — Schön Jela; — das böſe Weib und der Teufel; — die Kinder im Walde; — Leben, Abenteuer und Schwänke des kleinen Kerza.

Klänge und Bilder

aus Ungarn.

8. (1839.) 146 S. Preis: 1 fl. C. M.

Über dieſes Werk ſprachen ſich nachſtehende Journale folgender Maßen aus:

Pannonia.

Wir können nicht umhin, unſere geehrten Leſer auf das neueſte Werkchen des als Dichter vielbekannten und geſchätzten Verfaſſers um ſo mehr aufmerkſam zu machen, als es im Gewande der Dichtung uns heimiſche Sagen und Legenden bringt.

J. N. Vogl iſt ein Name, der längſt in der teutſchen Literatur einen guten Klang hat, er iſt unſtreitig Öſterreichs erſter Balladendichter.

Seine Klänge und Bilder bewähren dieſen Ausſpruch auf's Neue, und wir können ſie Jedermann als erheiternde Lectüre empfehlen.

Vogl beſitzt eine rege Fantaſie, eine bilderreiche, ſich dem zu behandelnden Gegenſtande weich anſchmiegende Sprache, ohne dadurch in das weibiſch Tändelnde der neuen lyriſchen Schule zu verfallen. Seine Balladen zeichnen ſich durch

Einfachheit und kräftige, sachgemäße poetische Behandlung aus, in seinen lyrischen Gedichten herrscht durchaus ein tiefes wahres Gefühl, eine zarte Melancholie ꝛc. ꝛc.

W. allgemeine Theaterzeitung.

Der geniale Dichter, dessen Art und Weise hinlänglich bekannt und beliebt ist, bringt hier eine Sammlung poetischer Gaben, welche durchgängig in besonderer Beziehung zu dem Ungarlande stehen, und diesem gewidmet werden. Es sind frische, kräftige Schilderungen der Natur, des Volkslebens, der eigenthümlichen Erscheinungen und Charaktere des Landes und der Menschen, theils im epischen, theils im lyrischen Gewande. In ersterer Hinsicht sind besonders die »Zigeunerlieder« auszuzeichnen, deren fremdartiges Gepräge trefflich zu dem Bilde jener heimatlosen Gäste stimmt. Dem Lyrischen näher stehen die »Heidelieder,« in welchen der Charakter der Gegend malerisch und empfindsam wiedergegeben ist. Auch die übrigen Gedichte ꝛc. ꝛc.

Österreichischer Zuschauer.

Magyar Ország! Du schönes Land mit deinen blauen Bergen, mit deinen dichtbelaubten Eichenwäldern, mit den silbernen Flüssen und den grünen Seen, mit den blühenden Triften und den weiten Pußten; Magyar Ország! du reiches Land mit deinen Adern von edlem Gold und Silber, mit deinen Rebenhügeln, mit der gelben körnerschweren Weitzensaat und den schattigen Maisfeldern, mit deinen fetten Rinderheerden und den flüchtigen Rossen; Magyar Ország! du edles Land mit deinen ernsten, stolzen und tapferen Männern, mit deinen flinken, hochherzigen und glühenden Frauen, mit deiner Geschichte, worin jedes Jahrhundert Stoff zu einer Iliade! schönes, reiches, edles Ungerland, begrüße deinen Sänger, nimm den Fremdling auf unter deine liebsten Söhne, schenk' ihm den Ehrenbecher voll mit Tokais herrlichstem Traubensaft, und laß' ihn dem Barden kredenzen von deinen schönsten Jungfrauen!

Das ist eines Dichters Sang, das nenn' ich Leben und Feuer, das den Blitz, der trifft und auch zündet! Gehet hin, Mondscheinjünglinge, Wortkrämer, Gedankenzieher, und lernt an diesen Mustern edle Einfalt mit Glut zu paaren. — Vogl's Muse hat sich mit dem Geiste des Landes, des Volkes, der Natur vermählt, und säugt die kräftigen, drallen Kindlein an der eigenen Brust; sie braust ohne Sattel, ohne Bügel mit dem Csikos über die Haide, wagt mit dem wilden Wallachen den Raubritt, zieht mit dem Grenzer zum Kordon, mit

dem Husaren zur Schlacht. So sang auch Hellas blinder Altvater, nur daß seine Helden im purpurnen Peplon einherschritten, indeß Vogl's Helden in der zottigen Kunda. Nur der wahre Dichter kann die innigsten Gefühlsfasern des Volkslebens so glücklich auffassen, so treu wiedergeben; nur ein wahrhaftes Talent kann durchaus so originell und charakteristisch seyn!

Wie immer, ist Vogl im Epischen am ausgezeichnetsten; seine Balladen, fern von löschpapier'nem Ritterpathos, von Burgverließen und Hungerthürmen, athmen Kraft und Wahrheit, und beweisen, daß das Tragische nicht Vorrecht einer Kaste, sondern Element des Lebens. Unübertrefflich ist er in Schilderungen, wovon eine der gelungensten aus dem »Heidebild« angeführt werde.

Unter den vielen gelungenen Balladen dürften »der Blutschacht,« »Hunyad,« »die Flüchtende,« »der Ritt des Wallachen,« »der Kordonist,« »die Mutter des Tökeli,« »der Jurat von Pesth« und »Magyarentod,« dem Verfasser vorzüglich zur Ehre gereichen. Die meisten derselben überraschen durch eine geistreiche Wendung, durch eine wundersame Verschlingung der Ideen, wie z. B. im »Ritt des Wallachen,« wo der wilde Räuber erst einen harmlosen Reisenden des blanken Dollman's halber mit kaltem Blute erschlägt, dann aber ein auf der Haide verirrtes, von Frost erstarrtes Kind in den geraubten Dollmann hüllt und der Haidewirthin zur Pfleg' übergibt. Von erschütternder Wirkung ist »der Kordonist,« ein Hüther der Grenze, welcher, seiner Dienstpflicht folgend, im Dunkel der Nacht sein eigenes liebes Mütterlein erschießt, die an den Kordon gekommen, um nur »zwei Worte« von ihrem Sohne zu hören, und auf das donnernde »Wer da!« in beklommener Brust keine Antwort fand. — So ließe sich in jeder der obigen Dichtungen eine glänzende Pointe nachweisen.

Auch der lyrische Theil des Werkchens bietet viel Schönes und Gediegenes. Wunderschön ist das »Zigeunerliede« Nr. 4, sinnig das Lied »beim Scheiden.« Beim »Schenkenbilde« möchte sich der Leser fast selbst mit den flinken Tänzern nach des alten Bihari Weisen herumdrehen. »Im Wandern« und »Alt-Gissing« dürften aus dem »Zuschauer« 1838 noch im freundlichen Andenken stehen. Überall finden sich treffende Bilder, schöne Gegensätze, überall zeigt sich der Blick eines Dichters, vor welchem das Räthsel des Lebens offen liegt.

Blätter für Literatur und Kunst.

Von Theod. Hell.

Kräftig und freimüthig, obgleich nicht ohne einen Zug von Schwermuth schaut uns das dem Titel gegenüberstehende Brust-

bild des Dichters an, und denselben Charakter tragen auch diese »Klänge und Bilder,« die mehr als manches andere aus der tiefsten Seele desselben geflossen zu seyn scheinen. Sie folgen in buntem Gemisch auf einander, und doch findet man bald, wie eine nahe Verwandtschaft unter ihnen herrscht. Da stoßen wir auf zahlreiche Balladen zuerst, welchen örtliche und nationelle Sagen wie Verhältnisse zum Grunde liegen. Wie Vogl in diesem Kreise keinem Nebenbuhler nachsteht, ist bekannt, und bewährt sich auch hier wieder. Daran schließen sich eine Reihe Heidelieder, wo uns selbst die Deli-Baba, oder Luftspiegelung entgegen tritt. In gleicher Schilderung von Naturerscheinungen zeigen sich die Lieder vom Balaton, dem oft aufbrausenden, aber auch wieder spiegelhell ausgebreiteten See. Zigeunerlieder folgen in der ihnen zukommenden Färbung. Aber auch dem Komischen begegnen wir im Schenkenbilde, bis uns der ungarische Friedhof wieder ernster stimmt und zum Waldgang führt. So wechseln die Gebilde, aber jedes Einzelne zieht uns mit dem Zauber der Wahrheit und Natur an, so, daß wir uns mit dem Dichter nach Panonien versetzt glauben.

Humorist.

Da der Verfasser vorliegender Klänge und Bilder aus Ungarn, durch seine Balladen und Romanzen, der Lesewelt bereits rühmlich bekannt ist, so erspare ich alle anatomischen Kunststücke, über die Individualität und den Werth des Dichters kritisch-weitschweifig zu philosophiren. Es genügt anzuführen, daß seine neueste Leistung ein rüstiges Fortschreiten auf dem steilen Pfade, auf dem Berge der griechischen neun Schwestern bekundet.

Kräftige fließende Sprache, warmempfundene und eben so wiedergegebene Bilder, im lyrischen Theile jene nationelle Wehmuth, welche die Magyarischen Weisen charakterisirt, guter Versbau zeichnen auch diese »Klänge und Bilder« aus ꝛc. ꝛc.

Bilder

aus dem

Soldatenleben.

Von

Dr. Joh. Nep. Vogl.

Dritte vermehrte Auflage, mit 30 Illustrationen.

29. 753

Wien, 1853.

Druck und Verlag von J. P. Sollinger's Witwe.

BIBL.
VNIVERS.
LYON

Bilder aus dem Soldatenleben.

Das Schreiben des Soldaten.

Oh ſtand er in der Garniſon
Als ein Rekrut im Bataillion,
Da ſchrieb aus ſeinem Heimathsort,
Nachdem er vierzehn Tage fort,
Sein Schatz mit ungeübter Hand
Ein Briefchen, drinn nur dieſes ſtand:
„Sei, wias an Staraicha ziemd,
Und was a g'ſchicht, und was a kimd,
Ja, kamſt a als a Gripel goar,
So wer'n ma denaſt no a Hoar.“

Und war's auch gleich zu lesen schwer,
So hielt er's doch in Ehren sehr,
Und ob er wachte oder schlief,
Trug stets auf seiner Brust den Brief.

Wie weit erstreckt sich hin das Feld,
Die Sonne brennt auf's Lagerzelt,
Nicht ferne steht des Feindes Macht,
Und morgen geht's schon in die Schlacht.
Da zieht der wackre Grenadier
Aus seinem Brustlatz ein Papier,
Und liest, wobei's im Aug' ihm glimmt:
„Sei, wia's an Estaraicha ziemt."

Die Sonne hell vom Himmel scheint,
Schon gilt's ein Treffen mit dem Feind.
Gleich Mauern steh'n der Unser'n Reih'n,
Zagt Keiner, sich dem Tod zu weih'n,
Nicht einmal zuckt's im Augenlid
Dem Grenadier im ersten Glied,
Er denkt, in Gleichmuth nur gestimmt:
„Und was a g'schicht, und was a kimmt."

Schon focht er manchen blut'gen Kampf,
Stand estmals schon im Pulverdampf,
Und wieder geht's von neuem los,
Und wieder knallt des Feind's Geschoß,
Ha, Blitz auf Blitz, und Schuß auf Schuß, —
Da trifft ein Blei auch ihn am Fuß,
Doch laßt er nicht von seiner Schaar:
„Und kämpft a als a Gripel goar!"

Beendet iſt nunmehr der Krieg,
Dem Hauſe Habsburg ward der Sieg. —
Schaut hin, ein Dorf im heiter'm Thal,
Viel Volk, Gelärm und Jubelſchall,
Und mitten drinn der Grenadier
Mit ſeinem Lappen von Papier.
Wie grüßt er Alles froh und warm,
Wie hält er ſeinen Schatz im Arm,
Und jauchzt, entrückt nun der Gefahr:
„So wer'n ma denaß no a Paar!“

Prinz Eugen.

Vor der Schanz bei Zent gewahren
Viel Soldaten man geschaaret,
Kuraſſier und Musketier,
Auch Conſtabler und Huſaren,
Die auf das Signal nur harren
Zur Bataille mit Begier.

Auch dabei, als Volontaire,
Prinz Eugen, voll Durst nach Ehre,
Der aus dem Savoyen kam.
Von Gestalt zwar klein und schmächtig,
Dacht' er dennoch: „Bald erfecht' ich
Einen Lorbeer; sur mon âme!"

Ritt durch's Lager einst am Morgen
Prinz Eugen ganz ohne Sorgen.
Schaut sich dort die Truppen an,
Wie sie thäten furagiren,
Bivouakiren, manövriren,
Mit Bombard und Partisan.

Spricht da einer der Husaren,
Als den Kleinen sie gewahren
Mit dem langen Haargelock':
„Ist das auch ein Schlachtgewinner,
Dieser kleine Kapuziner
In dem schlechten braunen Rock?"

Doch der Prinz sich d'ran nicht kehret,
Thät, als hätt' er's nicht gehöret,
Reit't an ihm ganz still vorbei,
Merkt sich aber gut den Kecken,
Ohne Jemand zu entdecken
Was ihm just passiret sei.

Lasset in etwelchen Tagen
Den Rebell der Lothring' schlagen,
Heißt zum Sturme sich'n das Heer;
Da geht's an ein Kanoniren,
An ein Plenkeln, Attakiren,
In die Kreuz und in die Quer'.

Mannigfache Heldenthaten
Wohl vollbringen die Soldaten,
Von Carol und Ludewig
Angefpornt, doch trotz dem Streiten
Wußt' man noch auf keiner Seiten,
Wem Fortuna ſchenkt den Sieg.

Da, als wie ein Pfeil vom Bogen,
Sprenget Prinz Eugen verwegen
Vor die Truppp', die aufmarſchirt,
Setzet über d' Palliſaden,
Wirft dann nieder ohne Gnaden,
Was ſich geg'n ihn defendirt.

Alles folgt ihm unverdroſſen,
Wie auf ſie auch ward geſchoſſen . .
Von den Türken aus der Schanz,
Bis ſie mußten ſich'n von dannen,
Und Eugenius pflanzt die Fahnen
Auf im vollen Siegesglanz.

Da erblickt er den Huſaren
Mitten in den andern Schaaren,
Rufet ihn zu ſich heraus,
Spricht, und niemals heit'rer ſchien er:
„Sieh', ein kleiner Kapuziner
Richt't zuweilen auch was aus!“

Der Reiter im Spittel.

Auf der Streu im Spital wimmert
Fieberkrank ein Reitersmann,
Durch die engen Fenster schimmert
Hell der Tag vom Frühlingsplan.
Horch, da zieht des Heeres Macht
Draußen hin zur blut'gen Schlacht,
Und hinein zu düstern Hallen
Dringet der Trompeten Schallen.

Mühſam von dem Lager hebet
Da der Reiter ſich und lauſcht,
Und ſein Herz, wie neu belebet,
Glüht von Kampfesluſt berauſcht:
Aber ſeiner Nerven Kraft,
Hat das Fieber hingerafft,
Und zurück auf's Lager nieder
Sinkt er bleich und machtlos nieder.

D'rauf wohl ſtreckt er beide Hände
Himmelwärts in tiefer Pein:
„Herr, nur hier laß' nicht mein Ende,
Hier nur nicht im Spittel ſein!
Nicht ein Feiger, ſiech und ſchlecht,
Nein, als Streiter im Gefecht,
In des Kampfes heil'gem Werben,
Herr und Vater, laß' mich ſterben!“

Und es ſchaut manch Aug' mit Thränen
Auf des armen Kriegers Noth,
Ach, umſonſt iſt all' dein Sehnen,
Feſtgebannt hält dich der Tod;
Nimmer aus dem düſter'n Haus
Trittſt du in die Welt hinaus,
Nimmer wird dein Roß dich tragen,
Deine Stunde hat geſchlagen.

Tröſtend aber zu ihm neiget
Sich ein Greis im Mönchstalar,
Der nun ſpricht: „Der Himmel zeiget
Seine Macht oft wunderbar;
Darum mögt Ihr voll Vertrau'n
Aufwärts zu dem Vater ſchau'n,
Was unmöglich ſcheint auf Erden,
Durch den Herrn kann's möglich werden.“

Und zu dumpfem Schlafe ſinket
Auf das Pfühl der Reiter hin.
Horch! nun ſchlägt's! — der Würger winket —
Schaut, da hat des Kriegers Sinn
Wild erfaßt des Wahnſinns Glut,
Und um ſich, mit aller Wuth
Sieht er jetzt die Schlacht erglühen
In des Fiebers Phantaſien.

Und ſein Roß mit ſcharfen Hufen
Wühlt voll Ungeduld den Sand;
„Rechtsgeſchwenkt!“ die Führer rufen —
Krampfhaft zuckt des Siechen Hand —
Und im blitzesſchnellen Flug
Wirft herum ſich Zug für Zug.
„Vorwärts!“ ſchallt es — und vom Hügel
Geht's hinab auf Sturmesflügel.

Und Schwadronen auf Schwadronen —
Hei! wie ſauſt und brauſt das vor,
Ringsum donnern die Kanonen,
Und vorüber pfeift's am Ohr.
„Vor, nur vor, mein braves Roß!“
Jubelnd folgt ihm nach der Troß,
Wie auch rings die Kugeln ſauſen
In des Todesſchlundes Grauſen.

„Nach, mir nach! — die Bahn iſt offen!“
Weh, da pfeift ein tödtend Blei:
„Herr, mein Gott, das hat getroffen!“ —
D'rüber, neben, ſauſt's vorbei:
„Vorwärts! — Unſer iſt der Sieg!“
Und er ſinkt — die Lippe ſchwieg; —
Alſo ſtarb auf ſeinem Pfühle
Er als Held im Kampfgewühle.

Die Grabessalve.

(Wahre Begebenheit.)

Sechs Corporale tragen
Zum Friedhof einen Sarg,
Der als des Todes Beute
Den besten Hauptmann barg.

Des Todten Kameraden
Sie folgten trüb dem Harm,
Sammt seinen Grenadieren,
Die gingen Hahn in Arm.

Die ſchwarzen Trommeln wirbeln.
Sie geben dumpfen Klang,
So ziehen ſie zum Thore
Hinaus den traben Gang.

Schon ſteh'n in einer Fronte
Sie vor des Hauptmanns Grab.
Nun ſchweben an den Seilen
Den Theuren Sarg hinab.

Ein lautes Klirren fliegt
Durch ſeine Compagnie,
Sie ſchultern, ſeine Thräne
Birgt mancher nur mit Müh'.

„So fahr' denn hin, du Edler,
Der uns ein Vater war,
Ein Lebewohl, das letzte,
Bringt Dir die treue Schaar!"

„Fahr' hin, da Dir der Himmel
Nicht läng're Friſt verlieh,
Doch wird an Dich gedenken
Stets Deine Compagnie!"

Und ſieh, bereit zum Schuſſe
Hält Jeder ſein Gewehr,
Dem Hauptmann zu erweiſen
Im Tod die letzte Ehr'.

Da ruft's: „Schlagt an! — Gebt Feuer!"
Aufflammt's mit einemmal,
Und weithin kracht die Salve
Mit donnergleichem Knall.

Sie dringt in's Ohr des Todten,
Der ſprengt mit Haſt den Schrein,
„Und wo es knallt, da muß auch
Dabei der Hauptmann ſein!“

Denn ſcheinbar nur verfallen
War er der finſtern Gruft,
Als ihn die Grabesſalve
Auf's neu' in's Leben ruft.

Schnell hat er ſich der Bande
Entrafft, er weiß nicht wie,
Und ſtreckt heraus die Hände
Nach ſeiner Compagnie.

Da ſchallt die öde Stätte
Von Jubel und Gebraus,
Da reißen aus dem Grabe
Den Theuren ſie heraus.

Schon bringt ihn freudetrunken
Zurück die Compagnie,
Und hundertſtimm'ges Jauchzen
Begleitet ihn und ſie.

Der tolle Grenadier.

Nach Frankreich aus dem Norden kam
Der alte Grenadier,
Ihm hat der Sehnsucht tiefer Gram
Das Herz zerrissen schier.

Ein Schuß, der ihn am grauen Haupt
Geſtreift im Neuſenland,
Hat, ach! dem Veteran geraubt
Zur Halbſcheid den Verſtand.

So kommt er nach der Seine Strand,
Ein Krüppel, ſiech und alt,
Die roſt'ge Flinte in der Hand,
Den Bündel aufgeſchnallt.

Er tritt in ſeiner Lieben Haus,
O weh, wie ſchwarz und leer,
Zum Friedhof zogen die hinaus,
Lebt Kein's von ihnen mehr.

Verödet blieb die Hütte ſteh'n,
Mocht Keiner dort hinein,
Weil ſie die Seuche auserſeh'n
Zum Schauplatz ihrer Pein.

Doch anders kommt's dem Grenadier
In ſeiner Torheit vor;
Die alte Mutter ſieht er hier
Am Rocken wie zuvor.

Sein Weib, das Kleine auf dem Arm,
Springt auf voll ſel'ger Luſt,
Und ſinkt nun frei von allem Harm
Ihm wieder an die Bruſt.

Der Hund ſelbſt ſpringt an ihn hinan,
Und zerrt ihn am Gewand.
Wie wohl, wie wohl ihm das gethan,
Daß er ſie wieder fand!

Und freudig zu den Seinen setzt
Der Alte sich sogleich,
So warm durchglüht, so tief ergötzt,
Das Herz so froh und weich.

Die Leute draußen sah'n ihm's an,
Und sind gar sehr gerührt,
Ach, daß den armen alten Mann
Der Wahnsinn hat berührt.

Schon naht ein Arzt voll edler Hast
Dem Haus, wo Jener weilt,
Der spart nicht Sorge, gönnt nicht Rast
Sich mehr, bis er geheilt.

Und sieh', nach wen'gen Wochen ist
Der Wahnsinn schon verbannt,
Und klar so wie in alter Frist
Ist wieder sein Verstand.

Doch schmerzlich blickt der Kriegersmann
Herum nun in dem Haus.
„O Gott! was habt ihr mir gethan!"
Ruft er verzweifelnd aus.

„Die ich in meinem Wahnsinn sah,
Sind todt jetzt und dahin,
Ach, daß solch' Schlimmes mir geschah,
Daß ich genesen bin!"

Und grimm und grimmer stets zerreißt
Des Kriegers Brust der Schmerz.
So gab die Heilung ihm den Geist,
Doch ach, sie brach sein Herz.

Die Veldeneiche bei Peterwardein.

Wen ſchleppen dort die Reiter bewältigt aus dem Kampf?
Nicht kann ich ihn erkennen, umhüllt vom Pulverdampf."
So ſpricht der Ali Baſſa, und ſpornt ſein ſchäumend Roß,
Und fliegt mit glüh'nden Blicken hin zu dem fernen Troß.
„Ei, ſieh doch! ſieh! Graf Brenner!" jauchzt er nun freudig auf;
„Du ſelbſt in unſern Händen, fürwahr ein guter Kauf!
Hinweg mit ihm vom Kampfe, zum Hügel dort hinan!"
So ruft er d'rauf und ſprenget voraus die wüſte Bahn.

Nach ſchleppen ſie den Grafen in blinder Siegeswuth,
Mit Hohn in ihren Mienen, das Aug' voll wilder Glut,
Und wo nächſt der Capelle eine Eiche, ſtark und alt,
Den langen Schatten breitet, da ruft der Führer: „Halt!“

„Nun, Brenner, magſt du wählen, noch haſt du freie Wahl:
Soll dir die Freiheit werden für Lob und bitt're Qual,
So ſag' von deinem Kaiſer, befolge Freundesrath,
Erkenne Mahoms Lehre und werde: Renegat!“

Doch voll Verachtung wendet der Graf ſich weg und ſpricht:
„„Ich bin ein Oeſterreicher, der läßt den Kaiſer nicht!““
„Wohlan,“ ſo brüllt der Baſſa, „laß uns doch einmal ſeh'n,
Ob nicht dein Stolz zu beugen, wie lang' er wird beſteh'n!“

„Schleppt ihn zu jenem Baume, dort ſchmiedet mir ihn an,
Von dort aus überſchaue ſein Aug' den weiten Plan,
Dort ſchüttle er die Ketten, wenn er voll Ingrimm ſieht,
Wie vor dem halben Monde der ſtolze Adler flieht.“

„Da wind' er ſich in Ohnmacht, dem Niedrigſten ein Spott,
Da rufe er nach Hilfe umſonſt zu ſeinem Gott;
So ſoll er dort am Baume verzweifeln, rettungslos,
Bis ihm das Herz zerſchmettert ein türkiſches Geſchoß!“

Und hin zum moos'gen Stamme reißt ihn die Schaar ſogleich,
Schon tönt der ſchwere Hammer im raſchgeführten Streich,
Die Eiſenketten klirren, bald iſt das Werk vollbracht,
Und ringsum in der Ferne erbrauſt und tobt die Schlacht.

Jetzt ſteht er angefeſſelt und regungslos am Baum,
Vor ſich in weiter Ferne den morderfüllten Raum,
Das Koller abgeriſſen, des Waffenkleides baar,
Doch kühn dem Tod nun trotzend, wie früher der Gefahr.

Und sieben Bogenschützen stellt nach der Vassa hin,
Die haben für den Grafen allein nur Aug' und Sinn,
Daß, wenn die Schlacht sich wende nicht zu der Pforte Heil,
Sogleich sein Herz durchbohre der sich're Todespfeil.

Und in's Getümmel sprenget der Vassa jetzt hinein,
Der Dampf der Feuerschlunde hüllt Kampf und Kämpfer ein,
Der Rosse Hufschlag donnert das weite Feld entlang,
Und wildes Schreien mischet sich mit der Waffen Klang.

Bald in die Ebene walzet sich hin das Schlachtgebraus,
Bald nah, bald ferne wüthet des Streites Glut und Graus,
Doch wie und wo er tobet, ob nahe oder fern,
Noch ist für Türk' und Christen verhüllt der Siegesstern.

Doch — horch! — mit Einemmale erschallt durch Glut und Dampf
Ein tausendstimmig Heulen inmitten aus dem Kampf;
Schon klirret um den Grafen der Schützen Mordgeräth,
Indeß er selbst am Baume inbrünstig betend steht.

„„O du mein Gott im Himmel! erhöre jetzt mein Fleh'n,
Laß nicht in Tod und Schande die Meinen untergeh'n,
Gib ihnen Kraft im Kampfe, Du, der sie oft geführt,
Daß nicht ob unser'm Falle der Heide triumphirt!““

„„Gib Eugen den Lorbeer, — gib . . .““ horch! da sprengt im Flug
Ein Reiterschwarm vorüber im regellosen Zug,
Und einer von den Letzten, der dort die Schützen sieht,
Ruft im Vorüberfliegen: „Verloren! — fliehet! flieht!“

Und kaum als dieß der Flücht'ge zu Brenner's Wächtern ruft,
Da schnellt die Bogensehne, da zischt es durch die Luft,
Von seinen Lenden nieder strömt roth ein warmer Quell,
Doch flammt's aus seinem Auge wie Siegesfeuer hell!

Und wieder jagen And're am Blutigen vorbei,
In sausendem Galoppe, mit wildem Wehgeschrei:
„Der Bassa liegt erschossen! — Verloren ist die Schlacht,
Fort! flieht! Ihr habt am längsten den Christenhund bewacht!"

Jetzt saust's von allen Bogen, jetzt gilt's das wärmste Blut,
Des Baumes Wurzeln baden sich in der rothen Flut;
Doch dringt kein Laut des Jammers, obgleich schon todeswund,
Dem deutschen Heldengrafen vom bleichgewordnen Mund.

Jetzt bricht ein Pfeil inmitten sich Bahn durch seine Brust,
Da flirrt's ihm vor den Sinnen; — nur halb sich mehr bewußt,
Ruft er mit schwacher Stimme: „„Heil dir — Held Eugen!""
D'rauf schloß er seine Augen, und mocht' nichts weiter seh'n. —

Noch jetzt steht jene Eiche nah' an dem Kirchenrain,
Ein ärmliches Geländer aus Holz nur schließt sie ein,
Noch steht sie, wenn gleich nimmer von seinem Blute roth,
Und mahnet Oestreichs Helden an Brenner's Heldentod.

Die Oesterreicherin und der Franzmann.

Aus Dorf und Kirche schlägt die Glut,
Um Gott! wie haust der Feind voll Wuth,
Davonst an seiner Spitze,
Das Aug' voll grimmer Blitze.

Und mitten unter Rauch und Brand
Da raubt und würgt der Franzen Hand,
Und hat für all' die Armen
Kein Schonen, kein Erbarmen.

Ha, ſchaut den Mann, vom Blute roth,
Juſt ſchlug er dort den Alten todt,
Wie tobt er, wild und fluchend,
Ein neues Opfer ſuchend!

Wie wüſt und ſchreckbar ſieht er aus,
So Bart und Mütze ſchwarz und kraus,
Des Buſches roth Gefieder
Weht wild vom Haupt ihm nieder.

Und einen Beutel ſchwingt die Hand
Voll guten Gold's aus deutſchem Land,
Dem Landmann abgerungen,
Den er im Stand bezwungen.

Und ſpähend irrt er jetzt umher,
Und prüft und ſchärft die blanke Wehr,
Entbrannt von neuen Lüſten
Zu würgen, zu verwüſten.

Was ſchimmert dort im Fenſter?! — Ha,
Weich blühend Antlitz leuchtet da!
„Dich Röslein lohnt's zu brechen,
Mag auch dein Dorn mich ſtechen!"

So ruft der wuth'ge Franzmann aus,
Und tobt und rüttelt an dem Haus,
Und ach, den grimmen Streichen
Muß Thor und Riegel weichen.

Und durch die Hausflur toll und grimm
Bricht er mit frechem Ungeſtüm,
In ſeiner Bruſt die Gluten
Wie Lavaſtröme fluten.

Auf reißt er jetzt die Stubenthür',
Da tritt ein Mägdlein d'raus herfür,
Wie er in seinen Gauen
Noch kein's bekam zu schauen.

Gescheitelt schön das braune Haar,
Das Aug' der Maid so blau und klar,
Wie Pfirsch und Kirsche prangen,
So blühen Mund und Wangen.

Ein rothes Mieder, schlicht und rein,
Schließt ihren keuschen Körper ein,
Des Röckchens woll'ne Hülle
Umfließt der Glieder Fülle.

Kein Bangen über ihr Geschick
Spricht aus dem kindlich freien Blick:
Dem Herren fromm ergeben
Hat ja die Maid ihr Leben.

Und sanft spricht sie den Franzmann an:
„Thu' mir kein Leid's, du blut'ger Mann!"
Und schaut so treu und milde
In's Antlitz ihm, in's wilde.

Wohl hat der grimme Franze dort
Verstanden nicht des Mägdleins Wort,
Doch spurt mit heiß'ren Schlägen
Sein Herz ein seltsam Regen.

Und sieh', das Antlitz rauh und grimm,
Durchzuckt's so weh mit einmal ihm,
An den verbrannten Wangen
Zwei helle Tropfen hangen.

Den Beutel voll und reich an Werth
Wirft er vor ihr hin auf die Erd',
Und blickt ihr unverwendet
In's Aug', als wie geblendet.

Dann rafft er, hu! wie wild und graus,
Sich haſtig auf und ſtürmt hinaus;
Die Magd in aller Reine
Stand unverſehrt, alleine.

Der Cordonist.

So ist der arme Cordonist,
Der niemals lacht noch weint,
Es scheint sein Herz von Eisen fast,
Sein Antlitz wie versteint.

Sein Säbel, seine Klinge ist
Tagtäglich spiegelrein,
Das schwarze Riemzeug stets so blank,
Es kennt' nicht blanker sein.

Auch iſt ſein Schnurbart ſteif gewichſt,
Kein zweiter iſt ihm gleich,
Sein Aug' allein iſt ſtier und todt,
Und ſeine Wang' iſt bleich.

Zehn Jahre ſind nicht ganz vorbei,
Da ward die Wang' noch roth,
Da ward ſein Aug' noch friſch und klar,
Das jetzt ſo ſtier und todt. —

Als Wache auf dem Poſten ſtand
Er einſt nach ſeiner Pflicht,
Und ſah mit Schmerz hinab in's Thal,
Wo er erblickt das Licht;

Denn d'runten würgte grimm die Peſt,
Die Alt und Jung nicht ſchont,
Im Thale, wo die Mutter ihm,
Die greiſe Mutter, wohnt.

Nicht wußte er, ob lebend ſie,
Ob ſie bereits im Grab,
Denn Niemand durfte ja herauf,
Und Niemand durft' hinab.

So ſtand er dort in finſt'rer Nacht
Allein, auf felſ'ger Höh',
Und blickte nieder in das Thal
Voll tiefem Sehnſuchtsweh! —

Doch größ're Sehnſucht noch ergriff
Sein altes Mütterlein,
Sie konnte nimmer einſam mehr
In ihrem Hüttchen ſein.

Sie dachte nur an ihren Sohn.
Und raffte ſchnell ſich auf,
Sie mußte wiſſen, wie's ihm ging,
Sie mußt' zu ihm hinauf.

Und durch die finſt're, ſturm'ſche Nacht
Zog ſie dahin zur Stund':
„Laß hören mich zwei Worte nur,
O Herr, aus ſeinem Mund!"

So klomm ſie wohl den Berg hinan,
Umtobt vom Windsgebraus,
Es troff der Schweiß ihr von der Stirn,
Der Athem ging ihr aus.

Jetzt hatte ſie erreicht die Höh',
Da rief es barſch: „Wer da?"
Da brach ihr Knie', da wußte ſie
Nicht gleich wie ihr geſchah.

Und nochmal rief's: „Wer da?" — doch ach,
Ihr fehlte Stimm' und Wort,
Hat ſie erkannt auch gleich den Sohn
Im Cordoniſten dort.

Und wieder donnert's an ihr Ohr:
„Wer da!" zum dritten Mal,
Da wollte rufen ſie — doch ſchon
Verſchlang den Ruf ein Knall.

„Dich hab' ich!" brummt der Cordoniſt,
Und lad't ſein Rohr auf's Neu',
Doch war um's Herz mit einmal ihm
Gar ſonderbar dabei.

Ihm war, als wär' der Schuß ihm selbst
Gefahren durch die Brust,
Und war er sich doch weiter nichts
Als seiner Pflicht bewußt.

Da trat aus dichter Wolkennacht
Der bleiche Mond hervor.
„Wer war's doch, der so kühn gewagt
Zu klimmen hier empor?"

Und wie er hin zur Leiche trat,
Da stand er starr wie Stein,
Denn vor ihm lag, durchbohrt die Brust,
Sein eig'nes Mütterlein.

Seitdem hat nie der Kordonist
Gelacht mehr und geweint,
Seitdem scheint Eisen fast sein Herz,
Und sein Gesicht versteint.

Seitdem ist seine Wange bleich,
Sein Aug' so stier und wild,
Denn immer schwebt vor seinem Blick
Das nächtig' blut'ge Bild.

Soldatenliebe.

Der Landsknecht in der Schenke ſitzt,
Wie doch ſein Aug' von Frohſinn blitzt.

Er faßt den Krug, er trinkt ihn leer,
Der Wein behagt dem Landsknecht ſehr.

Da iſt auch eine junge Maid,
Ein junges Röslein von der Heid',

Die ſpringt mit Krügen hin und her,
Die Maid gefällt ihm noch viel mehr.

Ugd um die Maid, von Liebe warm,
Der Landsknecht ſchlingt den ſtarken Arm,

Er gibt ihr einen heißen Kuß:
Holla! da knallt der erſte Schuß.

Wie rafft er ſich da auf geſchwind.
„Nun fahre wohl, du ſüßes Kind!“

„O wahr' mir deine Liebe du,
Bis mir auch einmal lacht die Ruh'!“

Und muthig eilt er in die Schlacht. —
Ha, wie das blitzt und toſt und kracht.

Er ſtreitet als ein rechter Mann;
Bald iſt es um den Feind gethan. —

Die Schlacht iſt aus, die Wahlſtatt leer.
Was wallt dort durch die Oede her?

Das iſt des Landsknecht junges Lieb,
Will ſehen, wo ihr Liebſter blieb.

Hilf Gott! da liegt, mit Blut befleckt,
Vor ihr der Landsknecht hingeſtreckt.

„Iſt das, o Landsknecht! deine Ruh',
Wenn kalt dein Herz, dein Auge zu?“

„Doch iſt ſie's auch, zu meinem Leid,
Dich lieb' ich doch in Ewigkeit!“

Der Trompeter.

Hinſprengen die Reiter, es bebet der Grund,
Wie blinkt in der Sonne der Stahl,
Der Trompeter voraus, die Trompete am Mund,
Das gibt einen herrlichen Schall.

Vernimmſt du die Klänge, du muthiges Herz?
Sie rufen zum Siege, zum Glück,
Hinein in die feindlichen Reihen von Erz,
Nicht denk' an die Deinen zurück!

Fort ſchallt die Trompete mit werbendem Klang,
Schon knallen die Schüſſe darein,
Wie donnert's die dumm'rige Heide entlang,
Es zittert der Wald und der Hain.

So woget und tobet und brauſet die Schlacht,
Wer weiß es, wohin und wie weit?
Da breitet den Mantel die ſchaurige Nacht
Und endet den blutigen Streit.

Der Mond aus den Wolken tritt lauſchend hervor,
Wie ode die Wahlſtatt nun liegt,
Wie ruhen ſo friedlich ſie Alle, die vor
So wüthend einander bekriegt.

Noch reget ſich Mancher mit ſchwindender Kraft
Und blickt nach dem nächtlichen Licht,
Bald hat er für immer der Qual ſich entrafft,
Es ſagt's wohl ſein bleiches Geſicht.

Und ſieh! dort am Hügel, aus Leichen erhebt,
Da liegt der Trompeter im Blut,
Der Nachtwind, der ſchauernd die Heide durchwebt,
Erweckt auch in ihm noch die Glut.

„So fielt Ihr anheim ſchon, o bitteres Leid!
Der allesvernichtenden Nacht!
So bin ich der Letzte, der hier auf der Heid'
Verathmet in einſamer Nacht?"

„Und bin ich der Letzte, und rief doch hinaus
Euch zu dem entſcheidenden Tag,
So iſt's meine Pflicht auch zu rufen nach Haus
Euch wieder, ſo gut ich's vermag!"

Und einmal noch blickt der blutige Mann
Herum in dem lautloſen Rund,
Erhebt ſich und faßt die Trompete ſodann,
Und ſetzt ſie mit Müh' an den Mund.

Da ſchallt es noch Einmal mit mächtigem Klang
Hin über die Leichen ſo roth,
Da klingt es ſo ſchaurig, ſo klagend und bang' —
D'rauf aber iſt's ſtille und todt.

Der Deſerteur.

„Nun ſprich!“ ſo herrſcht der Capitän.
„Wo trieb̃ſt du dich umher?
Warum, kein Läugnen hilft dir jetzt,
Wardſt du zum Deſerteur?“

„Um Gott, nie kam mir's in den Sinn,
Daß treulos ich der Pflicht;
Doch konnt' die Mutter ich daheim
Erhungern ſehen nicht.“

„Ein Acker iſt ihr eigen nur,
Den pflügt' ich ſonſt allein;
Doch fiel ich fort, will Niemand ihr
Die Hand zur Arbeit leih'n.“

„Vergebens bat und flehte ich
Um vierzehn Tage Zeit,
Und endlich trieb mich hin zu ihr
Verzweiflung, Angſt und Leid.“

„Jetzt iſt's beſorgt, nun kehr' ich auch
Zurück zu meiner Pflicht.“
So der Recrut; der Hauptmann d'rauf
Mit finſt'rer Stirne ſpricht:

„Nicht folgen blinder Neigung darf
Nach Willkür der Soldat,
Gehorſam iſt die erſte Pflicht,
Die er zu üben hat.“

„Du kannteſt Strafe und Vergeh'n,
Du hatteſt freie Wahl —
Mit fünfzig Streichen büßeſt du
Den Fehl für dieſes Mal.“

Wohl unter grimmer Streiche Wucht
Erbebt ihm das Gebein,
Doch keinen Laut des Jammers preßt
Aus ſeinem Mund die Pein.

Nur eine Thräne rollte ihm
Vom Aug', ſo treu und licht,
(Sie galt der lieben Mutter ja)
Herab im Angeſicht.

Und forthin dient er treu und brav,
Wie's ihm befiehlt die Pflicht,
Und in dem ganzen Regiment
Gibt's einen Bravern nicht.

Im Baum wird wieder welk das Laub,
Die Erde deckt der Schnee,
Und wieder kommt die Frühlingszeit,
Nur ihm zu bitt'rem Weh!

Und ohne Ruh' und ohne Raſt
Drängt's ihn in ſeiner Bruſt,
Und bei der Mutter iſt er ſchon,
Kaum als er ſich's bewußt.

Mit kräft'ger Hand beſorgt er dort
Den Acker ihr, o Glück!
D'rauf wieder zu dem Regiment
Kehrt' er in Eil' zurück.

Doch furchtbar bringt ihm den Willkomm'
Der Hauptmann jetzt voll Muth:
„Ha Burſche! will dir kühlen doch
Das allzu heiße Blut!"

Die Trommel wirbelt, ſauſend fällt
Die Gerte, o des Graus!
Ach, könnteſt du, o Mütterlein,
Den armen Sohn jetzt ſchau'n!

Und achtmal hat die Marterbahn
Still wimmernd er durchwallt,
Da ſinkt er, all der Kraft beraubt,
Zur Erde bleich und kalt.

Im Spital erſt erwachet er
Zu neuer Fieberqual,
Doch auch von dieſer Pein geneſ't
Der Aermſte allzumal.

D'rauf in dem Schilderhäuschen ſteht
Er wieder, macht die Rund',
Und übet ſeine Pflicht getreu,
Wie früher, Stund für Stund'.

Doch Himmel, wie der Lenz erwacht,
Da treibt's ihn wieder fort,
Nur bei der Mutter, nur bei ihr,
Dort iſt allein ſein Ort.

Und emſig pflügt er ihr das Feld,
So wie er ſonſt gethan,
Und lockert hinter ſeinem Pflug,
Im Schweiß, den kleinen Plan.

Da plötzlich klirrt's in Waffen laut
Um ihn, und rauh und kalt
Reißt ihn von ſeiner theu'ren Pflicht
Die eiſerne Gewalt.

Im Kerker liegt er, weinend nur
Um ſeiner Mutter Noth
Und denket nicht, daß ſelber er
Verfallen nun dem Tod.

Denn: Tod erheischet das Geſetz,
Kein Retter ſteht ihm auf,
Drei Tage — und beſchloſſen iſt
Sein dunkler Lebenslauf.

Und ach — der dritte Tag erglüht;
Und ohne Sang und Klang
Zieht eine Schaar in blanker Wehr'
Durch's Thor, das Feld entlang.

Ein bleicher Jüngling mitten d'rin',
Umgluht vom Morgenſchein:
„So mußt du doch verſchmachten jetzt,
Mein armes Mütterlein!"

Und eine bitt're Thräne quillt
Ihm heiß vom Aug' herab:
„Ach könnt' ich nur erretten dich,
Wie gern ſtieg ich in's Grab!"

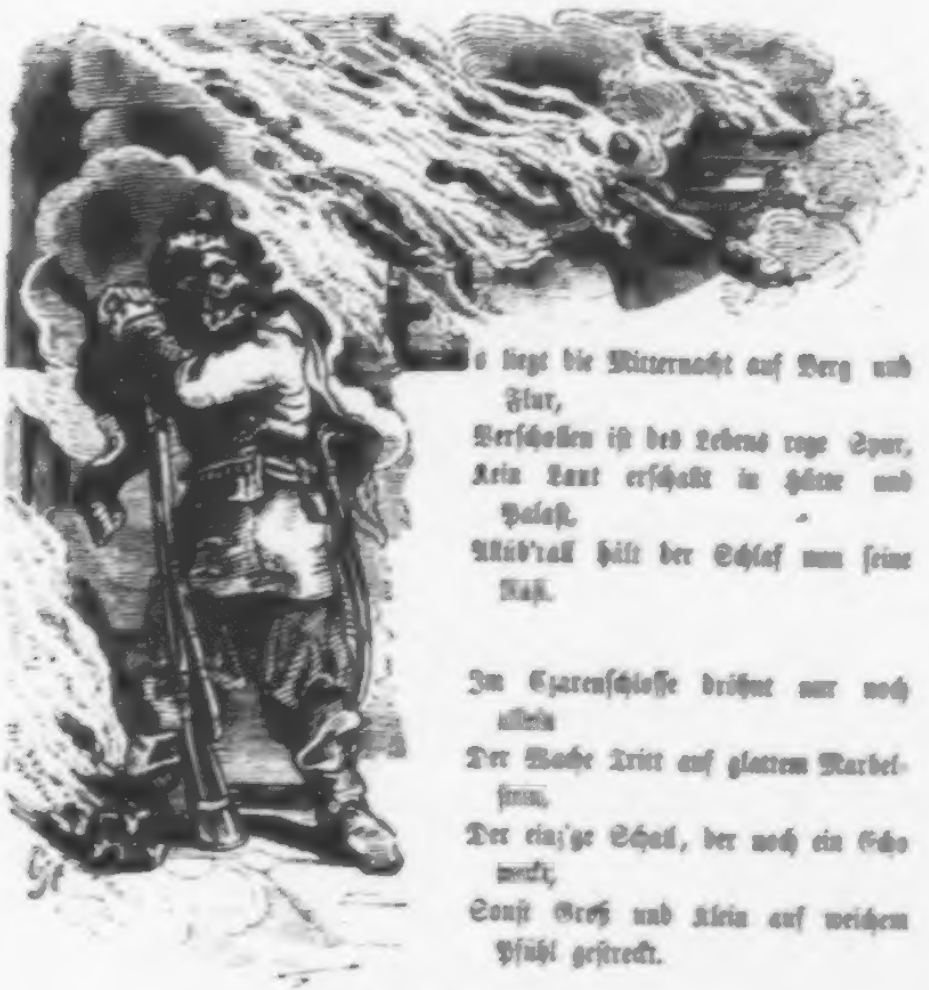
Es hält die Schaar — die Binde hüllt
Mit Macht das Aug' ihm ſchon. —
Ein Blitz — ein Knall! — und regtos liegt
Im Blute der treu'ſte Sohn. —

Weit — als der Frühling wieder kommt,
Die greiſe Mutter fragt:
„Wo iſt mein Sohn? — wo iſt mein Sohn?
Iſt Keiner, der mir's ſagt?"

Der Sohn blieb fern; — der Acker wüſt,
Sie hungerte ſo ſehr:
Da lud voll Huld das Mütterlein
An ſeinen Tiſch der Herr.

Ein russischer Posten.

(Wahre Begebenheit)



So liegt die Mitternacht auf Berg und Flur,
Verschollen ist des Lebens rege Spur,
Kein Laut erschallt in Hütte und Palast,
Allüberall hält der Schlaf nun seine Rast.

Im Czarenschlosse dröhnt nur noch allein
Der Wache Tritt auf glattem Marmelstein,
Der einzige Schall, der noch ein Echo weckt,
Sonst Groß und Klein auf weichem Pfühl gestreckt.

Einförmig aber schreitet der Soldat,
Der just im Vorgang die Wache hat,
Stramm, stramm, wie's ihm die Pflicht erlaubt
Den Schlaf zu wehren von dem müden Haupt.

Jetzt klirrt die Flinte in des Starken Hand,
Der Säbel an der Seite streift die Wand,
Wie er so schreitet schweigsam auf und ab,
Und wieder stille wird's als wie im Grab.

Ist's doch als sei gebannt die flücht'ge Zeit,
Es stört kein Schlag der Uhr die Einsamkeit,
Zwei ferne Lampen flackern nur allein
Den Gang beleuchtend mit gespenst'gem Schein.

Da denkt wohl der Soldat an dich und das,
An Olga, die, fast wird das Aug' ihm naß,
Im fernen Hüttchen, am Ladogasee
Jetzt seiner harrt in namenlosem Weh.

Dann denkt er wieder, und sein Muth erwacht,
An Pulverdampf und an Aschenkessenschlacht,
Und wie als Sieger froh und hochgeehrt
Im Flug er heim zu seiner Liebsten kehrt.

Und wie er so die künft'ge Zeit sich malt,
Vom Glück des Ruhmes und des Sieg's umstrahlt,
Horch auf! erdröhnt's da nicht ganz ferne, sacht?
Nicht doch! was sollte dröhnen hier zur Nacht!

Doch wieder dröhnt's und lauter als zuvor;
Es horcht der Krieger mit gespanntem Ohr.
Nein, nein! es äffte dießmal ihn kein Wahn,
Denn immer lauter schallt's zu ihm heran.

„Ein seltsam Ding!" so denkt sich der Soldat,
„Weiß Gott, was vor das Volk im Schlosse hat!
Doch was auch kümmert mich ihr Nachtplaisir,
Als Wache steh' ich auf dem Posten hier,"

„Und den zu hüten heiſcht des Kriegers Pflicht,
Bis „Abgelöſt!“ zu ihm die Kunde ſpricht,
Und wahrlich, bis geſprochen nicht dieß Wort,
Bringt von dem Platz mich auch kein Teufel fort!“

So brummt der Krieger, doch der wirre Schall
Erwecket lauter ſtets den Widerhall.
Vom Dom daneben kommt's, was mag's nur ſein?
Sieh! durch die Fenſter welch ein greller Schein!!

Da plötzlich zetter's durch das öde Haus:
Von unten, oben, gellt's wie Sturmgebraus,
Und glutheil durch die Scheiben malt's die Wand.
„Beim ew'gen Gott, es ſteht das Schloß in Brand!“

„Ja ja! ſo iſt's! Schon heulet durch die Luft
Die Feuerglocke, die nach Hilfe ruft;
Im Schiff der Kirche brennt's, ſchon werd' ich klar
Durch's Fenſter Thurm und Flamme dort gewahr!“

„Verdammt! ich kann vom Poſten hier nicht fort,
Bis mich der Pflicht entband der Kunde Wort.
Ha, daß ſie käme! —“ Horch! da kracht das Thor,
D'raus drängt in wilder Flucht es ſich hervor.

Die Popen ſind es mit dem Kirchgeräth',
Die, aufgeſcheucht vom Brande im Gebet,
Noch Rettung ſuchen vor der grimmen Glut
Mit raſchem Fuß, für das geweihte Gut.

Und an der Wache ſtürzen ſie vorbei.
„Gottliche!“ rufen ſie mit wirrem Schrei,
„Die Flamme folgt uns auf dem Fuß in Haſt,
Nicht mehr entkommſt du ſonſt dem ſchlimmen Gaſt!“

„Entflieh'n? vom Poſten? Nun und nimmermehr!“
Ruft der Soldat, und faßt an ſein Gewehr.
Doch wild und wilder dröhnet, hallt und ſchallt
Des Feuers allvernichtende Gewalt.

Da naht ein greiſer Prieſter im Talar,
Das Antlitz Schnee, im Flug das weiße Haar,
Der ruft zum Krieger: „Fliehe, da's noch Zeit!
Nur raſche Flucht dich noch vom Tod befreit!“

„Hinweg, Verſucher!“ donnert der Soldat,
Und weiter flieht der Greis; doch ſieh! ſchon hat
Des Feuers Wuth den Bogengang erreicht,
Der Krieger ſieht's und ſeine Wang' erbleicht.

Da ſtürzt der Biſchof ſelber jetzt herein:
„Fort da, Soldat! was willſt du noch allein?
Hier gibt's nichts zu bewachen mehr, hinweg!
Dein müßig Steh'n iſt hier von keinem Zweck!“

Der aber: „Herr! was immer mich bedroht,
Vom Poſten darf ich nicht und gilt's den Tod;
Es bindet mich ein Eid an dieſen Platz,
Und der gilt gleich des Kaiſers beſtem Schatz.“

„D'rum gebt mir nur den Segen unverweilt,
Bevor die Flamme Beide uns ereilt!“
Der Krieger ſpricht's und ſinkt vor ihm auf's Knie,
Den Biſchof aber faßt's er weiß nicht wie.

Mit Staunen und Bewund'rung hängt ſein Blick
Am Krieger, der das gräßliche Geſchick
Mit ſolchem Muth erwartet; doch da iſt
Zu lang'rem Säumen weiter keine Friſt.

Und angeglüht vom nachgewähten Brand
Legt auf ſein Haupt der Biſchof ihm die Hand:
„„Gott ſei mit dir und ſeiner Heil'gen Schaar!““
Dann weicht auch er der dräuenden Gefahr.

Und wild und immer wilder bricht heran
Die ſchonungsloſe Flamme ihre Bahn,
Es kracht und trümmert, praſſelt, ſtürzt und gellt,
Als war's der Untergang der ganzen Welt.

Schon ringelt ſich zum Fenſter dort herauf
Die Feuerſchlange mit behendem Lauf,
Jetzt windet ſie, von jeder Feſſel frei,
Zum Grabverfall'nen ſchnaubend ſich herbei.

Der aber ſpricht noch, wie ein leiſ' Gebet,
Ein Wort, das tief ihm in dem Herzen ſteht;
Das Wort heißt: Olga! Hört es auch kein Ohr,
Die muß es ahnen, die ihn jetzt verlor.

Und ringsum füllt Verderben, Tod und Graus
Mit allen Schrecken das verlaſ'ne Haus,
Doch feſt und aufrecht, wie auf der Parad',
Steht noch in Rauch und Flamme der Soldat.

Da gellet ſinnbetäubend ein Gekrach,
Zuſammenſchmetternd ſtürzt des Hauſes Dach,
Und unter Schutt und Balken, Stein und Erz,
Begraben liegt ein ſtarkes Männerherz.

Der Reiter und sein Ross.

Es zittert die Fläche, der Kampf bricht los,
Hinſprengen die Reiter auf flücht'gem Roß,
Es ſchnauben die Nüſtern, die Mähne fliegt,
Sein Held ſich der Reiter im Sattel wiegt.

Schon treffen zuſammen ſie Mann an Mann,
Der Dampf der Geſchütze verhüllt den Plan,
Allein wie der Blitzſtrahl durch Wolken fährt,
So flammt durch die Schwaden des Reiters Schwert.

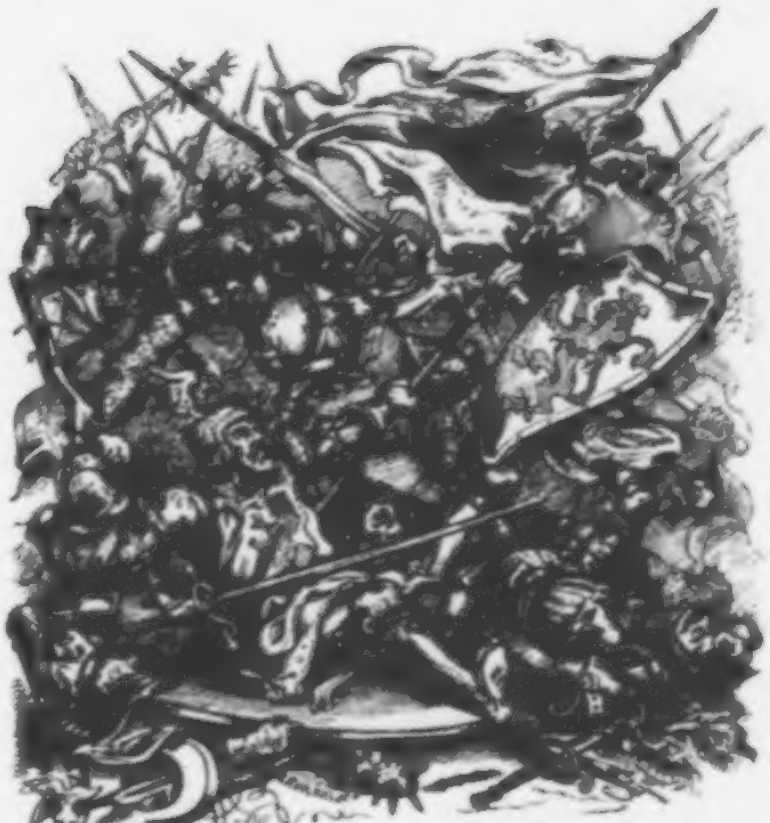
Schon zieht in die Ferne ſich hin der Streit,
Ringsum nur die Oede der Winterzeit,
Doch ſieh! der Reiter, ſo kühn von Muth,
Der liegt dort gebettet in ſeinem Blut.

Und nieder auf ihn, wie ſo leicht und ſacht
Die Flocken fallen aus grauer Nacht.
Was keucht da herüber, durch Heid' und Moor?
Das todtwunde Roß, das den Reiter verlor.

Es ſucht ſeinen Herrn mit der letzten Kraft,
Da ſieht es ihn liegen, und ſteht erſchlafft,
Und wiehert ihn an mit ſchaurigem Ruf,
Und ſcharret den Schnee mit wehem Huf,

Und neiget das Haupt, wie von Schmerz erfüllt,
Zum Reiter, den dichter der Schnee umhüllt;
Doch wie er ihn ganz, als ein Bahrtuch, bedeckt,
Da liegt es auch todt neben ihn geſtreckt.

Niklas Thut.



Bei Sempach iſt erglühet ſeit Stunden ſchon die Schlacht,
Viel Hundert ſind geſunken bereits in Todesnacht;
Des Herzogs Schaaren fliehen, nur Wen'ge halten Stand,
Der Vorderſte, er ſelber, das Banner in der Hand.

Die Baumgartner ihm zur Seiten, die halten treulich aus,
Wie Mann um Mann auch sinket im wilden Schlachtgebraus,
Und ist der Herr verloren, so wie es hat den Schein,
So wollen sie, die Treuen, auch nicht gerettet sein.

Das Häuflein schmilzt zusehends, in Strömen rinnt das Blut,
Doch die noch leben streiten mit kaltem Heldenmuth:
Da fällt ein Schwertschlag zischend im blut'gen Kampfesrund,
Der streckt den kühnen Leupold zur Erde todeswund.

Und einen Kämpfer reichet er rasch das Banner hin,
Der Niklas Thut geheißen, der schwingt es stark und kühn,
zu dem noch ruft der Herzog mit schwacher Stimm' hinauf:
„Laß dir die Fahn' nicht nehmen!" ruft's, und verscheidet d'rauf.

Der Niklas aber faßte die Fahn' gar kräftig an,
Die konnt' ihm Keiner nehmen, wer immer mochte d'ran,
Wie Schwert um Schwertstreich sauste hellblitzend durch die Luft,
Ein jeder Streich des Niklas reißt einen Feind zur Gruft.

Fort wälzet das Getümmel sich jetzt, verwirrt und wild,
Sein Nachlaß blut'ge Leichen, zertrümmert Schwert und Schild,
Und weiter, immer weiter, hinaus zu Schlucht und Thal,
Wie ferner Brandung Murren — tönt noch der Massen Schall.

Ringsum jetzt nächtig Dunkel, — bleich schaut der Mond herab
Auf all die starren Todten und auf das weite Grab,
Da lagen viel der Helden, gar sieghaft hingestreckt,
Die waren alle herrlich mit Purpur überdeckt.

Auf einem Leichenhaufen — zu höchst — lag Niklas Thut,
Die beiden Arm' als Stümpfe — die treue Brust voll Blut,
Sein Banner aber ließ er nicht in der größten Noth,
Noch hielt er's — mit den Zähnen, — als er schon lange todt.

So hat der wack're Kämpe vertheidigt seine Fahn',
Eine alte Chronik hat mir's vor Langem kund gethan.
Hab d'rauf dies Lied gesungen, fänd's Einer nicht für gut,
Sang ich's doch dir zu Ehren, du braver Niklas Thut.

Ritterlod.

Der Abend kam, die Schlacht war aus,
Da lagen Drei auf dem Schlachtfeld draus',
Die hatten gekämpft voll grimmer Wuth,
Nun aber lagen sie all' im Blut,
Und jedem von ihnen ward's offenbar,
Daß all' das Kämpfen nun aus und gar.

Der Eine, war wohl gar ein tapf'rer Geſell',
Doch raſtlos und wild wie die Meereswell',
Der hub, lautraſſelnd im blutigen Stahl,
Sich mühvoll auf — zum letzten Mal,
Und ſchaute herum und lachte gar wild,
Daß es weithin ſcholl über's Schlachtgefild',
D'rauf ſank er zurück, ſo dumpf und ſchwer,
Und hub und regte ſich nimmermehr.

Der And're der wälzte ſich lange Zeit,
Faſt ward ihm zu eng' das Schlachtfeld weit,
Der ſtöhnte und wühlte mit kalter Hand
In Erd' und Haar, und zerriß ſein Gewand,
Bis endlich das zagende Herz ihm brach
Und regelos er auf der Heide lag.

Der Dritte aber, der lag gar ſtill,
Die Locken umweht von der Winde Spiel,
Der lachte nicht frevelnd der letzten Noth,
Der bebte nicht feig vor dem nahen Tod,
Der blickte recht mild in's Gewölk hinein,
Und ſchlief voll Ergebung im Herren ein.

Und als nun am Morgen mit Spaten und Scheit
Sie Alle begruben auf öder Heid',
Da ſchauderten Alle vor'm Erſten zurück,
Beim Zweiten ſprach Grau'n nur aus jedem Blick,
Doch ſah'n ſie voll Ehrfurcht den Dritten an,
Denn der ſtarb recht wie ein Reitersmann.

Ein Husarenstreich.

Von den Jägern eingefangen
An der Ungargränze war
Ein von seinem Corps versprengter
Insurrectionshusar.

Seinem Mißgeſchick ſich fügend,
Weil's für ihn zu ändern nicht,
Geht er fort in ihrer Mitte
Trotz und Gleichmuth im Geſicht.

Und ſo zogen manche Stunde
Sie durch Haiden leer und todt,
Bis die Müdigkeit der Glieder
Eine kurze Raſt gebot.

Streckten hin ſich da die Jäger
Und mit ihnen der Huſar,
Und die Branntweinflaſche labte
Die erſchöpfte Kriegerſchaar.

Und ſie trieben manche Poſſen,
D'ran wohl auch Gefallen fand,
Wie es ſchien, der Ungarreiter,
In ſo fern er ſie verſtand.

Als nun ſo des Frohſinns Flügel
Die Gelagerten umſchwärmt,
Spricht der Ungar, der ſich über
Sein Geſchick nur wenig härmt:

„Kann ich Kunſtſtuck auch, ebatta*),
Kunſtſtuck was is ſchon auf Ehr',
Weiß ich gewiß, wird dir g'fallen,
Wenn du ſegen wirſt, Bruder."

Sagt der Oberjäger lachend:
„Nun ſo zeig's uns, Magyar!"
Und dem Aufruf folgend, ſchreitet
Schon an's Werk auch der Huſar.

*) Der Huſar iſt hier im Dialekte ſprechend eingeführt, daher die abſichtlich fehlerhafte Lautirung in dem Worte „gewiß" und „Bruder."

Höhlt ein Grübchen in die Erde,
D'rein ein Silberſtück er legt,
Dann die Luft mit einer Peitſche
Kraft'gen Schwunges er durchfegt.

Seht! ein Schlag, da ſchnellt die Münze
Hochauf von der kahle Sand,
Doch bevor ſie fällt zur Erde
Fängt ſie ſchon des Ungars Hand.

Drob verwundert rufen Alle:
Bravo, brave! im Choral,
Und ſein Kunſtſtück wiederholen
Muß er drauf noch manch einmal.

Doch vergebens nachzumachen
Suchen ſie den Geiſelſchlag,
Keiner ſchnellt hinauf die Münze,
Wie er ſich auch mühen mag.

Spricht der Ungar d'rauf zu ihnen:
„Mach ich Kunſtſtück auch auf Pferd.
Gebt's mir Schimmel!“ und behende
Bringt man ihm was er begehrt.

Und er ſchwingt ſich in den Sattel —
Ha, wie braust das, leichtbeſchuft!
Jetzt ein Schlag und wieder fliegt
Hoch die Munze in die Luft.

„Nochmal, nochmal!“ ſchreit die Menge,
Und auf's Neu, im weiten Kreis,
Um das Grübchen trabt der Reiter
Auf der Fröhlichen Geheiß.

Plötzlich aber ſpricht zum Schimmel
Er ein Wort mit ſchlauem Sinn,
Und mit einem Satze fliegt er
Ueber die Getäuſchten hin.

Raſch zu ihren Stutzen ſpringen
Da die Jäger, und im Nu
Knallen nach ihm ihre Schüſſe
Durch die lautlos ſtille Ruh'.

Aber in der fernſten Weite
Jagt dahin der Flücht'ge ſchon,
Nur die Münze blieb im Grübchen
Als des Reiters Rauzion.

Die Türkenflaschen zu Grosswardein.

Vor Großwardein gelagert das Heer der Ungarn liegt,
Koniſi Pál, ihr Führer, das Haupt voll Sorgen wiegt,
Dieweil der Sely Baſſa den Sitz ſich dort erwählt,
Und nimmer kann befreien die Stadt der Ungarheld.

Schon fünfmal rief die Trommel zum Sturme sie heran,
Doch warf der Feind sie immer zurück die Siegesbahn.
D'rum blickt voll Groll Kyniſi hinauf zu Wall und Schloß,
D'rum droht ihn zu verlassen der unzufried'ne Troß.

Da zeigt der Selv Bassa sich auf des Thurmes Rand,
Und stellt fünf volle Flaschen d'rauf hin mit seiner Hand,
Er thut's den Feind zu höhnen mit ihrer Stürme Zahl,
Und ruft sodann: „Ihr Christen, versucht's doch noch einmal!"

„Und kommt in eure Hände das Schloß, das jetzt noch mein,
So will der Gnade Mahom's ich nimmer würdig sein,
So will ich diese Flaschen ausleeren bis zum Grund,
Mag auch sein Zorn mich treffen noch in derselben Stund'!"

So ruft der freche Türke; d'rob faßt gar grimme Wuth
Den tapfern Pál Kyniſi, heiß kocht in ihm das Blut:
„Mehlan zum Sechstenmale, und wirst du jetzt nicht mein,
So will ich hier verhauchen mein Leben vor Wardein!"

Und wieder lärmt die Trommel, und wieder brauſt's im Sturm
Hinan die luft'gen Leitern, hinauf zu Wall und Thurm;
Da kracht's aus hundert Röhren, da fliegt Volz und Stein,
Von Pfeilen wird verdunkelt beinah' der Sonne Schein.

Schon häufen sich die Leichen zum schauerlichen Wall,
Der Bruder reißt den Bruder mit sich im grausen Fall;
Schon wollen wieder weichen die Ungarn schreckerfüllt,
Wie also das Verderben hernieder tobt und brüllt.

Da aber denkt Kyniſi: Jetzt Wardein oder nie!
Und klimmt durch Dampf und Flammen, sein Herz nicht schrecken die,
Jedwede Hand des Helden ein Schwert in Lüften schwingt,
So wie Kyniſi immer in's Schlachtgetummel dringt.

Wie wettert's da zur Rechten, wie flammt es links dazu,
So fährt der Blitz vom Himmel, der Tod folgt d'rauf im Nu,
Hinmäh't er ganze Rotten zur Erde, blutig, bleich,
Ha, folgen da die Seinen! Ha, klingt da Streich um Streich!

Erobert ist die Veste, die Ungarfahne weh't
Vom Thurm, vor dem als Sieger der Pál Kynisi steht;
In Ketten ihm zu Füßen der stolze Vassa bebt,
Es sagt's ihm sein Gewissen, nun hat er ausgelebt.

Da spricht der Held: „Das Leben sei, Vassa, dir geschenkt,
Doch daß du all die Meinen durch frechen Hohn gekränkt,
Das sollst du jetzt mir büßen, wie selbst bestimmt dein Mund,
Und sollst fünf volle Flaschen ausleeren bis zum Grund."

Fünf Flaschen, vollgefüllet vom besten Ungarwein,
Läßt Pál Kynisi bringen sogleich d'rauf nach Wardein,
Die stellt er hin dem Vassa: „Nun thu' wie du gesagt,
Ich will doch seh'n, wie Türken der Ungarwein behagt."

Zu Schnee verbleicht die Wange, das Aug' von Grimm geschwellt,
Schaut dieser auf die Flaschen, die hin vor ihm gestellt;
Er ist ein echter Moslim, der nie den Eid noch brach,
Und nun muß er bedecken sein Haupt mit solcher Schmach.

Nur mühsam holt er Athem, jetzt sammelt er sich Kraft,
Und langet nach dem Weine, allein sein Arm erschlafft,
Nun blickt er auf zum Himmel, seufzt nochmals tief und schwer,
Dann faßt er rasch die Flasche, und trinkt — und trinkt sie leer.

Wie röthet da sein Antlitz des Ungarweines Glut,
Nun langt er nach der Zweiten, zu Feuer wird sein Blut,
Doch will sein Wort er lösen, trotz Schwur und Alkoran,
Und voll von Ingrimm fasset er schon die Dritte an.

So trinkt mit ſtarken Zügen der Baſſa fort und fort,
Doch flehet er um Gnade auch nicht mit einem Wort;
Schon treibt's die glüh'nden Augen ihm weit zum Kopf heraus,
Und jede ſeiner Mienen zeigt Ekel, Wuth und Graus.

Doch trinkt er ohne Säumen, ſtets mehr und mehr betäubt,
Je heft'ger ſich ſein Inn'res dagegen ſtemmt und ſträubt.
Jetzt gilt's die letzte Flaſche: „Nun friſch noch einen Zug.“
So ruft mit Hohn Kyniſi, „dann, Baſſa, iſt's genug!“

Der aber blickt verachtend auf ihn, ſetzt an den Mund
Die Flaſche d'rauf, und leeret ſie aus bis auf den Grund,
Dann ſchmettert er zu Scherben ſie noch an einen Stein,
Und ſtürzet ohne Leben zur Erde hinterdrein.

Noch ſieht man zum Gedächtniß an dieſes Strafgericht
Allhort an einer Mauer, die Geißblatt rings umflicht,
Fünf Flaſchen eingehaun, wenn gleich von roher Hand,
Die noch die Turkenflaſchen von Großwardein benannt.

Der iſt verſorgt.

Die Bauern ſitzen in der Schenke,
Der dicke Kunz, der alte Klaus,
Die Jüngern treiben luſt'ge Schwänke,
Und leeren manch' ein Krüglein aus.
Indeſſen tauſ für Schwank und Zechen
Des Dorfes Alte ſich beſprechen
Von Haus und Krieg.

„Nun, Klaus, wie geht es Eurem Jüngſten?“
Nimmt Nachbar Fettbauch jetzt das Wort.
„„Ei, ſchönen Dank! Im letzten Pfingſten
Da zog er mit dem Heere fort.
Doch ſchon erwarb auf heißer Statte
Er ſich die gold'ne Epaulette; —
Der iſt verſorgt!““

Ein and'res Bild in ſelber Stunde
Entrollt vor eurem Blick ſich jetzt,
In eines Schlachtfelds blut'ger Runde
Seht ihr mit einmal euch verſetzt.
Der Helmbuſch weht, es blinkt die Lanze,
Die Trommel ruft zum Sturm der Schanze
Die kühne Schaar.

Ein Officier als Fahnenträger
Führt muthig ſie die blut'ge Bahn,
Doch hinter'm Strauche liegt ein Jäger,
Der legt auf ihn die Flinte an.
Ein Blitz! — da ſtürzt der junge Degen,
Der Schütze aber brummt dagegen:
„Der iſt verſorgt!“

Gefunden.

Die Schlacht iſt aus, der Tag verſunkt,
Der Mond im vollſten Glanze blinkt.

Von Waffentrümmern blitzt ſein Licht;
Und bleicht noch mehr manch' bleich Geſicht.

Da tritt zu Nacht und Kampfesgraus
Ein Landmann aus dem nied'rn Haus.

War doch ſein wackrer Sohn dabei,
Will ſeh'n, ob ihn auch traf das Blei.

Und ſchwanken Schritt's das Feld er miſt,
Und frägt ſich oft: „Ob der's wohl iſt?“

Allein entſtellt von Staub und Blut
Kein Todtenantlitz kund ihm's thut.

Und fröſtelnd kehrt er heim in's Haus;
Nun drängt's des Burſchen Braut hinaus.

Die ſucht nach ihm, verweint und ſtumm,
In all' dem Leichenwuſt herum.

Doch treibt das Grau'n auch ſie zurück,
Nicht fand den Bräutigam ihr Blick.

Da ſtürzt in ihrer Zweifel Qual
Die Mutter fort mit einemmal.

Sie ſtürzt hinaus zu Buſch und Au,
Zu halten ſelbſt die Todtenſchau.

Und wie ihr auch vor Leichen graut,
Sie jeder ſtarr in's Antlitz ſchaut. —

Wohl harren auf die Mutter bang
Die Andern Stund' um Stunde lang.

Es kommt der Tag, es liſcht ſein Licht;
Die Mutter kommt vom Schlachtfeld nicht.

Der harte Tanz zu Sistersdorf *).

„Trischauf, Gesellen, schafft mir schnell
Das Volk von Zistersdorf zur Stell'!"

„Soll'n schauen einen Fastnachtsschwank,
Daß drob sich lach' die Hölle krank!"

So Halwil, der Hussite, ruft,
Und Jammerheulen füllt die Luft,

*) Stadt in Oesterreich, zwischen der Brünnerstraße und der ungarischen Gränze.

Denn aus dem Städtchen, Kind wie Greis,
Hinſchleppt der Troß auf ſein Geheiß.

„Ihr Oeſterreicher liebt den Tanz,
Ich weiß, bei Kirms und Erntetanz,“

„D'rum ſollt ihr einen Tanz mir auch
Aufführen jetzt nach Landesbrauch.“

„Doch, daß ihr rühriger dabei
Behilflich meine Schaar euch ſei.“

„Ihr Kelchner, darum raſch zur Hand,
Werft Alles nieder in den Sand,“

„Und peitſcht vorerſt der trägen Brut
Die nackte Sohle bis auf's Blut!“

Und eh' des Führers Wort verhallt
Schon wilden Schwung's die Geißel knallt.

Welch' Zetter und Gekreiſch nur da,
Welch' Schmerzgeheul' ſo fern als nah.

„Jetzt, Pfeifer, ſpielet luſtig auf.
Hallo! Nun ſchwenket euch zu Hauf!“

„Und wer behend' nicht regt den Fuß,
Beſtraf' ein wohlgezielter Schuß!“

Und ſo, umſtellt von den Kriegern rund,
Erhebt ſich's auf den Sohlen wund,

Und dreht ſich nach der Landes Weiſ
Mit Schmerzgeſtöhn' herum im Kreis. —

So ſchwingen zu der Pfeife Klang
Die Aermſten ſich im harten Zwang,

Bis endlich ihre letzte Kraft
Der Marterreigen hingerafft.

„Haha, jetzt weiß ich's doch, wie ihr
Den Reigen tanzt zu Lande hier!"

Der Halwil ruft es noch mit Hohn,
Und sprengt mit seiner Schaar davon.

Wohl zehnmal d'rauf der Lenz entschwand,
Seit dort mit Blut benetzt das Land,

Und wieder weht um Ried und Flur
Der milde Hauch des Frühlings nur.

Da rennt zum alten Thor der Stadt
Mit Eins hinaus was Beine hat.

Warum nur drängt sich's dort hinan?
„Wer ist am Straßensaum der Mann?"

Ein Bettler ist's, verkrümmt und fahl,
Zerlumpt der Rock, die Scheitel kahl,

Den, wie vom bösen Feind erfaßt,
Ein Siechthum treibt zu sondrer Hast,

So daß er, wie im Sturmeswehn,
Sich ruhlos muß im Tanze drehn.

Schaut, wie, den Mund mit Schaum bedeckt,
Die Glieder er verrenkt und reckt,

Sich fratzenhaft im Kreis jetzt schwingt,
Und wimmernd jetzt zum Knäul verschlingt,

Umsonst auch nur secundenlang
Zu trotzen suchend seinem Zwang.

Und wie da Alle rings mit Grau'n
Auf den verzuckten Bettler schau'n,

Ruft's plötzlich: „Wie? Erkennt ihr nicht,
Betrachtet's nur, dies Angesicht?"

„Derſelbe Wüth'rich iſt es, der
Geſchleppt uns auf dies Feld hierher,"

„Damit's, zur Sätt'gung ſeiner Wuth,
Getüncht von unſ'rer Söhlen Blut!"

Doch während dies noch Jener ſprach,
Auch Halwil ſchon zuſammenbrach,

Und wälzt, des Athems faſt beraubt,
Im Staub des Weg's ſein Sündenhaupt.

Noch einmal ſeufzt er, röchelt ſchwer,
Und ſtreckt ſich dann — und iſt nicht mehr.

So mußte, nach des Ew'gen Rath,
Auf gleiche Weiſe ſeine That

Der Böſe ſühnen, wo ſein Mund
Sie tanzen hieß, zerpeitſcht und wund.

Seitdem wohl ging in's Zeitengrab
Manch' ein Jahrhundert ſchon hinab,

Allein noch immer heißt der Raum
Vor Zißersdorf, am Straßenſaum,

Wenn gleich mit gold'nen Aehren ganz
Jetzt überdeckt: der harte Tanz.

Das Angarrösslein.

„Angarrösslein, Angarrösslein,
Ach, ach weh, mit dir iſt's aus!
Muß dich nun zum Tode führen,
Führen nach des Freimanns Haus."

„Warſt so neun ſeit ſieben Jahren,
Mein Gefährte Tag und Nacht,
Hast mit mir durchſtürmt, durchbrauſet
Manche heiß Reiterſchlacht."

„Ach, und nimmer zu erretten
Biſt du von des Todes Noth,
Und, o bitt're Schmach! vom Henker
Muß nun meiden dir der Tod!"

Alſo jammert, tiefe Furchen
Auf der Stirne, der Huſar;
Gleich, als ob es ihn verſtünde,
Schaut das Roß ihn an fürwahr.

Schwankt ſodann, geſenkten Hauptes,
Langſam hinter'm Reiter fort,
Bis ſie beide, ſtill und traurig,
Stehen an dem grauſen Ort.

Heftig lärmt und pocht der Reiter
Dort den Irrthum aus dem Haus,
Und doch ſchaudert's ihn, als dieſer
Tritt zur niedern Thür' heraus.

„Nehmt dieß Roß, und macht es ſchenke!"
Spricht zu ihm der Reiter dann,
Blickt noch einmal auf das treue
Thier, und flieht ſo raſch er kann.

Schnauben hört er noch ſein Roslein,
Gleich als ſagt' es: Kehre wohl!
Doch ſein Aug' nicht mag er wenden,
Iſt's ja auch von Thränen voll.

Und er flieht in aller Eile,
Um das Grauſe nicht zu ſeh'n,
Plötzlich aber bleibt er wieder
Ohne es zu wollen ſteh'n.

Und er horcht. — Nur tiefe Stille,
Kaum im Winde rauſcht die Saat,
Und aufs Neu', gleich einem Werber,
Eilt er hin auf edem Pfad.

„Wohl ſchon naht dem kalter Würger
Dir, mein muthiger Malach,
Streichelt dich, indeß dein Auge
Schaut dem Herrn, dem Flücht'gen nach."

„Jetzt umfaßt er deine Mähne,
Ach, ſchon zuckt zum Stoß die Fauſt!“ —
Horch, was iſt's, das hinter'm Reiter
Plötzlich kommt dahergebraust?

Leichte Hufe hört er ſchlagen
Schallend auf das Kieselrain,
's iſt ein Roß, im tollen Jagen
Fliegt's heran den Straßenrain.

Und zurück der Reiter blicket,
Himmel! — 's iſt ſein eig'nes Roß,
Schon im Hals die Todeswunde,
D'raus das Blut, das Leben, floß.

Hoch den Kopf, im Zorn die Mähne,
Sprengt's mit letzter Kraft herbei,
Dem's im Leben treu geweſen,
Dem iſt's auch im Tod' noch treu.

Seht, ſchon hat es den Huſaren
Eingeholt im haſt'gen Lauf,
Ach, da ſtürzt es hin zur Erde,
Und nicht wieder ſteht es auf.

Bei dem toten Rößlein aber
Steht noch dieſer lang und weint,
Weint, als wäre ihm geſchieden
Eben jetzt der treu'ſte Freund.

Die Kosakenbraut.

Die Koſaken haben erobert die Stadt
Und werden des Mordens und Mordens nicht ſatt.

Sie plündern und brennen nach Feindesbrauch,
Schon züngelt die Flamme, es qualmt der Rauch.

Sieh' dort der Koſake, wie ſtürmt er an's Thor,
Doch hemmt ſeine Wuth noch der Riegel davor.

„Und wärſt du verwachſen gleich mit der Wand,
So mußt du doch weichen vor meiner Hand!"

Schon trümmern die Balken, jetzt tobt er hinein,
Was ſtrahlt ihm entgegen wie Morgenſchein?

Ein Mägdlein iſt es, gar lieblich und mild,
Ein wunderbar reizendes Engelbild.

„O ſchone mein Leben, du wilder Mann!“
So fleht's auf den Knie'n den Koſaken an.

Doch dieſer: „Nicht bebe, du ſchmuckes Kind,
Wir ſind nicht den Frauen ſo ſchlimm geſinnt!“

„Ja preiſen doch ſollſt du's in Freuden laut,
Folgſt du mir zur Heimat als meine Braut!“

D'rauf ſchlingt er ſie heiß in die Arme ſein,
Nicht Ja ſagt das Mägdlein, doch auch nicht Nein.

Da hebt er's mit Haſt in den Sattel empor,
Und ſprengt mit der Beute hinaus zum Thor.

Wie brauſt nur ſein Schimmel dahin im Flug,
Nicht ſchneller ein Huf noch die Erde ſchlug.

Das jaget und rennet, landaus, landein,
Nicht ferne mehr können vom Don ſie ſein.

Welch' endloſe Steppe, wie ſchaurig und leer,
So endlos und flach, wie das weite Meer.

Verkümmerte Bäume und trauriges Reiſ,
Doch keine Kabake, nur Schnee und Eis.

Wohl hüllt in die Schleier das Mägdlein ſich ein,
Doch dringt es gar froſtig ihr durch's Gebein.

Kalt wie eine Natter umſchlingt ihr's den Leib.
„O rette vor'm tödtenden Froſt dir das Weib!“

Wohl ſchlingt der Koſake um ſie den Arm,
Doch wird ihr am Bräutigamsherzen nicht warm;

Umſonſt jagt ſein Roß er zum tollſten Lauf,
Sie ſchließet ihr Auge — und ſchlägt's nimmer auf.

Da hält der Kosake auf seiner Bahn, —
„Weißröslein, du armes, um dich ist's gethan!"

„Zu rauh war für dich der Kosaken Land,
Nicht dacht' ich's, als ich dich im Süden fand."

D'rauf hebt er die Todte vom Pferde herab
Und gräbt ihr mit blutenden Nägeln ein Grab;

Er küßt auf die Stirn sie mit heißem Mund,
Und bettet sie sanft in den tiefen Grund.

Dann häuft er zum Hügel den kalten Schnee,
Und reitet d'rauf weiter mit stillem Weh.

Er reitet und reitet wohl manchen Tag, —
Doch nimmer ihr Bild ihm entweichen mag.

Er reitet und reitet manch' langes Jahr,
Doch schaut er die Bleiche noch immerdar.

Manch' heimliche Thrän' ihm die Wang' bethaut,
Nicht kann der Kosake vergessen die Braut.

Soldatentod.

Die Kugel traf! Jetzt, Camerad, geleite
Mich dort zur Mauerblende noch hinan.
Das war ein heißer, blut'ger Morgen heute,
Noch kurze Frist — dann ist's um mich gethan.

Wie oftmals brachte ich im Morgenschimmer,
Als Kind, der Mutter duft'ge Rosen dar,
In denen noch des Silberthaues Flimmer,
Und schmückte ihr das schöne Lockenhaar!

O laß dich noch einmal im Bilde schauen,
Du Pflegerin, wie's keine zweite gibt!
Nicht heißer hat die Heiligste der Frauen
Das Gotteskind, als wie du mich, geliebt.

Sieh', Mütterchen, auch heut' bring' ich dir Rosen,
Wenn blut'ger gleich, als die ich sonst gebracht;
O nimm, was ich gepflückt im Kampfestosen,
Als letzten Kindesgruß — vor langer Nacht!

Der nächtige Reiter zu Prag.

Die Erde ſchläft, die Wolken ziehn mit Haſt,
Der Nachtwind rüttelt wild an Baum und Aſt.

Im Nordenſchein, ſo hell wie am Tag,
Mit Thurm und Zinnen liegt das alte Prag.

Horchauf, da ſchallt's wie ferner Hufſchlag her,
Ein Reiter naht, wie dröhnt's ſo dumpf und ſchwer.

Ein dreigeſtülptes Hütchen im Geſicht,
Im Nacken einen Zopf von Haaren dicht,

Kurzſchoßig iſt der Rock, nur halbbedeckt
Die rieſge Wade, die darunter ſteckt,

Die Stiefel ragen bis an's Knie hinan,
Gar ernſt und ſtattlich iſt der Reitersmann.

So zieht er hin; — wie iſt es leer und ſtumm,
Doch ſieht er ſich nach keiner Seite um.

Am Platze ragt ein ſteiles Haus hervor,
Ein goth'ſcher Erker wölbt ſich über'm Thor.

Dort zieht der Reiter ſeine Zügel an,
Und ſchaut zum Erker ſtarren Blick's hinan.

„Hartherzig Mägdlein, das du droben wohnſt,
Und nur mit Hohn mein ſüßes Lieben lohnſt,“

„Nun heißt die Pflicht mich zieh'n durch Sturm und Nacht,
In's ferne Land, zur heißen Ungarſchlacht.“

„Vielleicht nicht mehr ſiehſt du auf mich herab,
Doch meine Treue dauert über's Grab!“ —

Drauf ſchwenket er ſein Roß und reitet fort,
Und wieder ſtumm und leblos liegt der Ort.

Wohl lange Zeit entſchwand ſeit jener Stund',
Wohin er zog, es frägt darnach kein Mund. —

Doch ſieh', da iſt im fernen Ungerland
Ein wilder Kampf auf öder Haid entbrannt.

Ein Reiterſchwarm wirft in der Ungarn Troß
Sich wild hinein, auf ſchnaubend wildem Roß.

Dreiſpitzig iſt der Hut auf jedem Kopf,
Jedweden Nacken ziert ein buſch'ger Zopf.

Kapriolen ſie, auf Rappen hoch und ſchwer,
Wer kennt die Reiter nicht vom böhm'ſchen Heer?

Und Einer ſprengt voraus den flinken Reih'n,
Als gält es Eile, ſich dem Tod zu weih'n.

Der Reiter iſt's, der in der Mondennacht
Dem harten Lieb ſein Lebewohl gebracht.

So bricht er kühn in's Herz des Feind's ſich Bahn.
Da ſchießt nach ihm ein wüthender Kroman.

Er ſchwankt, — er ſtürzt! — „Nun Leben iſt's vorbei,
Doch über's Grab auch geht noch meine Treu'! —

Und nieder ſenkt mit ihrer ernſten Pracht
Sich auf die Erde eine ſtille Nacht.

Im Mondenſchein, ſo hell wie am Tag,
Mit Thurm und Plätzen liegt das alte Prag.

Schwarz ragt das Haus, wie einſt, nur über'm Thor
Vom Erkenfenſter blinkt ein Licht hervor.

Und wieder ſchallt's wie ferner Hufſchlag her,
Ein Reiter naht, wie dröhnt's ſo dumpf und ſchwer.

Ein dreigeſtülptes Hütchen im Geſicht,
Den Nacken ziert ein Zopf gar ſteif und dicht.

Den Leib ein Rock mit breiten Schößen deckt,
Doch ſcheint es faſt, als wär' er blutbefleckt.

Die Stiefel ragen bis zum Knie hinan,
Doch ſtarr und regios ſitzt der Reitersmann.

So ſieht er hin, wie iſt's ſo leer und ſtumm,
Doch ſieht er ſich nach keiner Seite um.

Jetzt vor dem Hause hält er plötzlich an.
Und schaut zum Erker starren Blicks hinan.

„Und siehst du auch nicht mehr auf mich herab,
Die wahre Treue dauert über's Grab!“ —

Da schwankt das Licht, da regt sich's im Gemach,
Es stöhnt heraus, als wie ein Sterbend: Ach!

Mit einmal schlägt's, vom Thurme dröhnt es: Eins,
Im Haus erlischt das Lämpchen bleichen Scheins,

Und sieh, — verschwunden ist der Reiter hart,
In Mondenlicht und Stille liegt der Ort.

Doch nach drei Tagen trug zu jenem Haus
Ein Grabgefolge einen Sarg heraus.

Eljen a Király *).

Welch ein Lärmen in der Schenke!
Geig' und Cimbal schallen d'rein,
Und der Werber, der gelenke,
Bietet tausend Geld und Wein.

*) Wird Éljen a Királ ausgesprochen.

„Auf, wer wird noch länger ſaumen!
Friſch zum Handſchlag reicht die Hand!
Müſſen bald die Roſſe ſchäumen,
Jagen durch der Haide Sand."

„D'rum, ihr Magyarenſöhne,
Wen der Väter Muth durchglüht,
Laßt den Andern Pflug und Frohne,
Da für Euch der Lorbeer blüht!"

Und die raſchen Burſche drangen
Kühn zum Werber ſich hinan,
Und mit wilden Cymbalklängen
Schallt ihr Jubel himmelan.

Nur ein kräftig ſtolzer Junge
Hört mit Gram das Aufgebot,
Doch dem Armen iſt die Zunge
Für den Klang der Rede todt.

Mächtig drängt's ihn, hinzutreten,
Mitzuheiſſen als Magyar;
Doch der Stummheit Eiſenketten
Schließen auch ihn von der Schaar.

Darum blickt ſein Aug' in Thränen,
Ballt ſich krampfhaft ſeine Fauſt,
Doch umſonſt iſt Harm und Sehnen,
Und der Zorn, der ihn durchbraust.

Sieh, da ſchwenkt der Werber wieder
Hoch den Krug und jauchzt ſodann:
„Éljen a Király! ihr Brüder
Wer ein Held, der klingt mit an!"

Und mit Toben stürmen Alle
Auf den Ungarreiter los,
Und es jauchzt mit wildem Schalle:
Éljen a Király! der Troß.

Ach, da kann der Stumme nimmer
Zähmen seines Herzens Glut,
Und, das Aug' in feuchtem Schimmer,
Stürzt zum Werber er voll Muth,

Faßt ein Glas, im höchsten Grimme
Ueber seiner Ohnmacht Qual,
Schwingt's und — ruft mit lauter Stimme:
„Éljen, éljen a Király!"

Staunend blickt wohl auf den Jungen
Alles da, erstarrt zu Stein,
Doch der schlägt, von Lust durchdrungen,
In die Hand des Werbers ein.

Und in Worten voll und tönig,
Leistet er den Eid der Treu;
Denn die Lieb' für seinen König
Gab die Sprache ihm auf's Neu'.

Der Kaiser schläft.

Vor Lyon steht der Franken Heer,
Bereit die Schlacht zu schlagen,
Im Morgenlicht blitzt Helm und Wehr,
Und hoch die Adler ragen.

Auf der Kanone aber liegt
Ganz ohne Harm und Kummer
Der Frankenkaiser, eingewiegt
Noch langer Nacht vom Schlummer.

Und sieh', da stürmt's von Schanz und Wall,
Da flammt es in den Zelten,
Da rollt es her im schweren Schall,
Die wildverwor'nen Streiten.

Auf heißen Rossen fliegen schon
Heran die Adjutanten,
Kanzerschall, Trompetenton,
Ringsum zum Aufbruch mahnten.

„Der Feind bricht los, die Schlacht beginnt,
Schon blitzt es in der Runde,
Auf, weckt den Kaiser nun geschwind!"
So tönt's von Mund zu Munde.

Die Garden aber heiß'n bestürzt:
„Er hat es nicht befohlen,
Und wer ihm jetzt den Schlummer kürzt,
Dürft' schlimmen Lohn sich holen."

Und wieder naht's, in Massen hell,
Von lust'gem Roß getragen:
„Erweckt den Kaiser, weckt ihn schnell,
Sonst wird das Heer geschlagen!"

Doch keiner wagt bis zu ihm,
Und gält es eine Krone,
Und Aller Augen hangend ruh'n
Auf ihm und der Kanone.

Und laut und lauter tobt der Kampf,
Staub hüllt die grause Bühne,
Da wachet, unter Knall und Dampf,
Mit einmal auf der Kühne.

Nicht wundert's ihn, daß wild in's Ohr
Ihm donnern die Geschosse,
Und ruhig hebt er sich empor,
Und ruft nach seinem Rosse.

Da nimmt er die Bestürzung wahr,
Und spricht: „Wie? meine Braven,
Ihr konntet bangen vor Gefahr,
Und sah't — den Kaiser schlafen?"

Stiller Ritt.

Der Mond ſchaut fahl und düſter
Auf Meer und Felſengeſtein,
Ein ſchaurig Geflüſter
Durchhallt den ebnen Hain.

Da naht zu Roß ein Krieger,
Vom Schlaf halb eingewiegt,
Er naht, ein kühner Sieger,
Und dennoch als besiegt.

Denn unter'm Küraß fließet
Hinab sein wärmstes Blut,
Und keine Hand verschließet
Den Quell von dieser Flut.

So zieht er hin im Sterben,
Mit blutbeflecktem Kleid,
Die Raben seine Erben,
Sein Grab die öde Haid'.

So zieht er stumm, alleine
In kahler Winde Weh'n,
Da meint er noch die Eine,
Die fern ihm ist, zu seh'n.

Ihn dünkt', als wink' hinüber
Sie ihm, so hold, so mild,
Doch trüber, immer trüber
Umflort's das theure Bild.

So trug das Roß ihn weiter,
Mit langsam leisem Schritt,
Als längst schon schlief der Reiter; —
Das war ein stiller Ritt!

Maria.

„[illegible]s klingt ein ſüßer Name
Mir immerdar in's Ohr,
Er ſchallt im Waldesrauſchen
Und im bewegten Rohr.“

„Er ſchallt im Hirtenreigen,
Wenn er vom Berg ſich ſchwingt,
Maria heißt der Name,
Der mir ſo ſüß erklingt.“

„Maria muß ſie heißen,
Die nie mein Aug' noch ſah:
Doch werd' ich ſie erkennen,
Sobald ſie einſt mir naht."

„Maria muß ſie heißen,
Das iſt kein eitler Traum,
Und ſollt' ich auch ſie finden
Erſt überm Erdenraum."

So ſang der junge Krieger
Auf nächt'ger Lagerwacht,
Und horch! — Maria ſcholl es
Zurück vom Felſen ſacht.

Im Mantel eingewickelt
Schläft d'rauf der Reiter ein,
„Maria, ach, Maria!
Wo magſt du jetzo ſein?"

Horchauf, da hallt der Donner
Vom feindlichen Geſchoß.
„Nun gilt's, ihr Kameraden,
Zu Roß, holla, zu Roß!"

So klirrt es durch die Reihen,
D'rauf ſchmettert Knall auf Knall;
Schon brauſt der junge Krieger
Voraus dem luft'gen Schwall.

Wie han'n ſich Roß die Sabel,
In's feindliche Carrée,
Nur Dampf und Roßgeſtampfe,
Und d'runter Zeb und Weh.

Da ſchweigt der Kampf, auftauchet
Die Sonne und erſchrickt,
Wie ſie voll rother Roſen
Das weite Feld erblickt.

Wen ſchleppen dort die Krieger
Zum Haus der frommen Frau'n,
An deſſen Bruſt die ſchönſte
Der Roſen iſt zu ſchau'n?

Das iſt der junge Reiter,
Der von Maria ſang,
Nun wird nach ihr er ſuchen
Auf Erden nimmer lang.

Schon liegt er dort im Spittel,
Auf Kiſſen, ſanft und weich,
Doch, ach, zu tief verwundet
Hat ihn des Feindes Streich.

Umſonſt, ihr frommen Schweſtern,
Naht ihr dem wunden Mann;
Könnt' ihr nicht Wunder wirken,
So iſt's um ihn gethan.

Bald wenden ſich auch dieſe
Von ihm, ſo ſtarr und fahl,
Die Andern all' zu pflegen,
Die dort in reicher Zahl.

Die jüngſte Laienſchweſter
Allein nur weilt noch dort,
Sie kann von ihm nicht wenden
Ihr thränend' Aug' mehr fort.

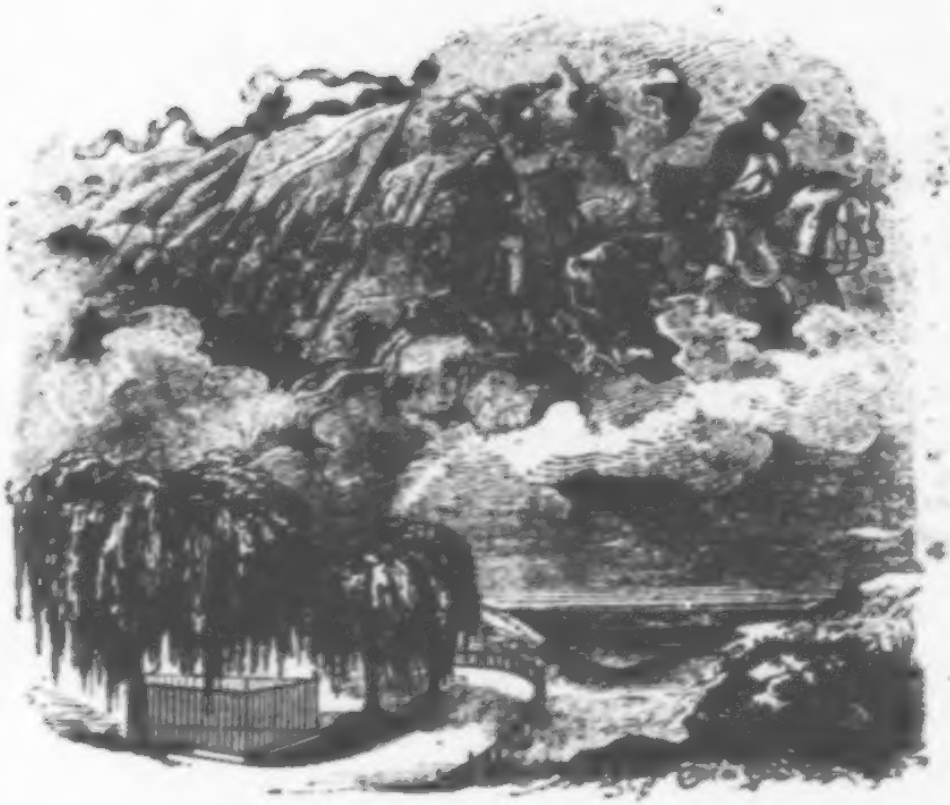
Die neigt voll tiefen Mitleid's
Zum Blut'gen ſich hinab,
Ihr iſt, als ging ein Theures
Mit ihm zugleich in's Grab.

Da ward's vor ſeinen Sinnen
Auch ihm mit einmal licht,
Da ſchaut auch er verwundert
Ihr frommes Angeſicht.

Und gleich, als ſäh' er offen
Des Paradieſes Thor,
So ſtarrt mit ſel'gem Lächeln
Zur Jungfrau er empor.

Dann breitet er die Arme
Und ruft, mit glüh'ndem Blick:
„Du biſt's! — du biſt's, Maria!“ —
Und ſinkt d'rauf todt zurück.

Ein einsames Grab.



Auf einer wüſten Inſel
Da iſt ein einſam Grab,
Zwei alte Weiden nicken
Nur traurig dort hinab.

Das gähnt ſo ſchwarz und offen,
Recht wie ein Todesſchlund,
Doch liegt, der d'rin geſchlafen,
Nicht mehr im tiefen Grund.

Es mußte wiedergeben
Das Grab, was es verbarg,
D'rum iſt's nun ohne Leichtz,
D'rum iſt's nun ohne Sarg.

Ein grauſes Nichts nur brütet
Jetzt dort im nächt'gen Raum,
Und ſchaurig ſchwebt darüber
Manch blutigkuſt'rer Traum.

Doch brauſet zu den Bäumen
Der Sturm heran vom Meer,
Dann ſchwirrt's und klirrt's, als zöge
Zum Kampf ein grimmes Heer.

Dann dröhnt's wie Trommelwirbeln,
Als wie Trompetenruf,
Dann klingt's wie Panzerraſſeln,
Zu flücht'ger Roſſe Huf.

Wenn aber ſich zum Weſte
Umwandelt d'rauf der Sturm,
Dann tönt's wie banges Seufzen
Aus tiefem Kerkerthurm.

Dann klingt's wie Abendläuten,
Weithergeweht vom Wind,
Dann ſchallt's wie ſchmerzlich Weinen
Um ein verlor'nes Kind.

Inhalt.

	Seite
Das Schreiben des Soldaten	5
Prinz Eugen	8
Der Reiter im Spittel	11
Die Grabessalve	14
Der tolle Grenadier	17
Die Heldeneiche bei Petermardein	20
Die Oesterreicherin und der Franzmann	24
Der Cordonist	28
Soldatenliebe	32
Der Trompeter	34
Der Deserteur	37
Ein russischer Posten	42
Der Reiter und sein Roß	47
Niklas Thut	49
Reitertod	52
Ein Husarenstreich	54
Die Türkenflaschen zu Großwardein	58
Der ist versorgt	62
Gefunden	64
Der harte Tanz zu Zistersdorf	66
Das Ungarrößlein	70
Die Kosakenbraut	73
Soldatentod	76
Der nächtige Reiter zu Prag	78
Éljen a Király	82
Der Kaiser schläft	85
Stiller Ritt	88
Maria	90
Ein einsames Grab	94

Soldaten-Lieder

von

Dr. Joh. Nep. Vogl.

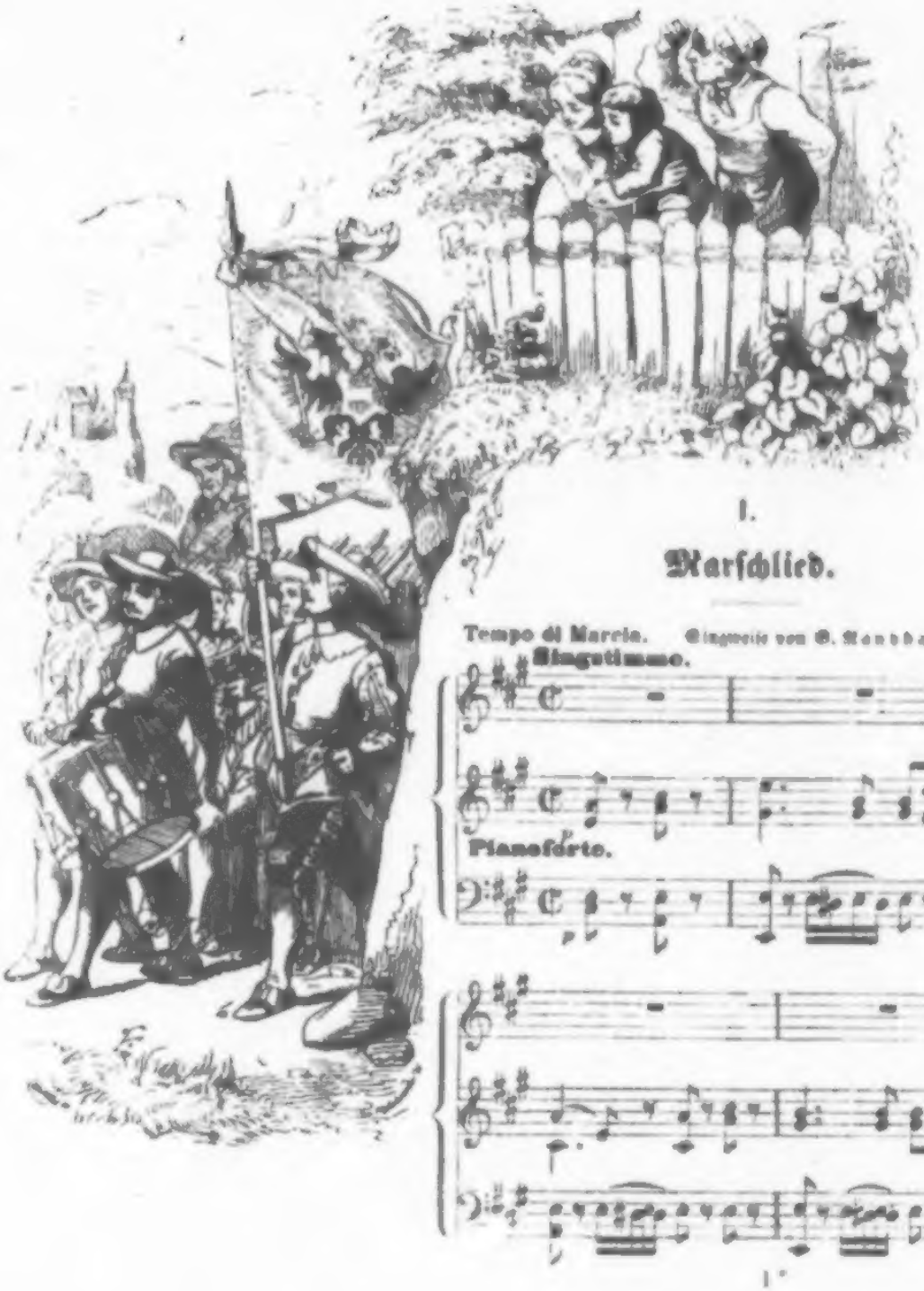
Mit Bildern und Singweisen.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Dritte vermehrte Auflage.

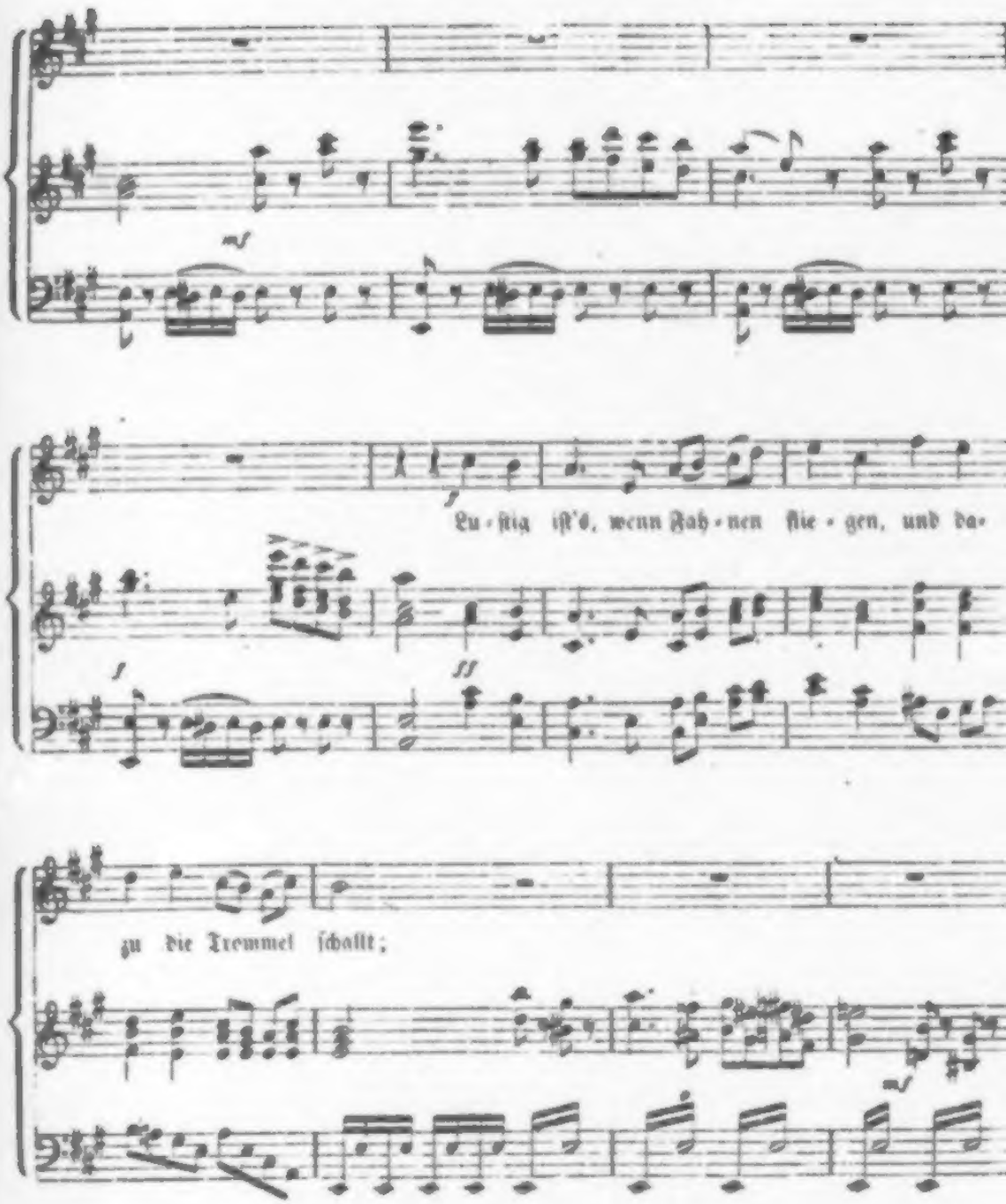
Wien, 1856.

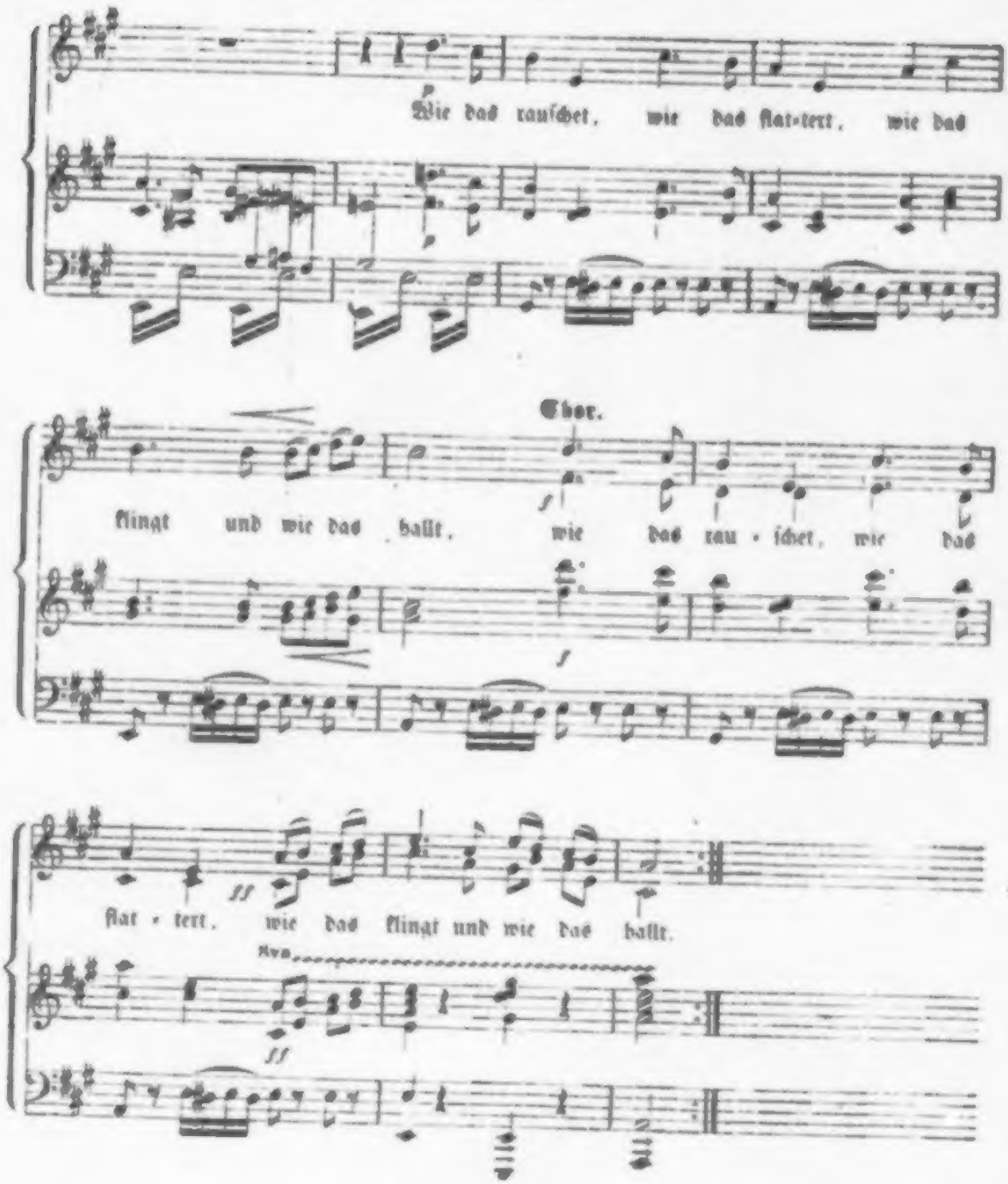
Verlag von Carl Gerold's Sohn.


Tempo di Marcia.
Singstimme.
Pianoforte.

I.

Marschlied.


Lu-stig ist's, wenn Hah-nen flie-gen, und da-
zu die Trommel schallt;


Wie das rauſchet, wie das flat-tert, wie das
Chor.
klingt und wie das hallt, wie das rau-ſchet, wie das
flat-tert, wie das klingt und wie das hallt.
8va

2. Lustig wandert sich's mit Vielen
Bei der Trommel raschem Schlag,
Lust'ger schallt das Lied im Chore,
Feuriger, durch Busch und Hag.

3. Wie Soldatenlieder klingen
Ist gar schnell der Frohsinn wach,
Und die lust'gen Weisen schallen
Lang noch den Entschwund'nen nach.

4. Wie ein muntres Täubchen, streckt es
Seinen Kopf zum Zaun heraus,
Und von Alten und von Jungen
Drängt sich's vor aus jedem Haus.

5. Alles will die Schmucken schauen
Die vorüberzieh'n am Ried,
Greis und Kind will sich erlaben
An der Soldateska Lied.

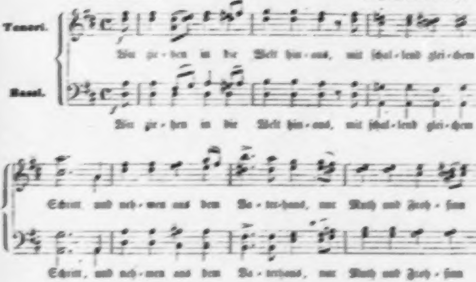
6. Blicke fliegen hin und wieder,
Höher manch' ein Busen wallt,
Doch voraus die Fahne flattert,
Und die Trommel klingt und schallt.

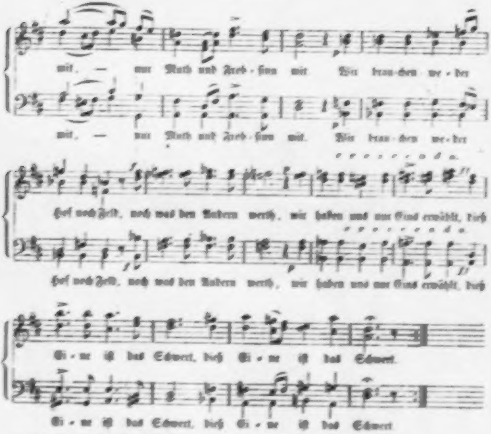
7. Unter Klingen unter Singen
Geht es fort mit rüst'gem Schritt,
Freuen euch Soldatenlieder,
Nun so kommt, — und singet mit!

II.

Wir ziehen in die Welt hinaus.

Allegro non molto. Gesetzt von M. [illegible]





3. Das tauschen wir um keinerlei
Um Hammer nicht und Pflug,
An beiden geht es gleich vorbei,
Doch nicht vorbei am Krug.

4. Da rasten wir nach Kriegesart,
Sei's auch auf hartem Strunk,
Und waschen uns den Staub vom Bart
Mit einem frischen Trunk.

5. So tragen wir Strapaz und Plag,
Und sind an Frohsinn reich;
Denn was uns immer treffen mag,
Das trifft uns ja zugleich.

6. Doch ruft zum Kampf das Vaterland,
Zum Kampf für Haus und Herd,
So sind wir Alle gleich zur Hand
Und schwingen hoch das Schwert.

III.

Fahnenlied.

Eingweise von Karl Ginder.

Tenori.

Flatt-re Fah-ne, flatt-re,

Bassi.

Flatt-re Fah-ne, flatt-re,

flie-ge, flattre Fah-ne, flattre,

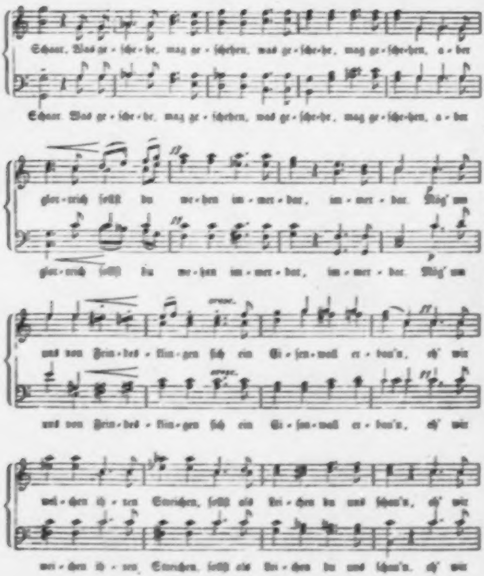
flie-ge, flattre Fah-ne, flattre,

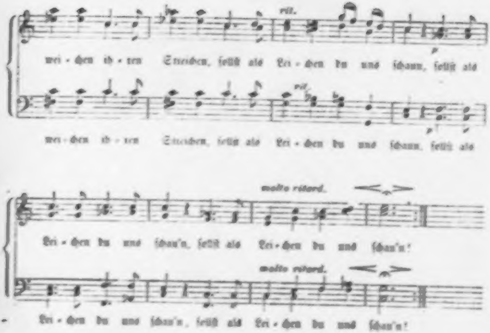
flie-ge, so im Frieden wie im

flie-ge, so im Frieden wie im

Krie-ge, führe dei-ne tun-e

Krie-ge, führe dei-ne tun-e


Schaar. Was ge-sche-he, mag ge-schehen, was ge-sche-he, mag ge-sche-hen, a-ber
Schaar. Was ge-sche-he, mag ge-schehen, was ge-sche-he, mag ge-sche-hen, a-ber
glor-reich sollst du we-hen im-mer-dar, im-mer-dar. Mög' um
glor-reich sollst du we-hen im-mer-dar, im-mer-dar. Mög' um
cresc.
uns von Fein-des-klin-gen sich ein Ei-sen-wall er-bau'n, eh' wir
cresc.
uns von Fein-des-klin-gen sich ein Ei-sen-wall er-bau'n, eh' wir
wei-chen ih-ren Streichen, sollst als Lei-chen du uns schau'n, eh' wir
wei-chen ih-ren Streichen, sollst als Lei-chen du uns schau'n, eh' wir



2. Wallte Fahne, flamme, fliege,
Wie den Kreuzfahrer wiege
Dich in Luft und Sonnenglut,
Nichts die Reinheit dir verderbe
Und wenn je dich etwas färbe
Sei es Blut.
Der Despoten nicht und Sclaven
Wird dem freien Manne grau'n,
Eh' wir weichen
Ihren Streichen,
Selbst als Leichen
Du uns schau'n!

3. Flatt're Fahne, flatt're, fliege,
Führe uns durch Kampf zum Siege,
Freudig folgt dir Alles nach.
Besser ist's im Grab' sich betten
Als ein Leben zu erretten,
Voll von Schmach.
Mögen tausend Feindesschwerter
Wild und grimmig nach uns hau'n,
Eh' wir weichen
Ihren Streichen,
Selbst als Leichen
Du uns schau'n!

IV.

Hurrahoch, hurrahoch der Kriegerstand.

Wiederholt. Singweise von Wilhelm Neuling.

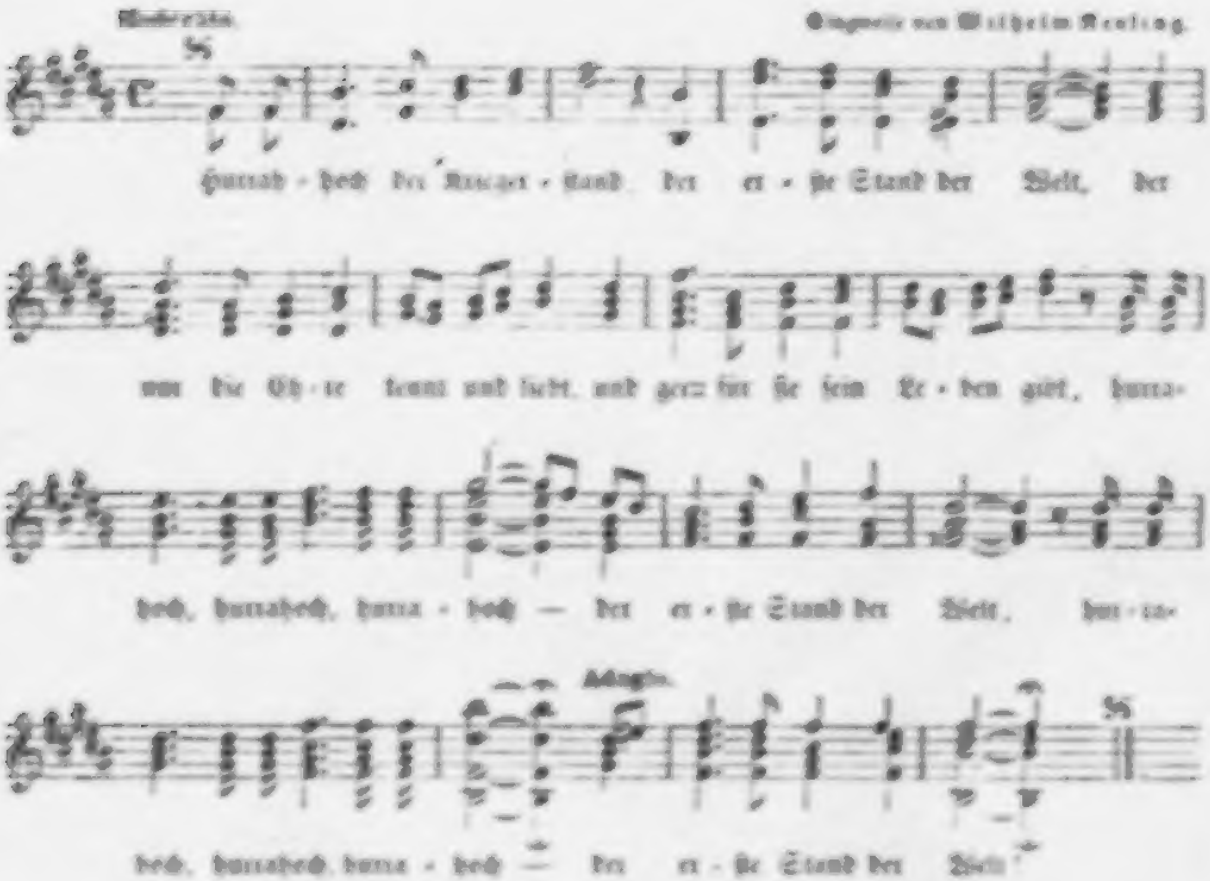
Hurrah - hoch der Krieger - stand, der er - ste Stand der Welt, der

nur die Eh - re kennt und liebt, und gern für sie sein Le - ben gibt, hurra-

hoch, hurrahoch, hurra - hoch — der er - ste Stand der Welt, hur - ra-

Adagio.

hoch, hurrahoch, hurra - hoch — der er - ste Stand der Welt!

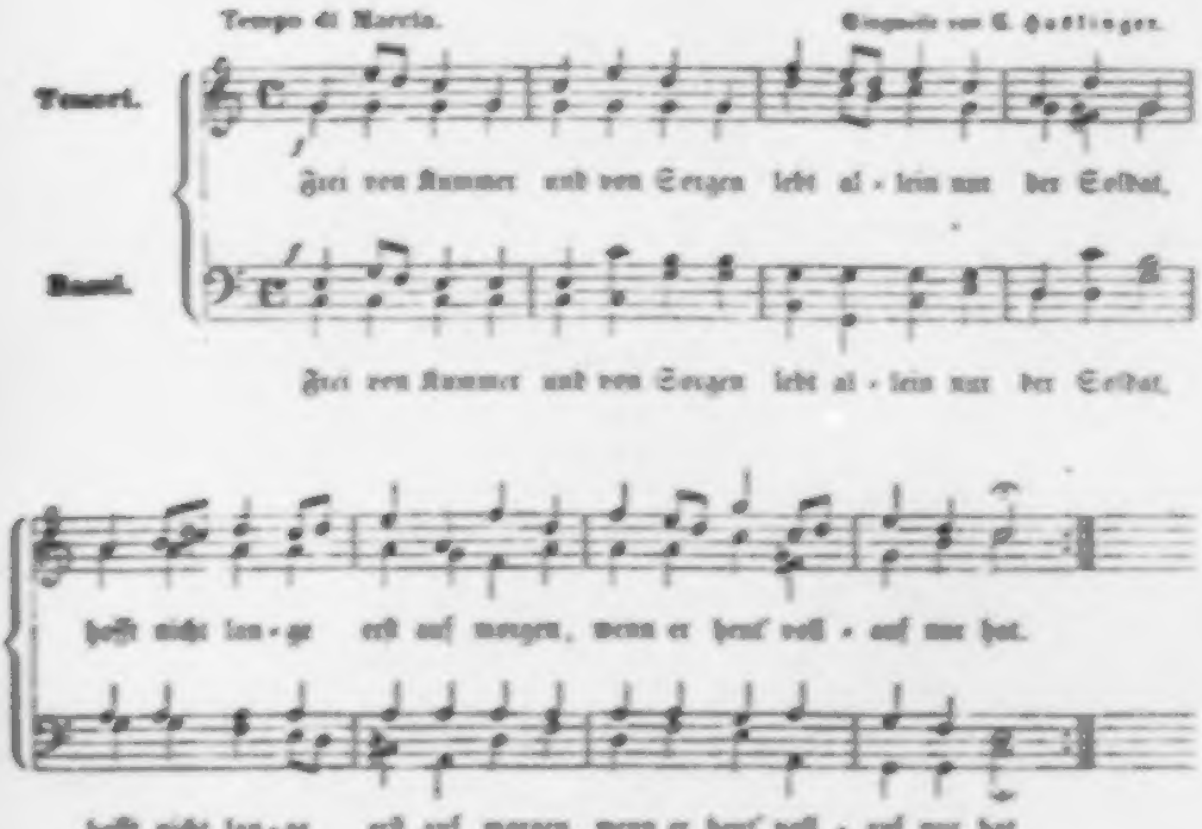


2. Hurrahoch, hurrahoch das Kriegerherz,
Das deutscher Muth beseelt,
Das freudig, wie an Liebchens Brust,
Im Kampfgebräus des Tod's bewußt,
Hurrahoch, hurrahoch das Kriegerherz,
Das Kriegerherz im Feld!

3. Hurrahoch, hurrahoch, Soldatentod,
Den Alle wir erwählt,
Der, wenn das Aug' im Sterben bricht,
Noch Lorbeern um die Schläfe flicht
Hurrahoch, hurrahoch, Soldatentod,
Soldatentod im Feld!

V.

Frei von Kummer und von Sorgen.



Tempo di Marcia. Singweise von C. Haslinger.

Tenori.

Frei von Kummer und von Sorgen lebt al - lein nur der Soldat,

Basi.

Frei von Kummer und von Sorgen lebt al - lein nur der Soldat,

hofft nicht lan - ge erst auf morgen, wenn er heut' voll - auf nur hat.

hofft nicht lan - ge erst auf morgen, wenn er heut' voll - auf nur hat.

2 Ist mit Wen'gem bald zufrieden,
Doch mit Mehrer'm ist er's auch,
Und was immer ihm beschieden
Nimmt er, wie's Soldatenbrauch.

3 Fürchtet weder Tod noch Teufel,
Stets zu Schutz und Trutz bewehrt,
Und ist gänzlich außer Zweifel,
Daß er einst in Himmel fährt.

VI.

Soldatenmuth.

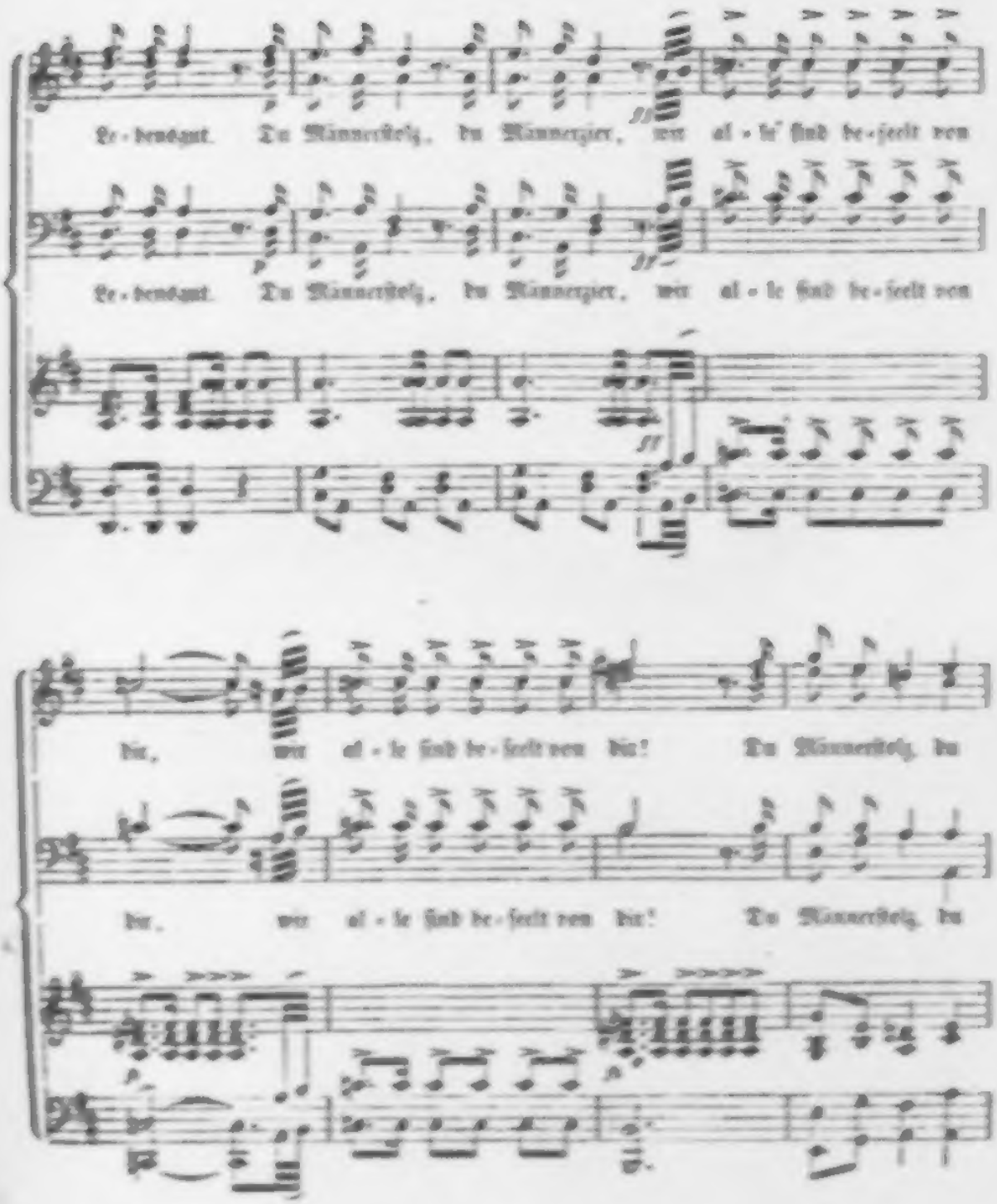
Kräftig und feurig

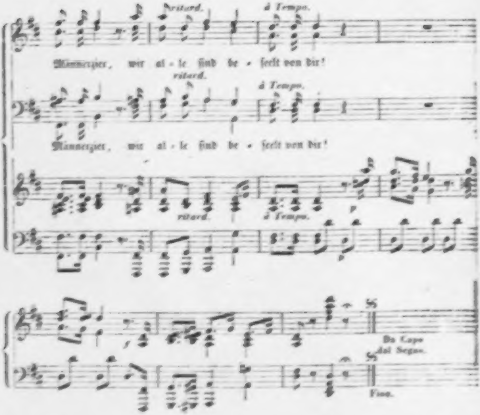
Le-bensgut. Du Männerstolz, du Männerzier, wir al-le sind be-seelt von

Le-bensgut. Du Männerstolz, du Männerzier, wir al-le sind be-seelt von

dir, wir al-le sind be-seelt von dir! Du Männerstolz, du

dir, wir al-le sind be-seelt von dir! Du Männerstolz, du





2 Du bist mit uns im Graus der Schlacht,
Auf einsam stiller Lagerwacht,
Du ziehst mit uns auf jedem Pfad,
In's Feld und auf die Wachtparad'.

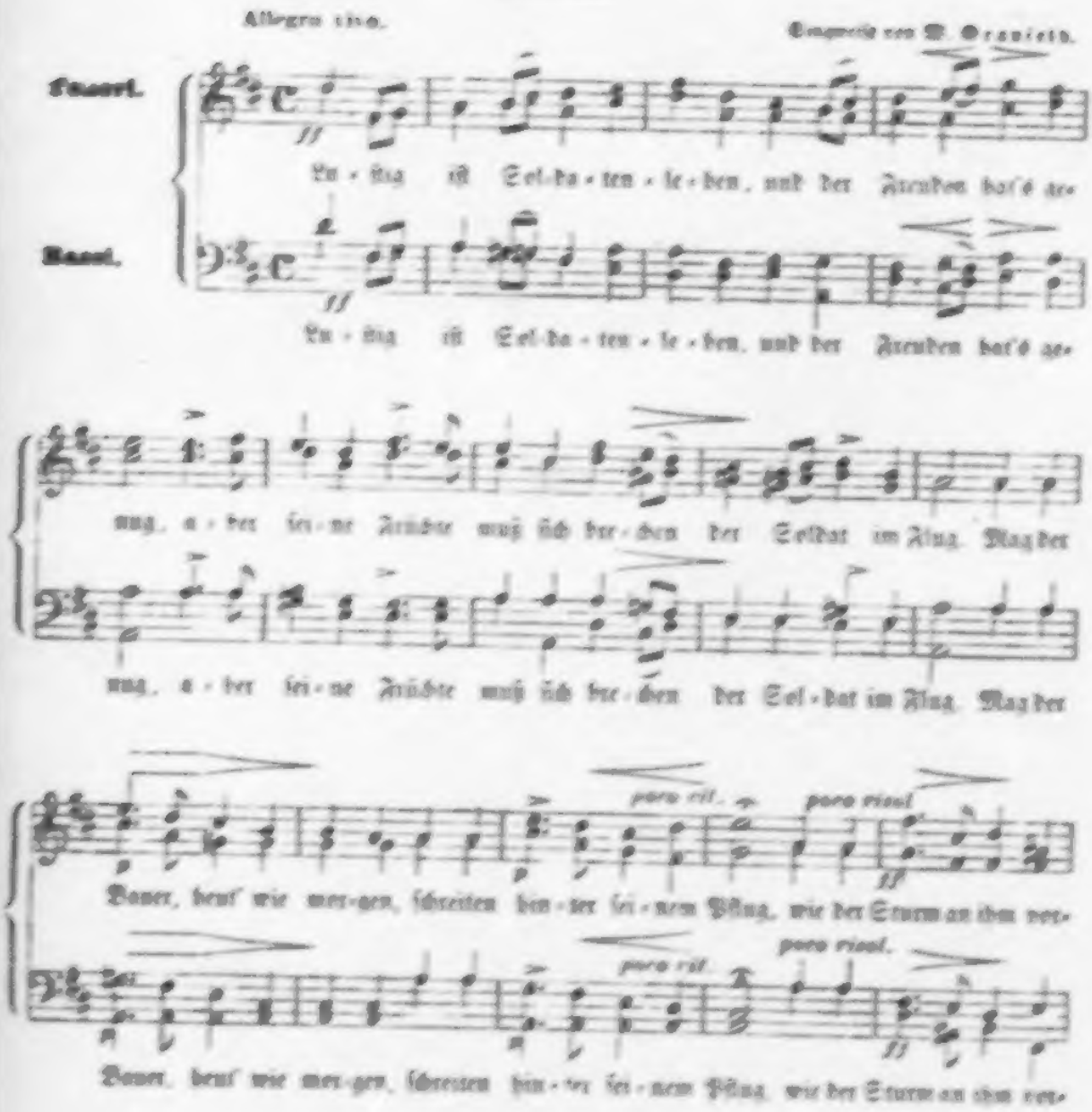
3 Soldatenmarsch, Soldatenmarsch,
Wie stürmst du [illegible] Blut,
Wie leuchtest du aus jedem Blick,
Verachtend jeglich Missgeschick.

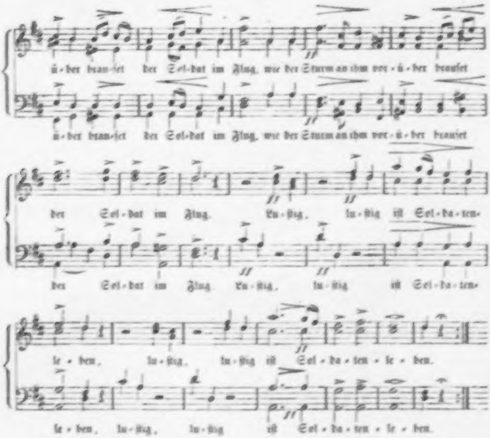
4. Du würzest uns so Wein als Tanz,
Du klingst im hellen Gläserklang,
Durchglühest unser Herz geschwind,
Sobald uns naht' ein hübsches Kind.

5. Soldatenmarsch, Soldatenmarsch,
Du [illegible] Schiff auf wilder Fluth,
Wir sind mit dir in Lust und Noth,
Sei du mit uns auch bis zum Tod!

VII.

Lustig ist Soldatenleben.





3. Marketenderin, du kleine,
Die mein Herz in Fesseln schlug,
Einen süßen Kuß, nur einen,
Und dann geht's davon im Flug.

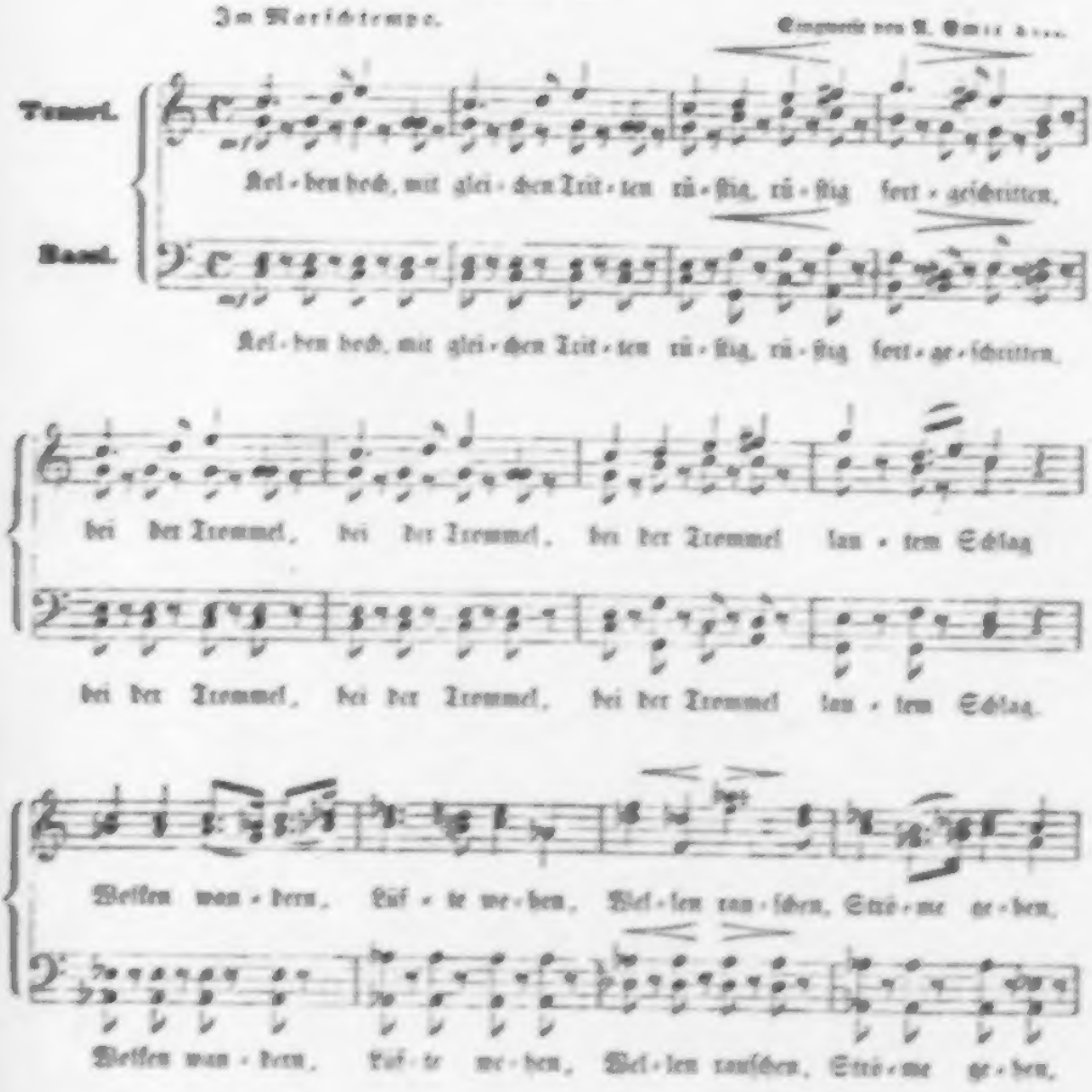
4. Fülle schnell nur, muntre Kleine,
Nochmals mir mit Wein den Krug,
Morgen heißt's an Waldesquelle
Stillen sich den Durst im Flug.

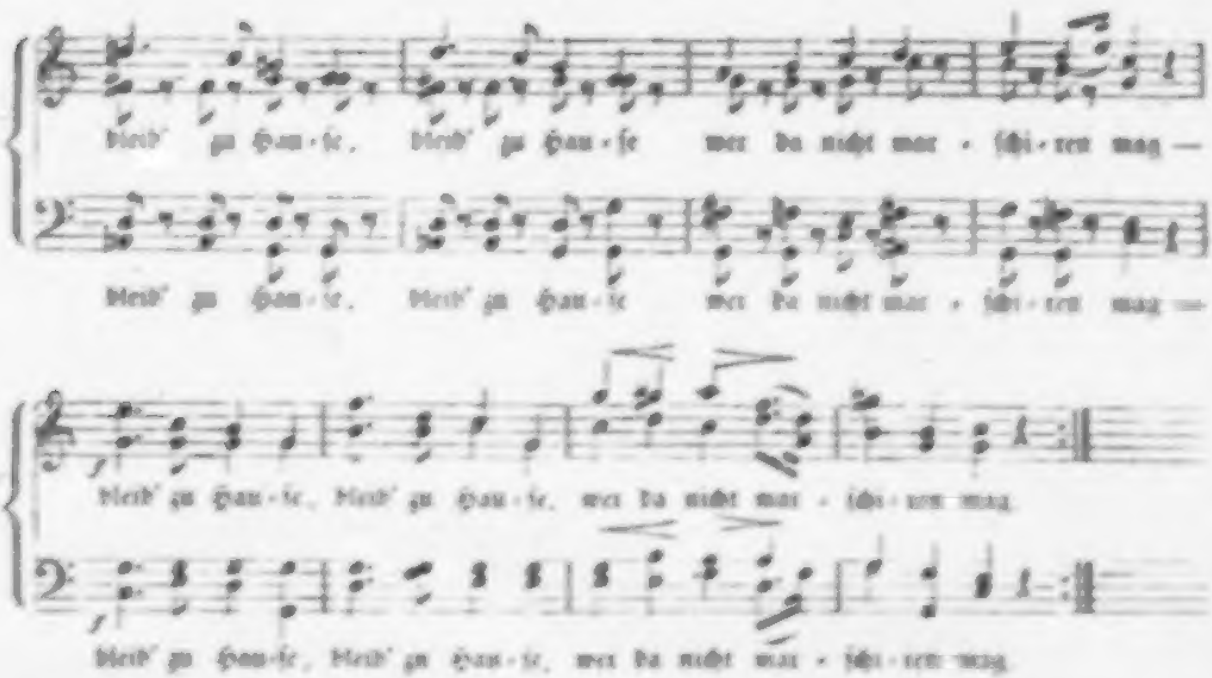
5. Scherzend heut' mit dir und lachend,
Weil so herzlich du und klug,
Morgen nimmt mich eine Kugel
In das Jenseits mit im Flug.

6. Was Soldaten je hantieren
Leidet nun und nie Verzug,
Alles was wir thun und treiben,
Thun und treiben wir im Flug.

VIII.

Trommellied.



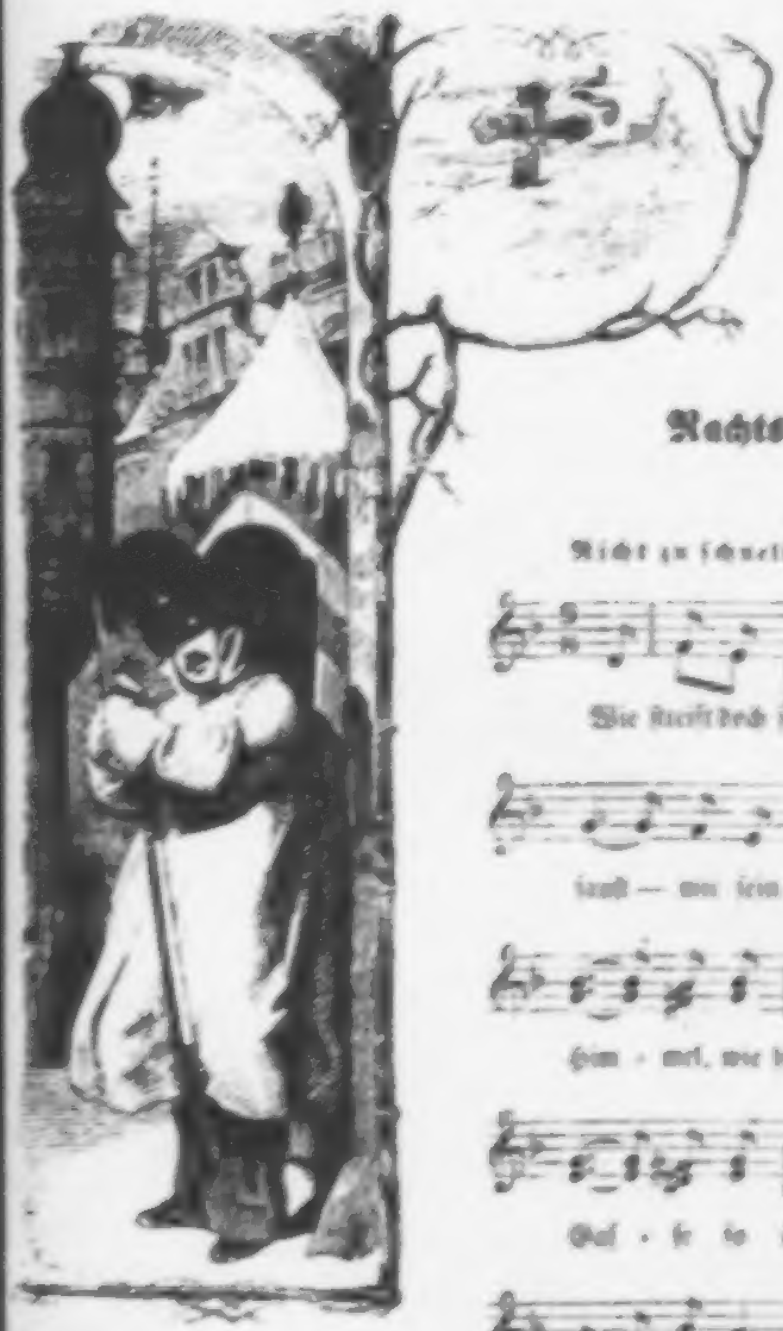

bleib' zu Hau-se, bleib' zu Hau-se wer da nicht mar-schi-ren mag —
bleib' zu Hau-se, bleib' zu Hau-se wer da nicht mar-schi-ren mag —
bleib' zu Hau-se, bleib' zu Hau-se, wer da nicht mar-schi-ren mag.
bleib' zu Hau-se, bleib' zu Hau-se, wer da nicht mar-schi-ren mag.

2. Ueber rauh' und glatte Wege,
Ueber Felsen, Brücken, Stege,
Bei der Trommel,
Bei der Trommel,
Bei der Trommel lautem Schlag.
In den Klüften, wo beständig
Sonst nur Schweigen, wird's lebendig,
Und das Schallen
Und das Hallen
Zieht mit uns durch Wald und Hag.

3. Rechts geschaut, links deployiret,
Richt't euch, schultert, präsentiret
Nach der Trommel,
Nach der Trommel,
Nach der Trommel lautem Schlag.
Links geschwenkt, in ganzen Zügen,
Halt, bei Fuß! — Dem Schalle fügen
Muß sich Jeder,
Muß sich Jeder
Ohne Widerred' und Frag'!

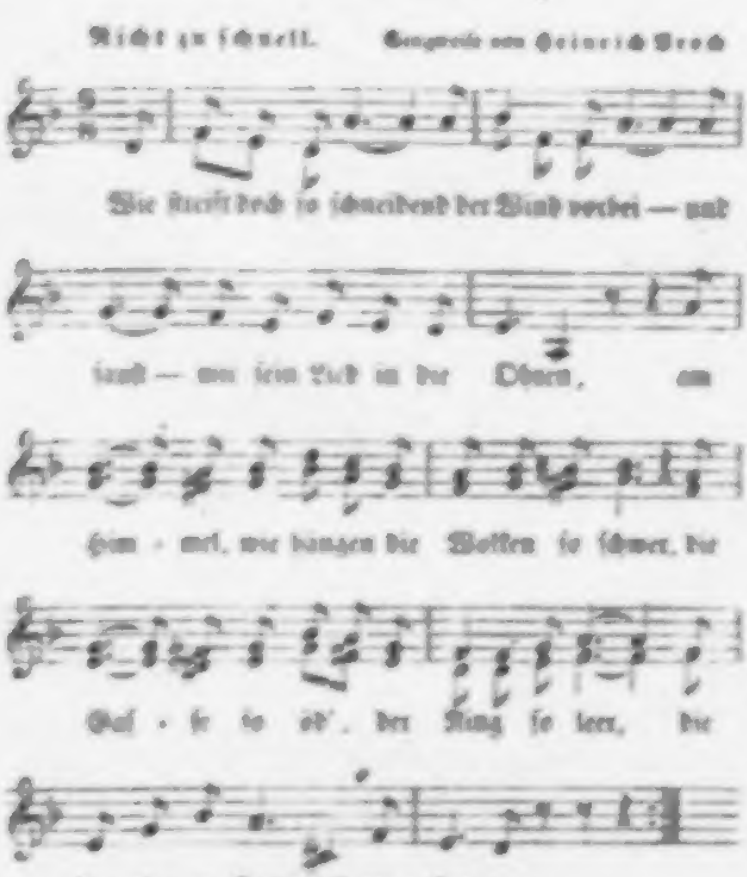
4. Auf der Route aller Orten
Oeffnen Thüren sich und Pforten,
Vor der Trommel,
Vor der Trommel,
Vor der Trommel lautem Schlag.
Will uns wer den Weg vertreten,
Oeffnen wir mit Bajonetten
Schloß und Riegel,
Schloß und Riegel
Euch zu Leid und bitt'rer Klag'.

5. Doch auch rascher als wie Andern,
Welche Gottes Welt durchwundern,
Bringet Freuden,
Bringet Leiden
Dem Soldaten jeder Tag.
Heute gilt's um Liebe werben,
Morgen heißt's im Felde sterben,
Bei der Trommel,
Bei der Trommel,
Bei der Trommel lautem Schlag.



IX.

Nachts im Schilderhaus.



2.

Husch! — dichter nur in den Mantel gehüllt,
's strömt wärmer dann gleich durch die Adern,
Ein Thor, der lange mit Wetter und Zeit,
Mit dem launigten Schicksal läge im Streit,
Wozu all das Grollen und Hadern.

3.

Ward auch just nicht — um in stürmischer Nacht
Zu Wachen und Frieren — geboren,
Auch mir lachte einst im heimischen Land
Ein besser Geschick, — doch die Zeit entschwand,
Verloren ist einmal verloren!

4.

Nur Eines, das eng't mir noch öfters die Brust,
Das werd' ich so leicht nicht verschmerzen;
Dich, Bärbchen, du süsses, freundliches Kind,
Mit den Aeuglein so treu, den Wangen so lind,
Dich, mit deinem liebenden Herzen!

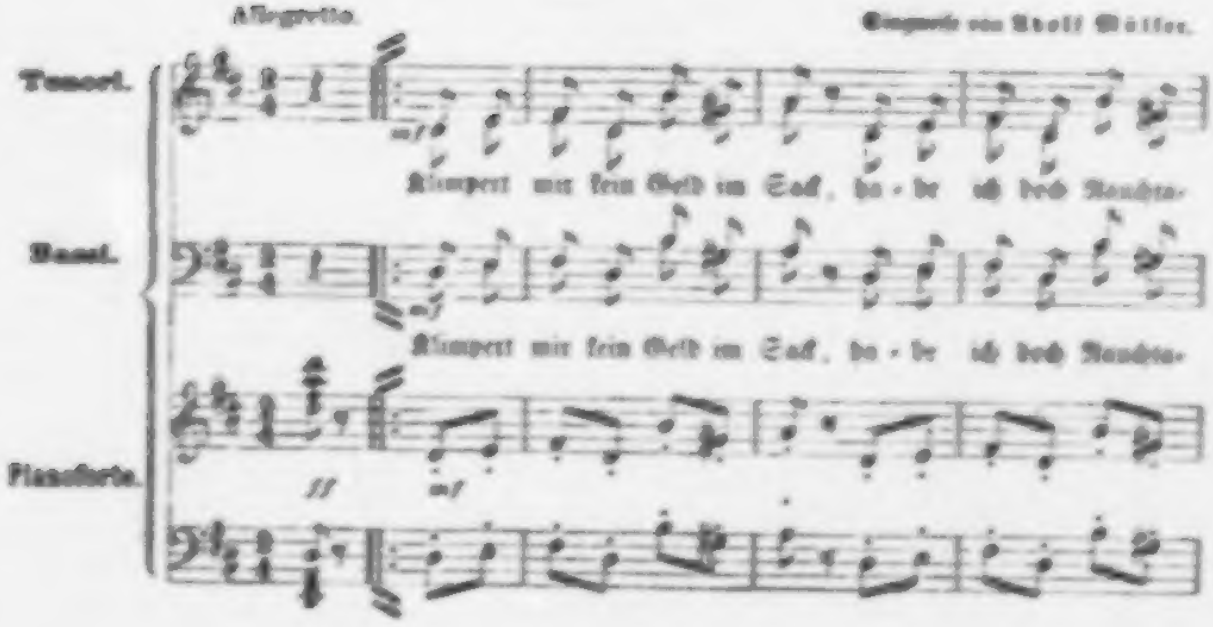
5.

Ach, sagte mir Einer nur, wie's ihr ging',
Wollt' gern' ja nichts weiter verlangen;
Vielleicht, daß sie eben zur Stunde jetzt Braut,
Vielleicht, daß sie längst einem Theu'ren getraut,
Und liebenden Arm's jetzt umfangen.

6. Vielleicht auch — ei, wird's doch mit einemmal
So heiß in den engenden Planken,
Nuh! — muß nur in Schnee und in Sturm wieder 'naus,
's ist doch gar zu dunstig im Schilderhaus,
Zumal — mit verliebten Gedanken.

X.

Soldatenphilosophie.



Allegretto. Singweise von Adolf Müller.

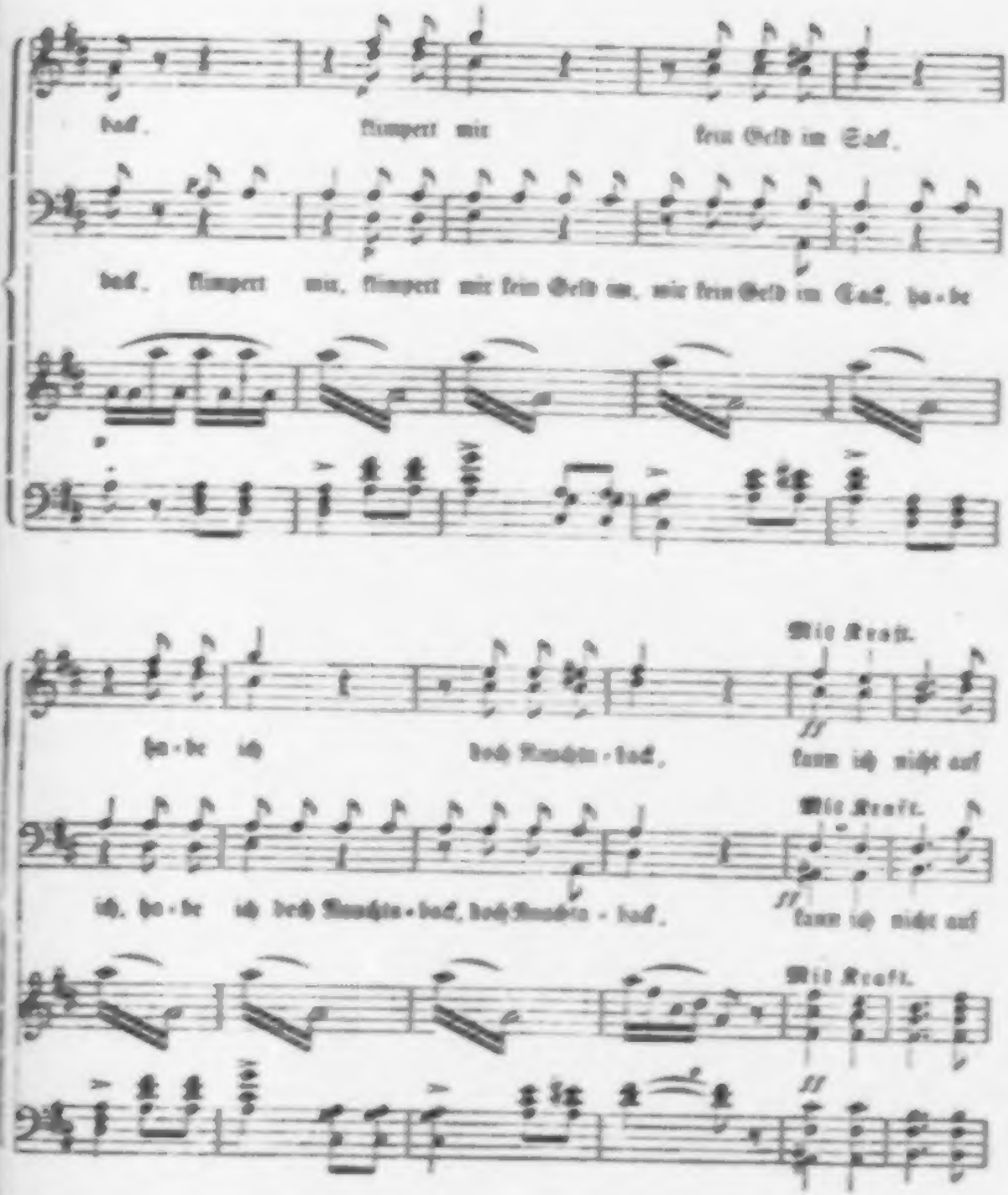
Tenori.

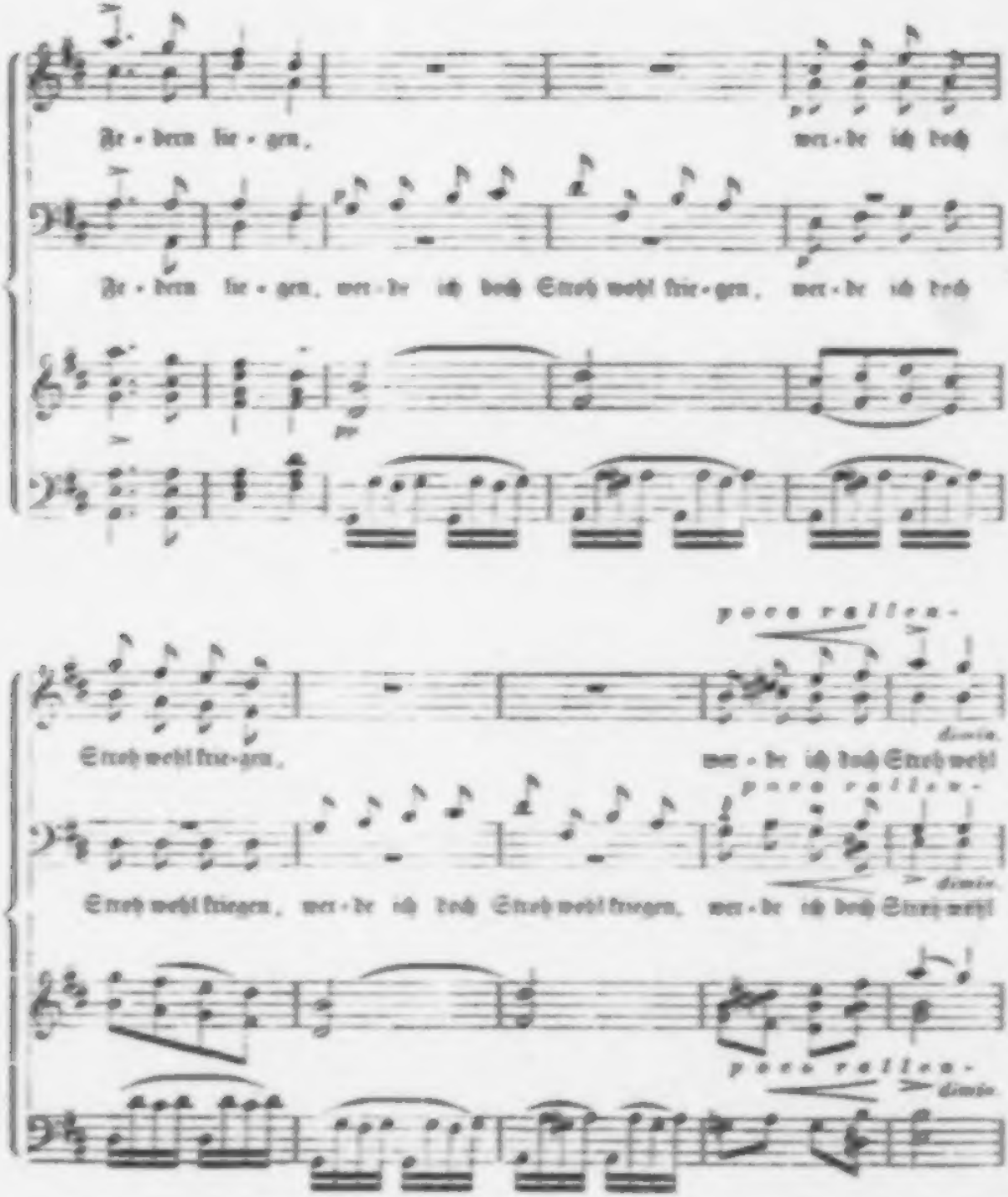
Bassi.

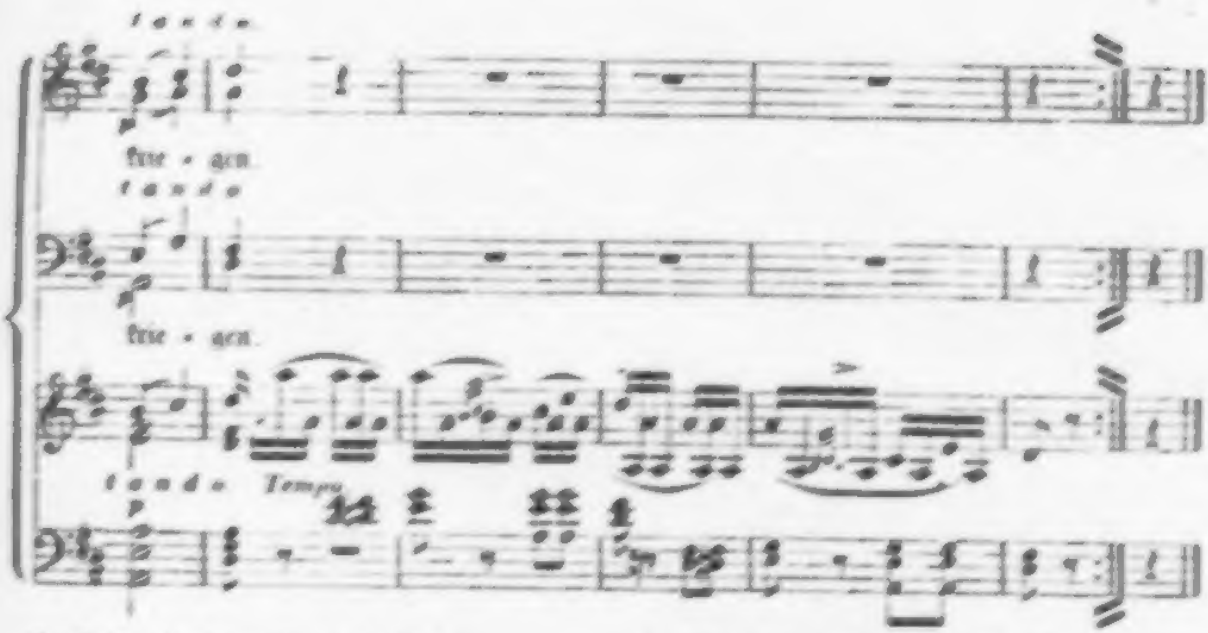
Pianoforte.

Klimpert mir kein Geld im Sack, ha - be ich doch Nauchta-

Klimpert mir kein Geld im Sack, ha - be ich doch Nauchta-


Mit Kraft.
ff


Fe - dern lie - gen, wer - de ich doch
Fe - dern lie - gen, wer - de ich doch Stroh wohl krie - gen, wer - de ich doch
Stroh wohl krie - gen, wer - de ich doch Stroh wohl
Stroh wohl kriegen, wer - de ich doch Stroh wohl kriegen, wer - de ich doch Stroh wohl



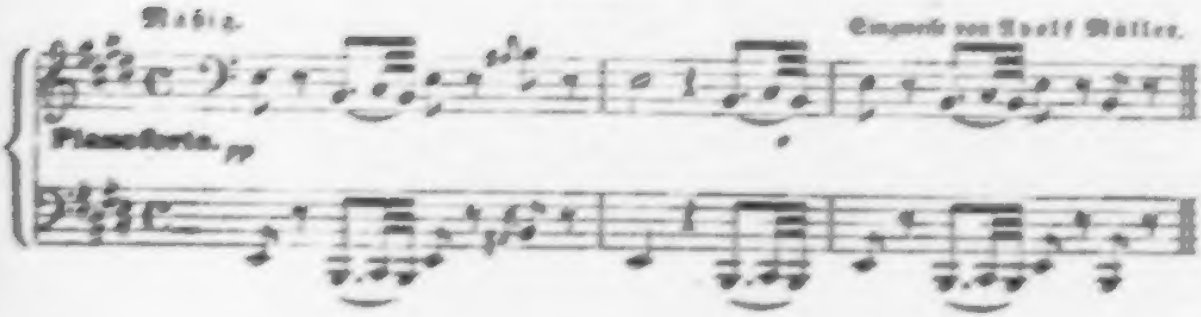
2. Fehlt es mir an Bier und Wein,
Wird wohl Schnaps vorhanden sein,
Sollte auch der Schnaps mir fehlen
Werd' ich müssen Wasser wählen.

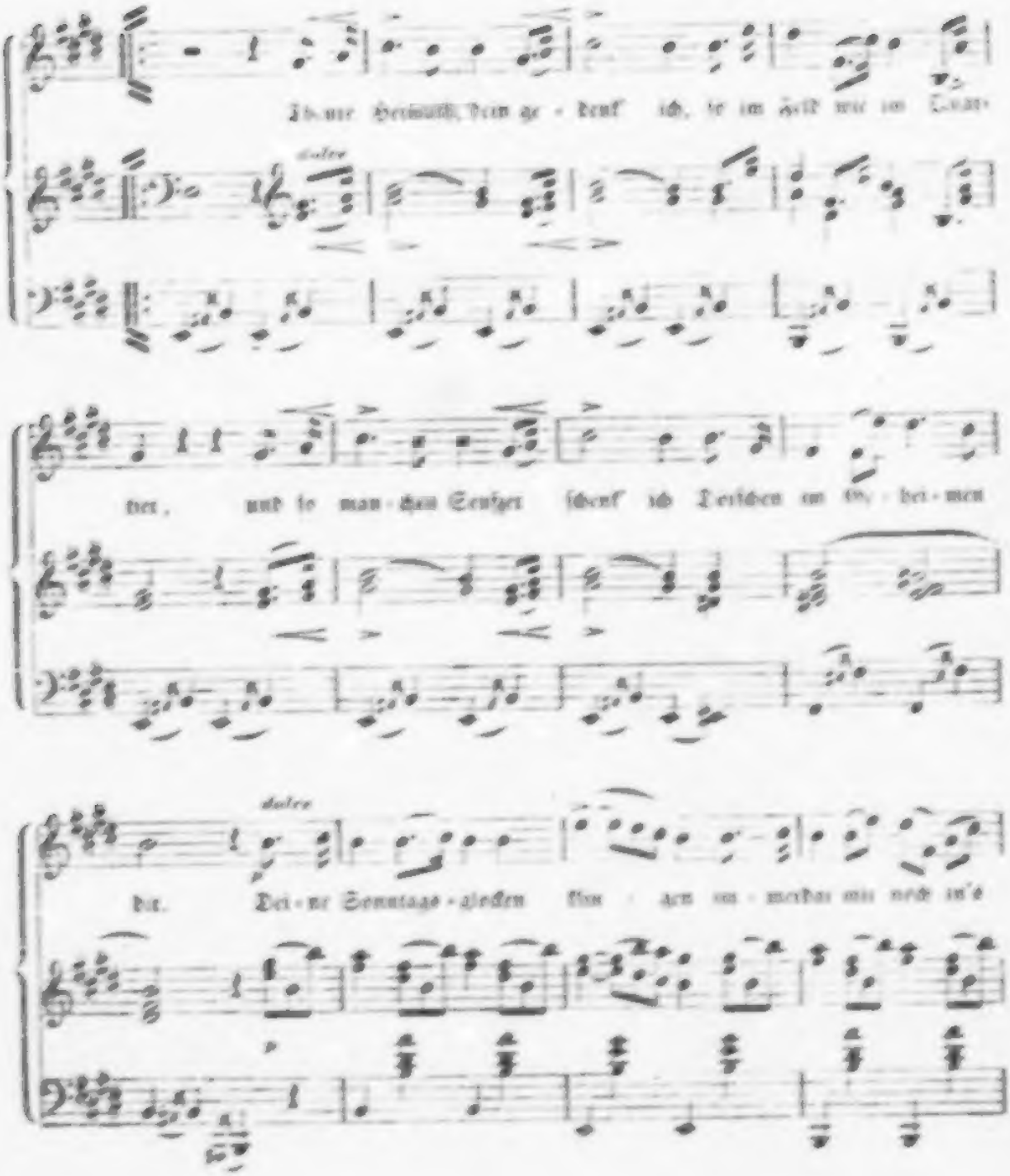
3. Schuh, zerrissen ist der Schuh,
Ei, wie ging nur dieses zu,
Muß jetzt barfuß geh'n die Straßen
Bis ich werde Neue fassen.

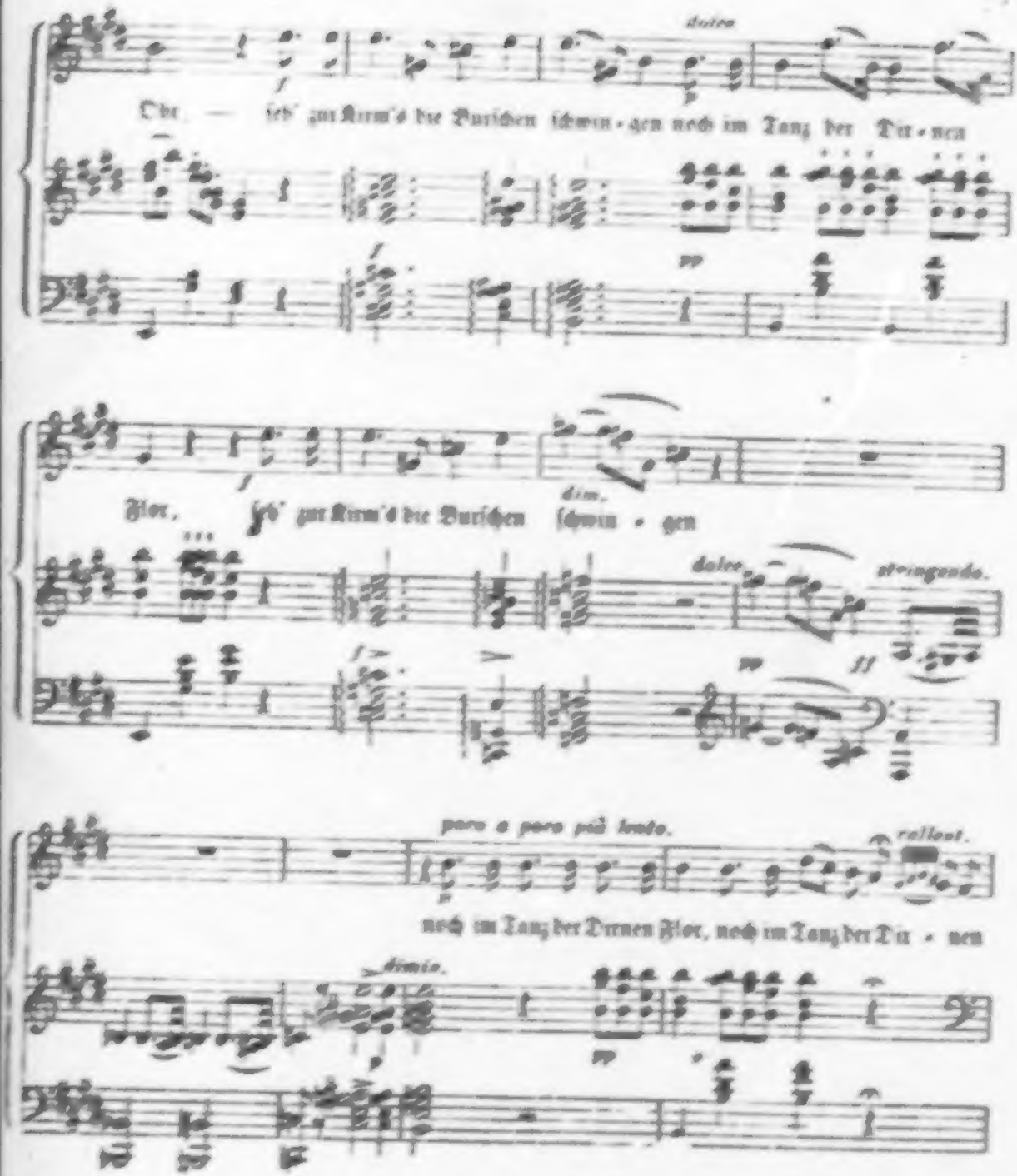
4. Siehe da vom Feind [illegible],
Trifft er mich, so bin ich tot,
Schießt er neben mir vorüber,
Glaub mir, Freund, so ist mir's lieber.

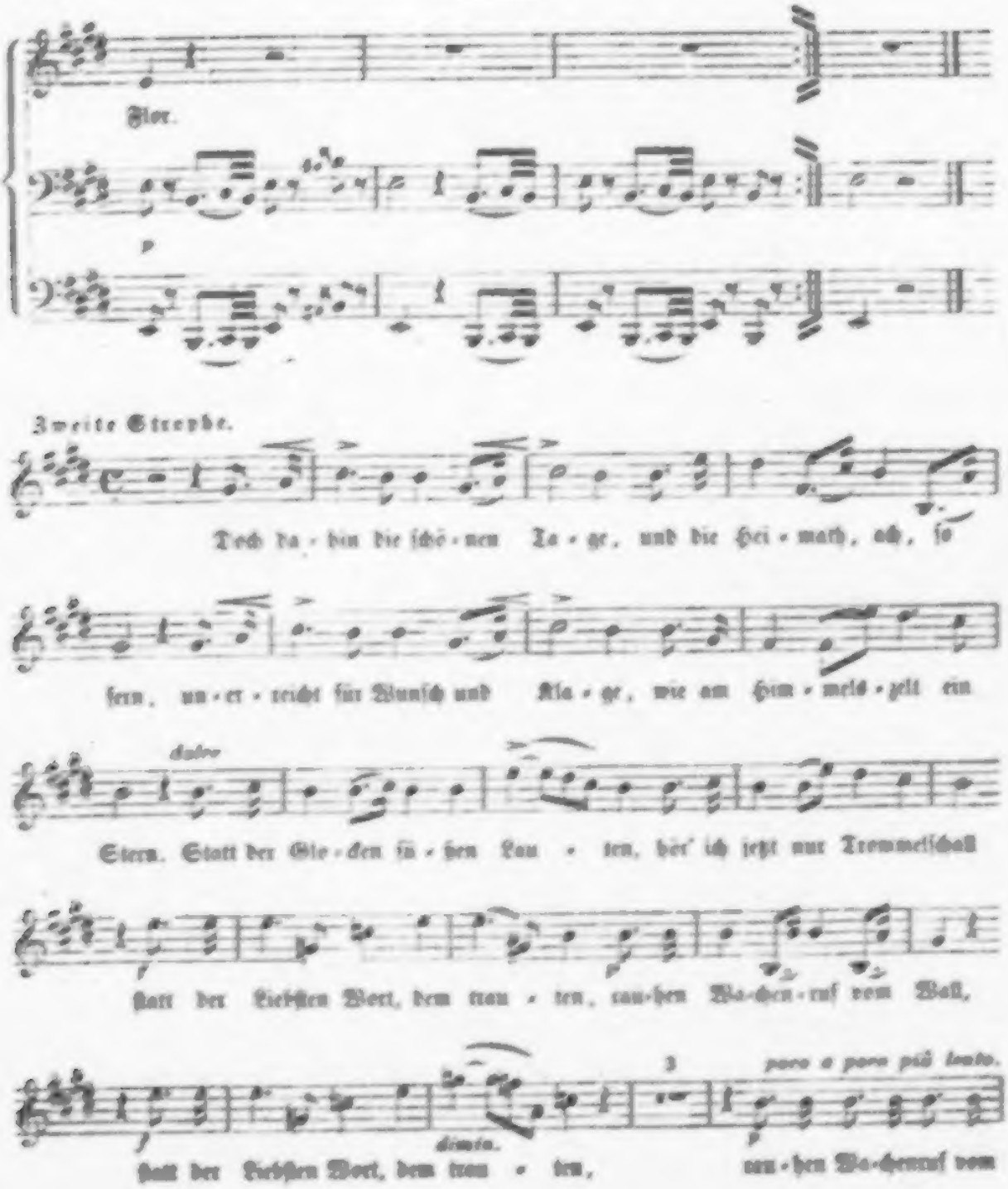
XI.

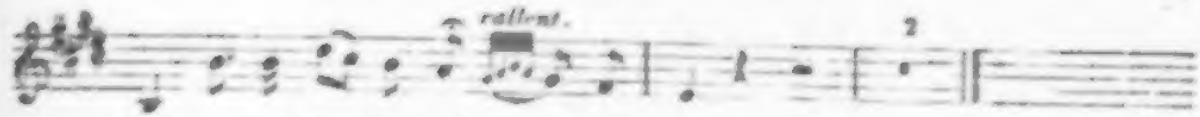
Soldatenheimweh.



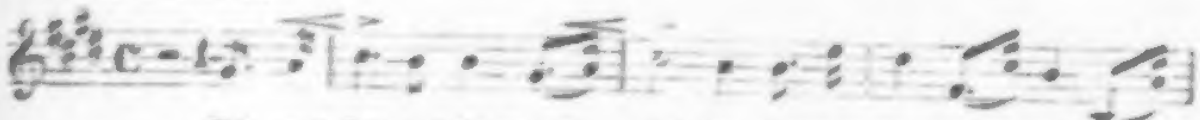

Theure Heimath, dein ge - denk' ich, so im Feld wie im Quar-
tier, und so man - chen Seufzer schenk' ich Dorfchen im Ge - hei - men
dir. Dei - ne Sonntags - glocken klin - gen im - merdar mir noch in's

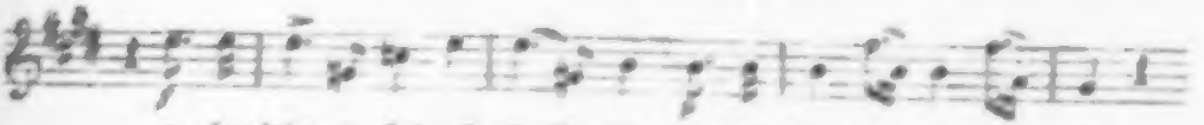

dolce
Ohr, — seh' zur Kirm's die Burschen schwin - gen noch im Tanz der Dir - nen
Flor, seh' zur Kirm's die Burschen schwin - gen
dim.
dolce
stringendo.
poco a poco più lento.
rallent.
noch im Tanz der Dirnen Flor, noch im Tanz der Dir - nen
dimin.

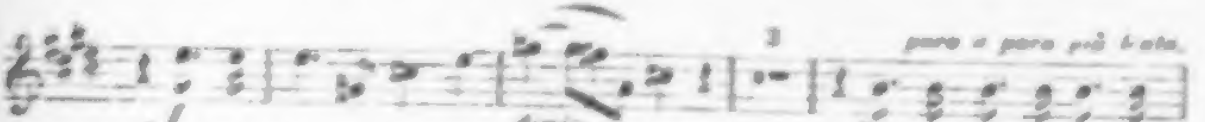

Flor.
p
Zweite Strophe.
Doch da - hin die ſchö - nen Ta - ge, und die Hei - math, ach, ſo
fern, un - er - reicht für Wunſch und Kla - ge, wie am Him - melé - zelt ein
dolce
Stern. Statt der Glo - cken ſü - ßen Lau - ten, hör' ich jetzt nur Trommelſchall
ſtatt der liebſten Wort, dem trau - ten, rau-hen Wa-chen-ruf vom Wall,
3
poco a poco più lento.
dimin.
ſtatt der liebſten Wort, dem trau - ten, rau - hen Wa-chenruf vom

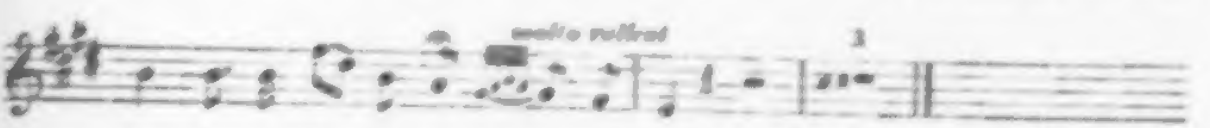


Dritte Strophe.









XII.

Reiterlied.

Sehr lebhaft und feurig. Singweise von J. Dont.

Auf flüch-ti-gen Hu-fen, im Flug durch die Welt, im Flug durch die Welt, — wie Bli-tze durch-kreu-zen das Himmelsge-zelt, wie Bli-tze durchkreuzen das Him-mels-ge-zelt.

2 Jetzt hier und jetzt drüben,
Jetzt dort und jetzt da,
Bald fern von einander,
Bald wiederum nah.

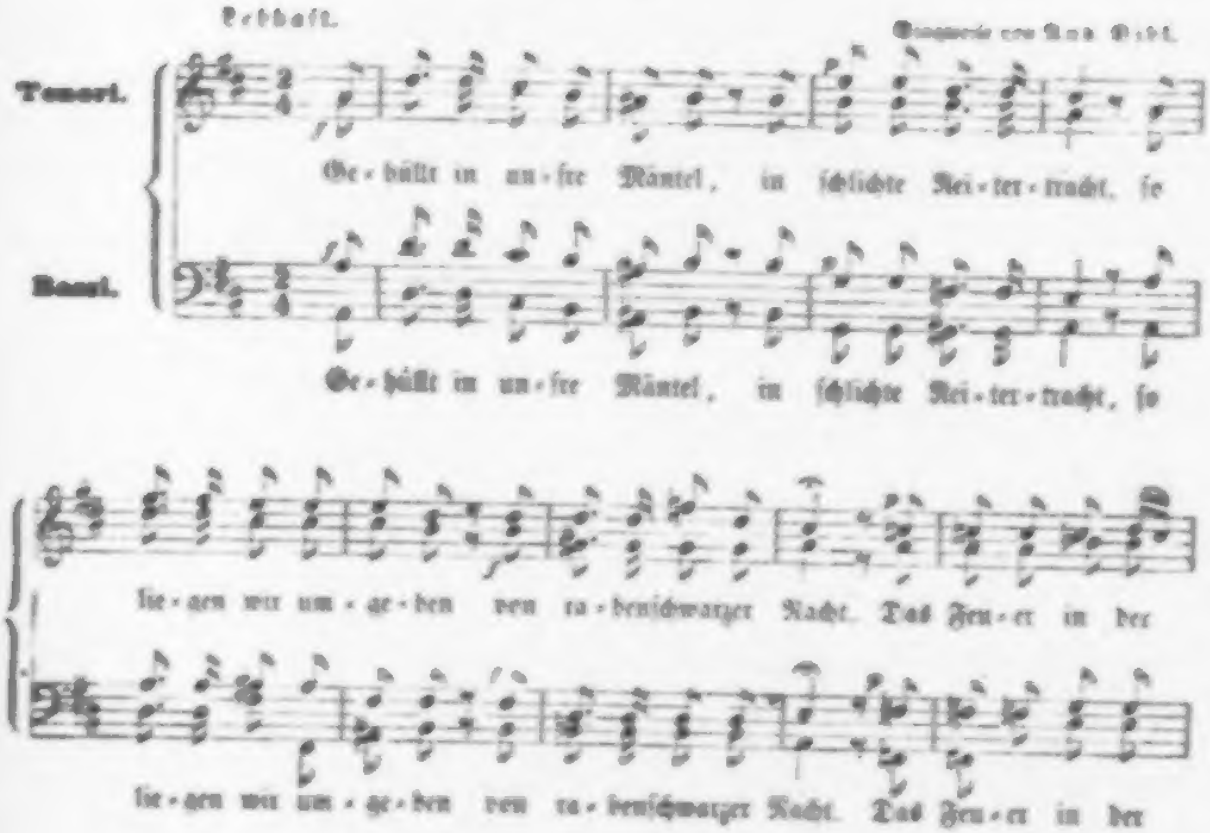
3 Geschwungenen Säbels
hinein in's Quarre'
Schon sinken die Feinde
Mit Jammer und Weh'.

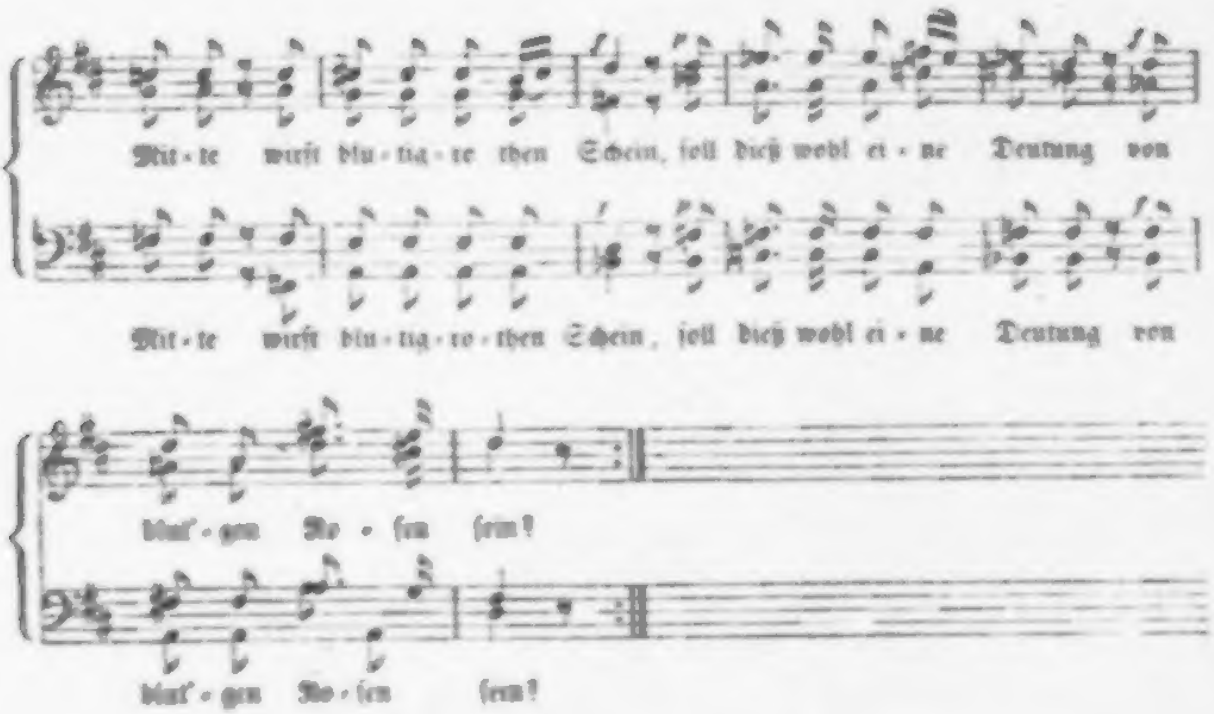
4 Die Spern in die Flanken,
Den Flüchtigen nach!
Nichts rettet die Feigen
Vor Schande und Schmach!

5 Ha, wie die Trompete
Siegfreudig ertönt!
Auf flüchtigen Hufen
Im Flug durch die Welt!

XIII.

Reiterbivouaque.





2. Und ſei es eine Deutung von Roſen blutig roth,
Ein rechter Reiter fürchtet ſich nimmer vor dem Tod.
Er ſprengt ihm kühn entgegen, hoch über'n Haupt das Schwert,
Des Heldentod's im Kampfe iſt von uns jeder werth.

3. Wohl werden Viele fallen von uns im Morgenroth,
Geſchmückt mit rothen Roſen, und liegen kalt und tod.
Doch Viel' auch werden ziehen, o neidenswerthes Glück,
Mit grünen Siegeseichern in's Heimathland zurück.

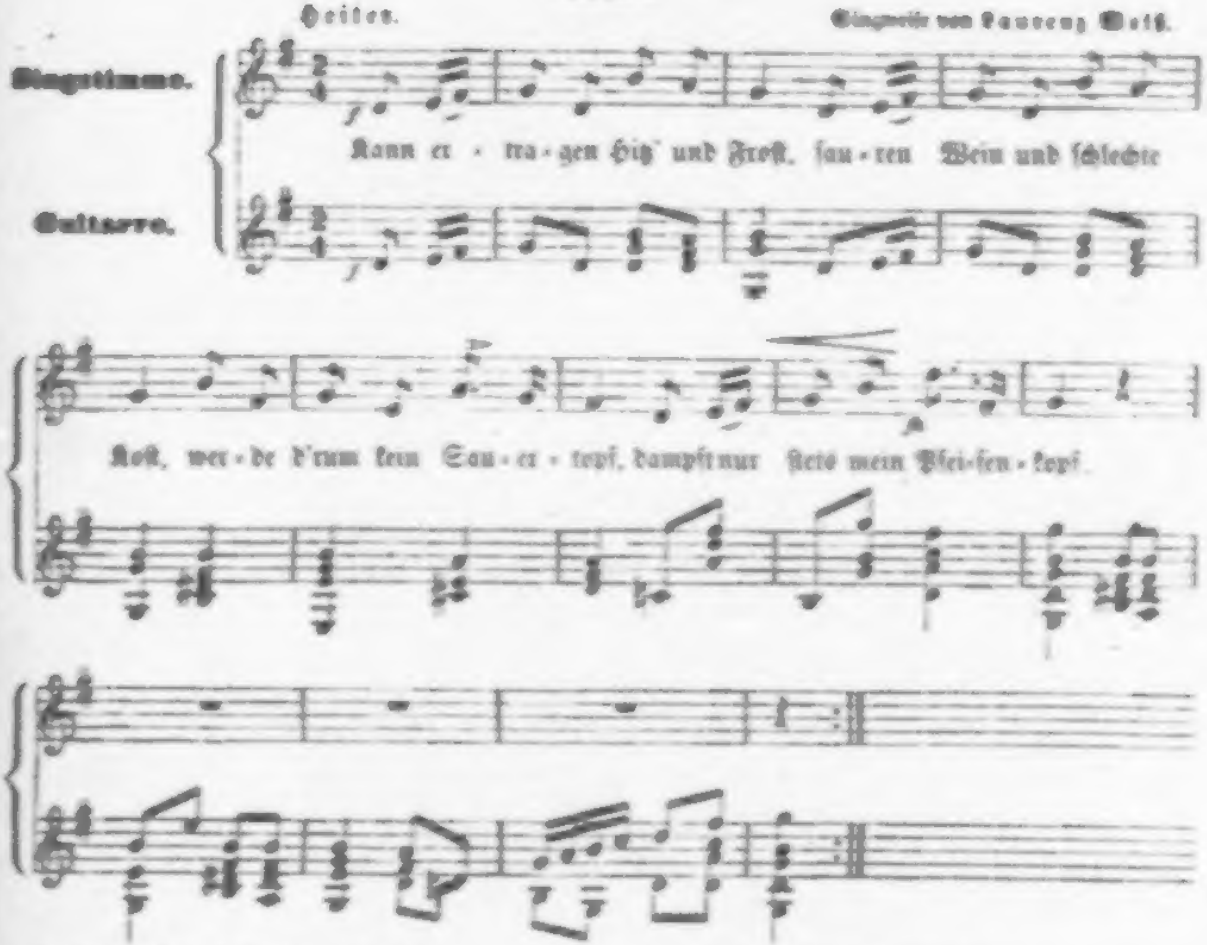
4. Ihr, denen zugefallen dieß ſchöne Kriegerloos,
O denket eurer Brüder verhüllt vom feuchten Moos.
Gedenkt der Kameraden auf nächt'ger Reiterwacht,
Die treu mit euch gefochten die heiße blut'ge Schlacht.

5. Bringt ihren Gruß, den letzten, zurück in's Vaterhaus,
Von dem ſo kampfesmuthig gezogen ſie hinaus.
Und für jedwede Thräne, die rollt die Wang hinab,
Blüht eine rothe Roſe erblüh'n aus ihrem Grab.

XIV.

Mein Pfeifenkopf.

Heiter. Eingesandt von Laurenz Mayr.

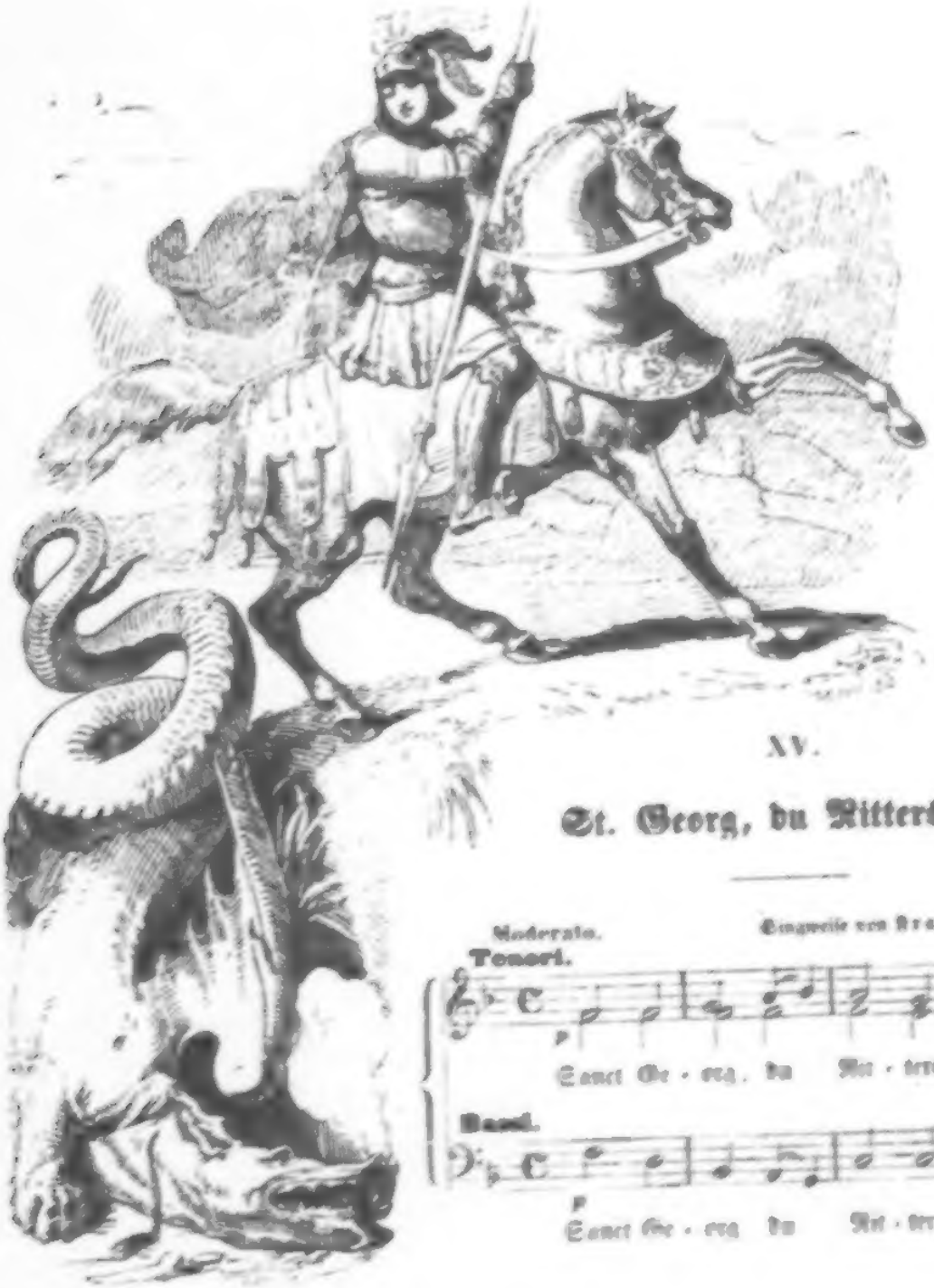


2. Lieg' ich auf der Lagerwacht,
In der grimmsten Schauernacht,
Wühl' nicht unwirsch mir im Schopf,
Dampft nur stets mein Pfeifenkopf.

3. Bin zu jeder Zeit parat,
Sei es früh nun oder spat,
Spiegelblank Mensur und Kneipf,
Dampft nur stets mein Pfeifenkopf.

4. Steh' im Feuer stundenlang,
Macht mir nimmer Angst und bang',
War noch nie ein feiger Tropf,
Dampft nur stets mein Pfeifenkopf.

5. Doch ganz sicher bin ich tod,
Wär' ich gleich noch frisch und rod,
Wenn einmal — nennt's einen Zopf,
Nicht mehr dampft der Pfeifenkopf.



XV.

St. Georg, du Rittersmann.

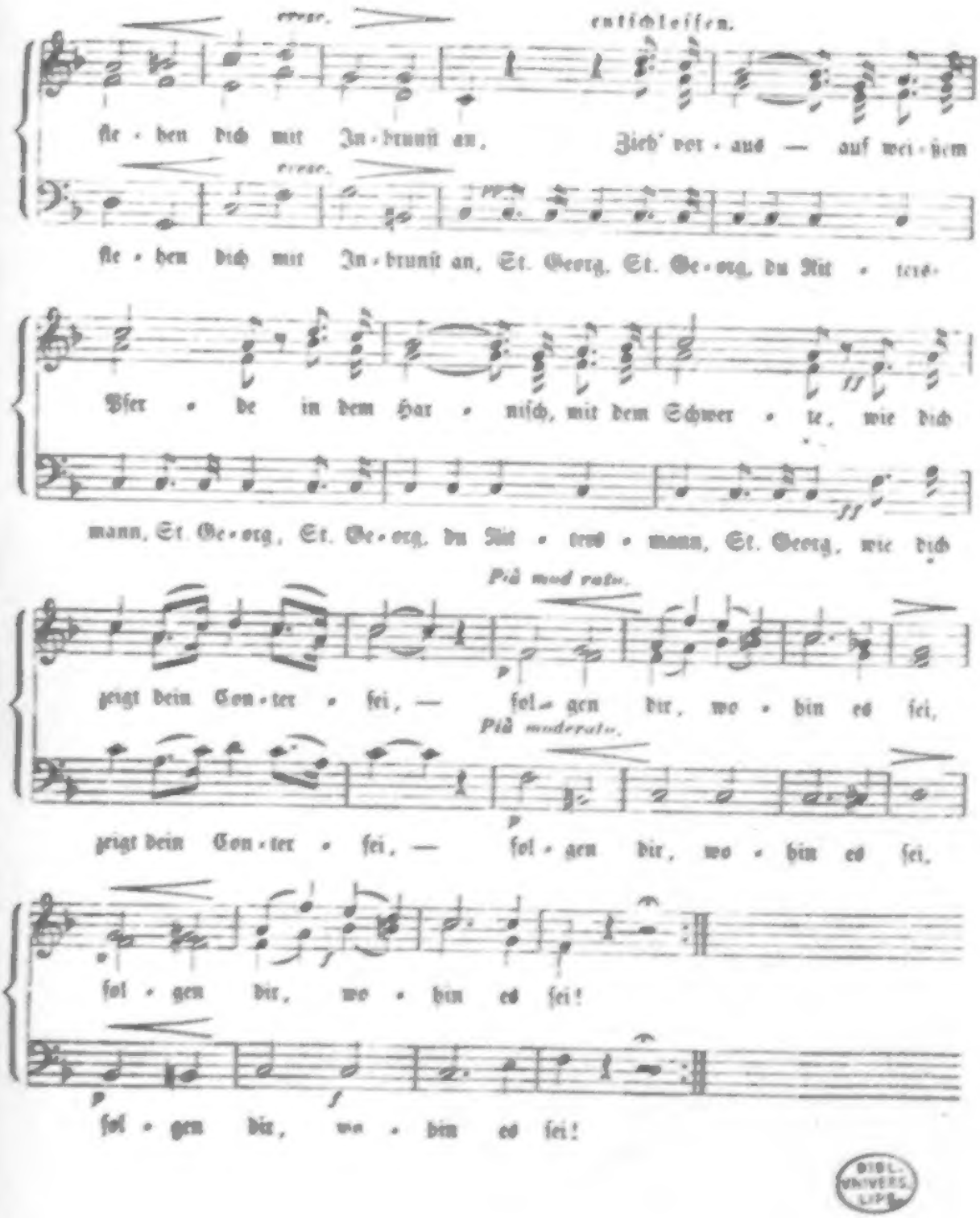
Moderato. Eingesetzt von Franz Suppé.

Tenori.

Sanct Ge - org, du Rit - ter - mann.

Bassi.

Sanct Ge - org du Rit - ter - mann.



BIBL. UNIVERS. LIPS.

2. Sanct Georg, du Rittersmann,
Hattest immer wohlgethan.
Machtest nie viel Wesens machen,
Sahst du irgend einen Drachen
Schlugst sogleich ihn mausetot.
Und zu Ende war die Noth.

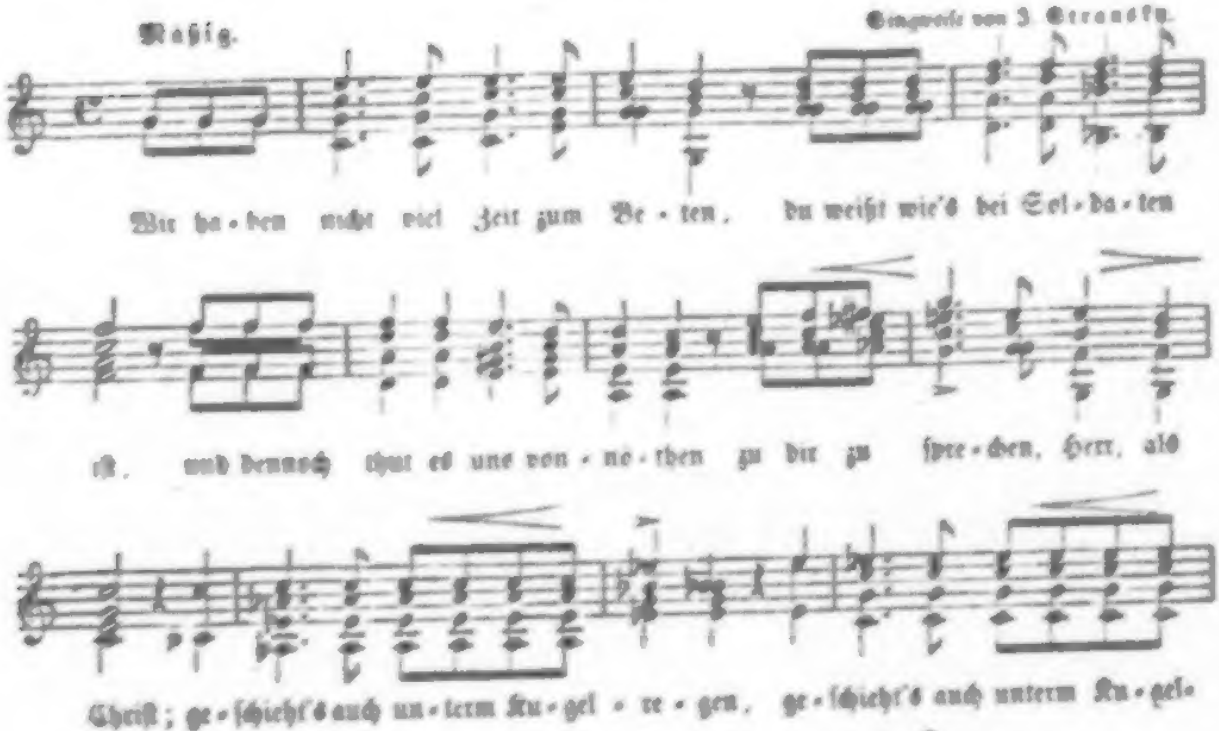
3. Sanct Georg, du Rittersmann,
Führe du uns heute an,
Drachen gibts noch allerwegen
Zu bekämpfen, zu erlegen.
Stähle du d'rum unsern Muth,
Tod der ganzen Drachenbrut!

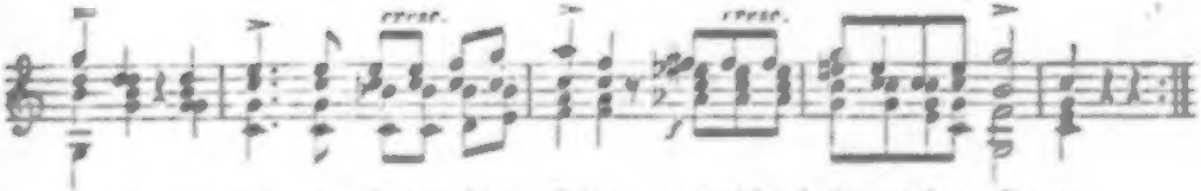
4. Sanct Georg, du Rittersmann,
Warst uns immer zugethan,
Wolltest lieber 'rum dich schlagen
Als die bär'ne Kutte tragen.
Warst ein Krieger, echt wie Gold,
Sei auch heut' uns Kriegern hold.

5. Sanct Georg, du Rittersmann,
Flehn dich drum mit Inbrunst an,
Führst du jetzt auf weißem Pferde,
In dem Harnisch, mit dem Schwerte,
Deine Krieger als Patron,
Sprechen wir den Drachen Hohn!

XVI.

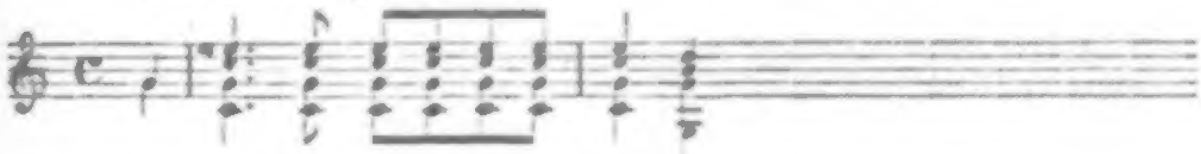
Soldatengebet.





te - gen, und nicht wie Kuttenträger pflegen, und nicht wie Kuttenträger pfle - gen.

Zum Anfang der zweiten Strophe.



Nie son - der - lich war un - ser Wan - del u. s. w.

Die dritte Strophe ist wie die erste.

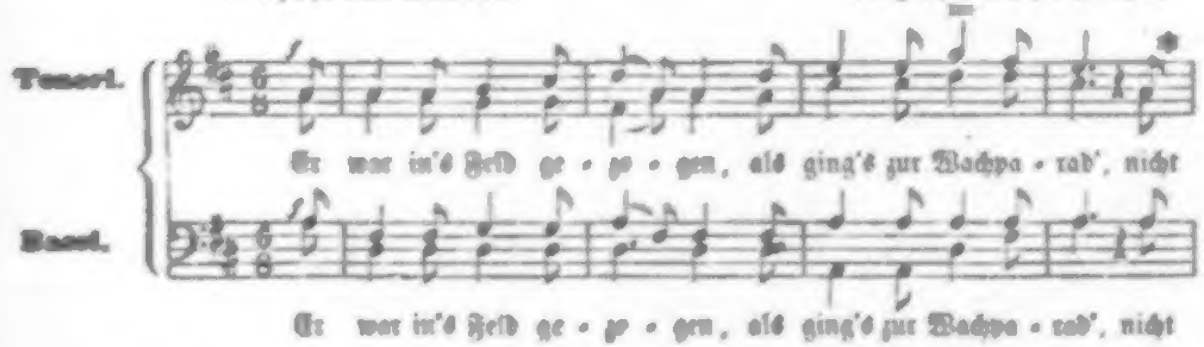
2. Nie sonderlich war unser Wandel,
Wenn auch im Ganzen grad' nicht schlecht,
Wer überlegt auch jeden Handel,
Und wägt so ganz genau was recht?
Verzeih' daher, wenn wir uns irrten,
Und nicht der Ordre ganz parirten.

3 Wir wollens künftig besser machen,
Kommt uns der Knöchler nicht zuvor,
Doch horch, die Lärmkanonen krachen,
Nun öffne, Herr, der Gnade Thor!
Auf dich vertrau'n wir, ohne Zweifel,
Die Feinde aber hol' der Teufel!

XVII.

Vom deutschen Kameraden.

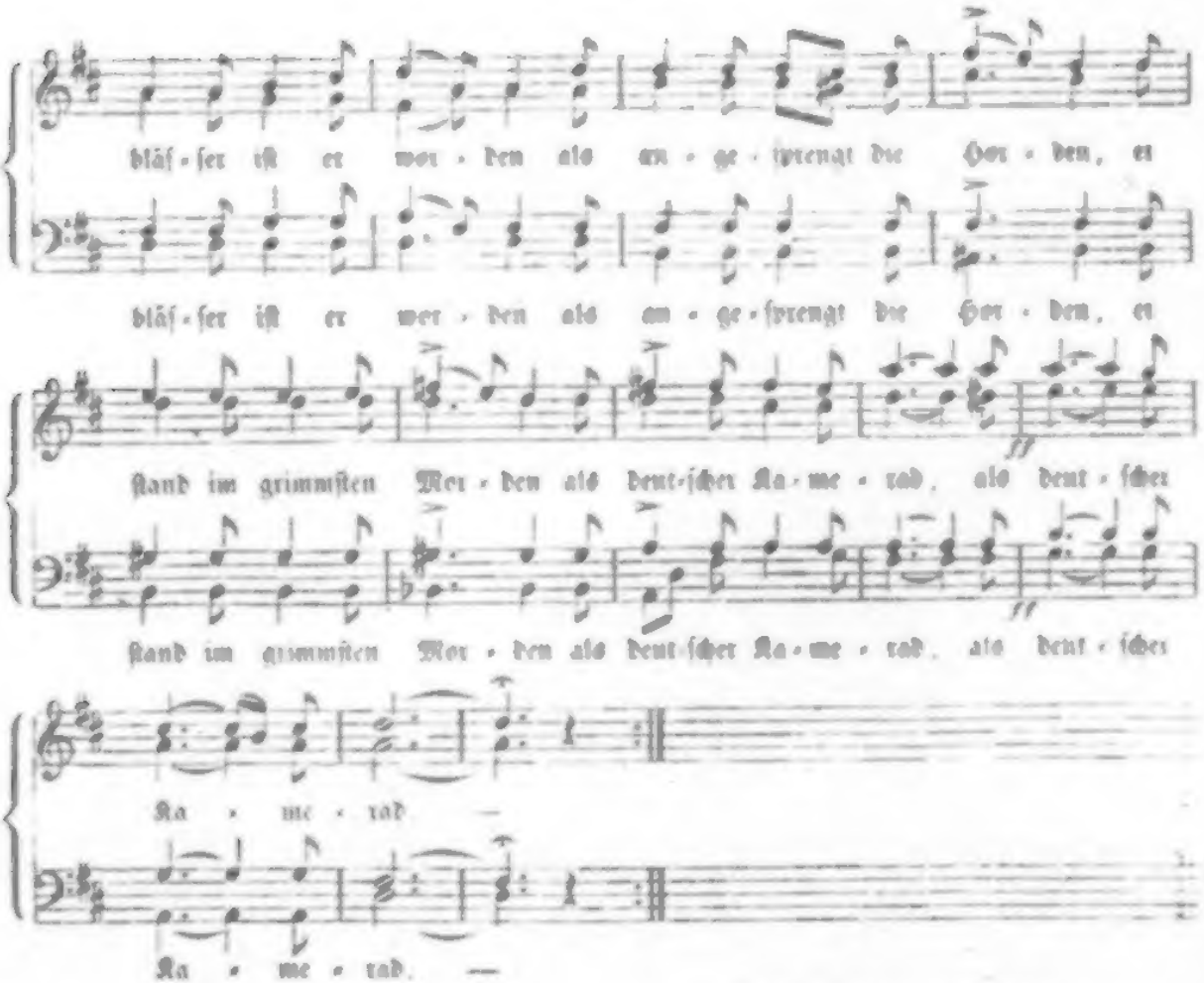
lebhaft und munter. Eingerichtet von Otto Dreyer.



Er war in's Feld ge - zo - gen, als ging's zur Wachpa - rad', nicht

Er war in's Feld ge - zo - gen, als ging's zur Wachpa - rad', nicht

* Hier wird bei der letzten Strophe das *Tempo* langsamer genommen, und *piano* gesungen.



2. Scharf hat er mitgeſchoſſen,
Ein muthiger Soldat,
So Manchen warf vom Pferde
Sein Blei hinab zur Erde,
Doch gleich blieb an Geberde
Der deutſche Kamerad.

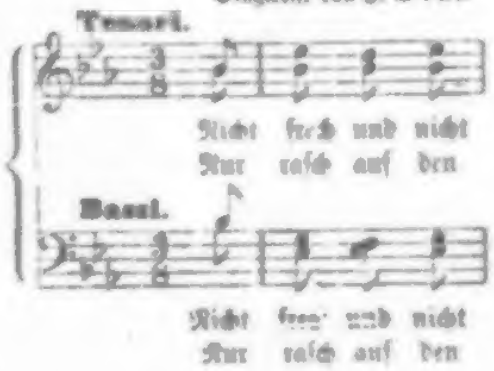
3. So ging's im heißen Treffen
Wohl bis zu Abends ſpat,
Wir konnten g'nug nicht laden,
Noch ſtand im Pulverſchwaden
Mit ſeinen Kameraden
Der deutſche Kamerad.

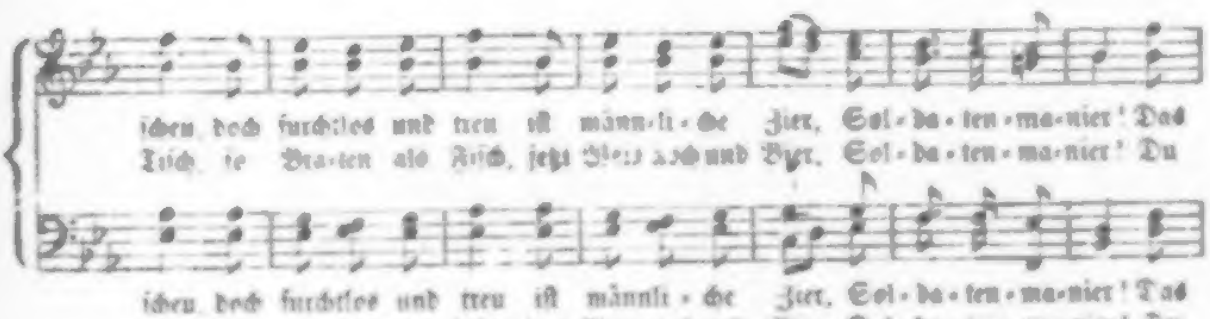
4. Mit Eins kam's hergepfiffen
Von feindlicher Brigad',
Da ſah ich in den Flanken
Mit dem Gewehr, dem blanken,
Zum erſtenmal dich wanken,
Du deutſcher Kamerad.

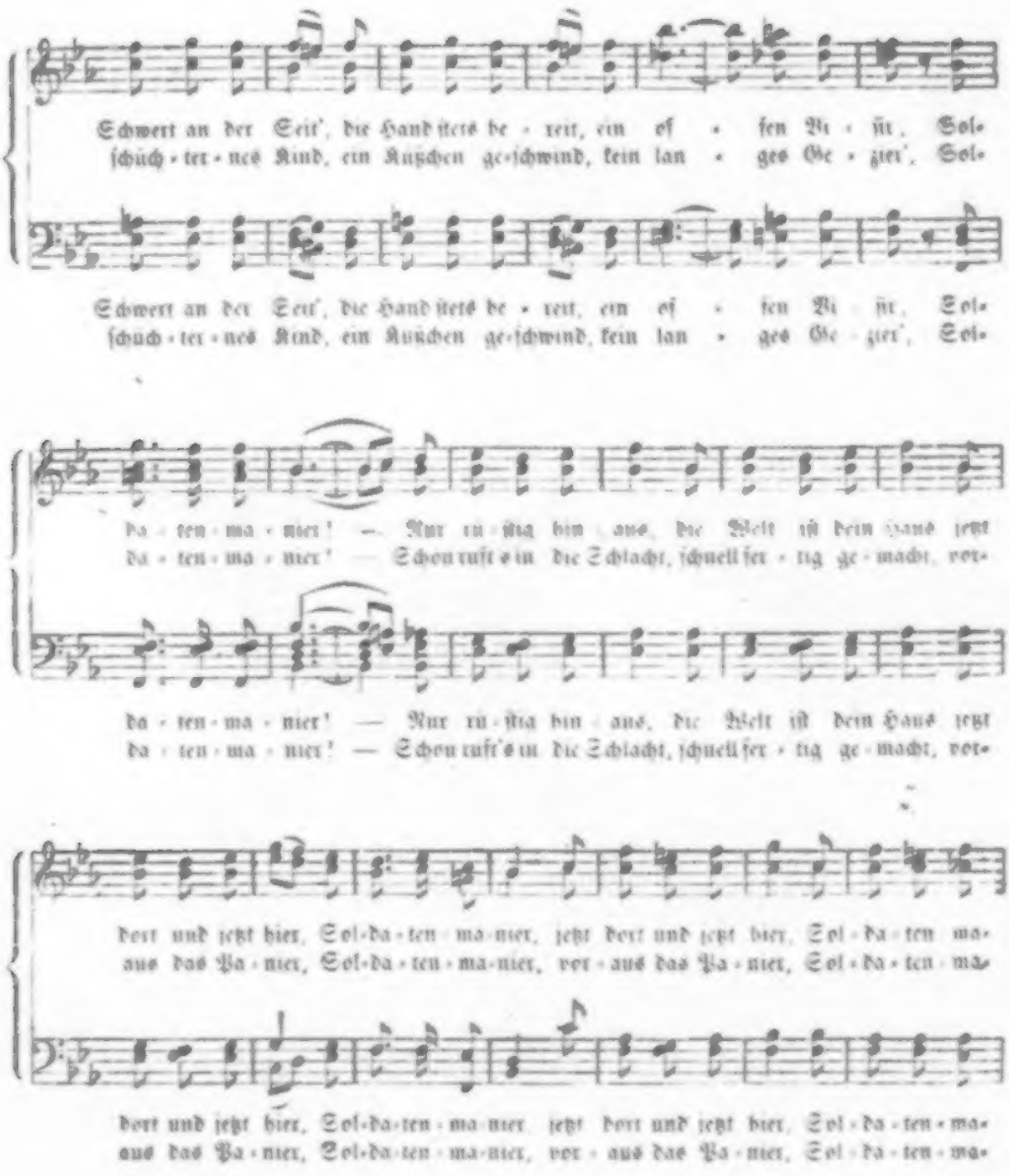
5. Noch einmal ſchoß er nieder,
Ging's fehl, ſo war es ſchad',
Dann legte er die Glieder
Sammt ſeiner Flinte nieder,
Fahr wohl, dort droben wieder,
Du deutſcher Kamerad!

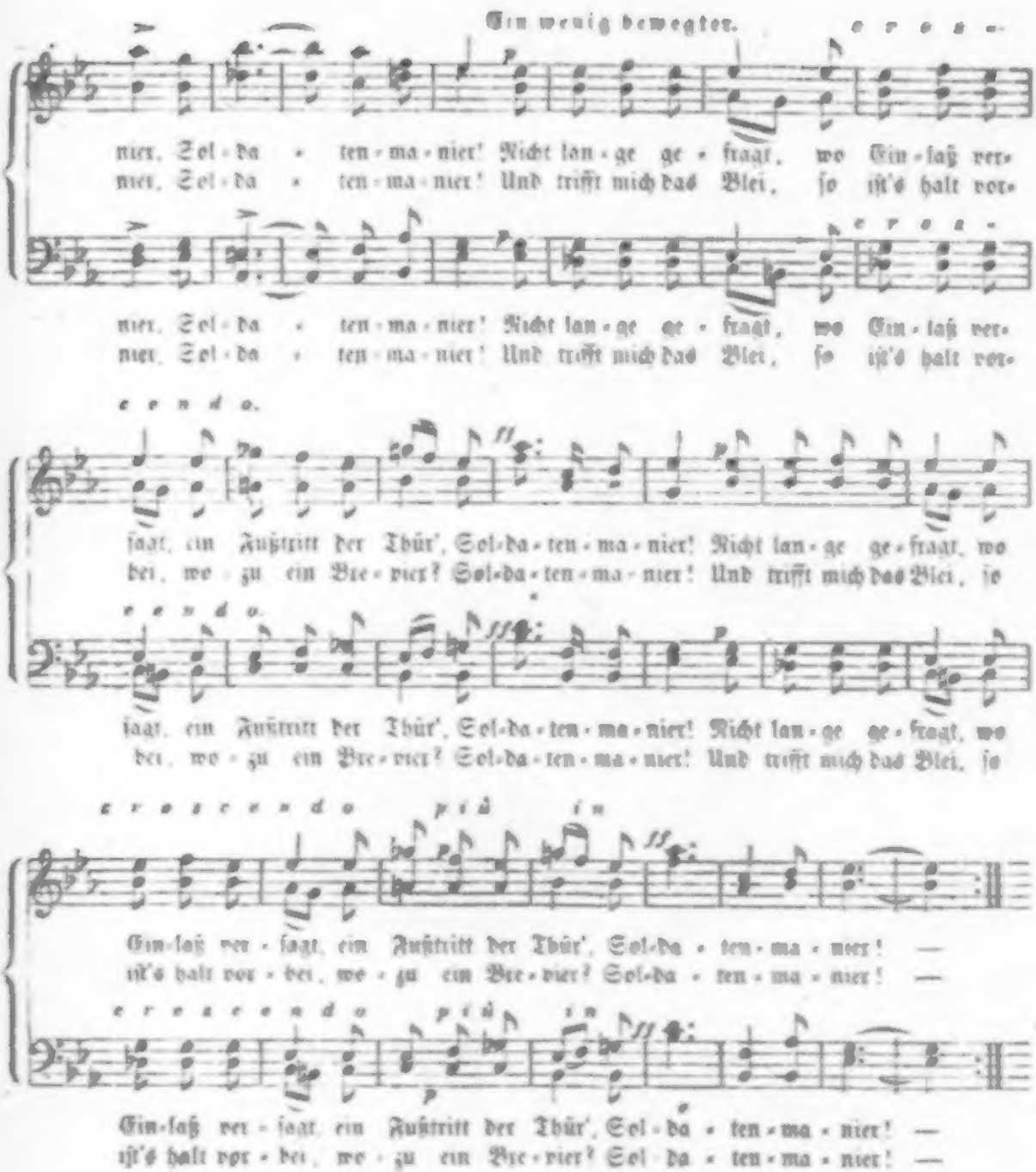
XVIII.
Soldatenmanier.

Eingesandt von J. Dent.





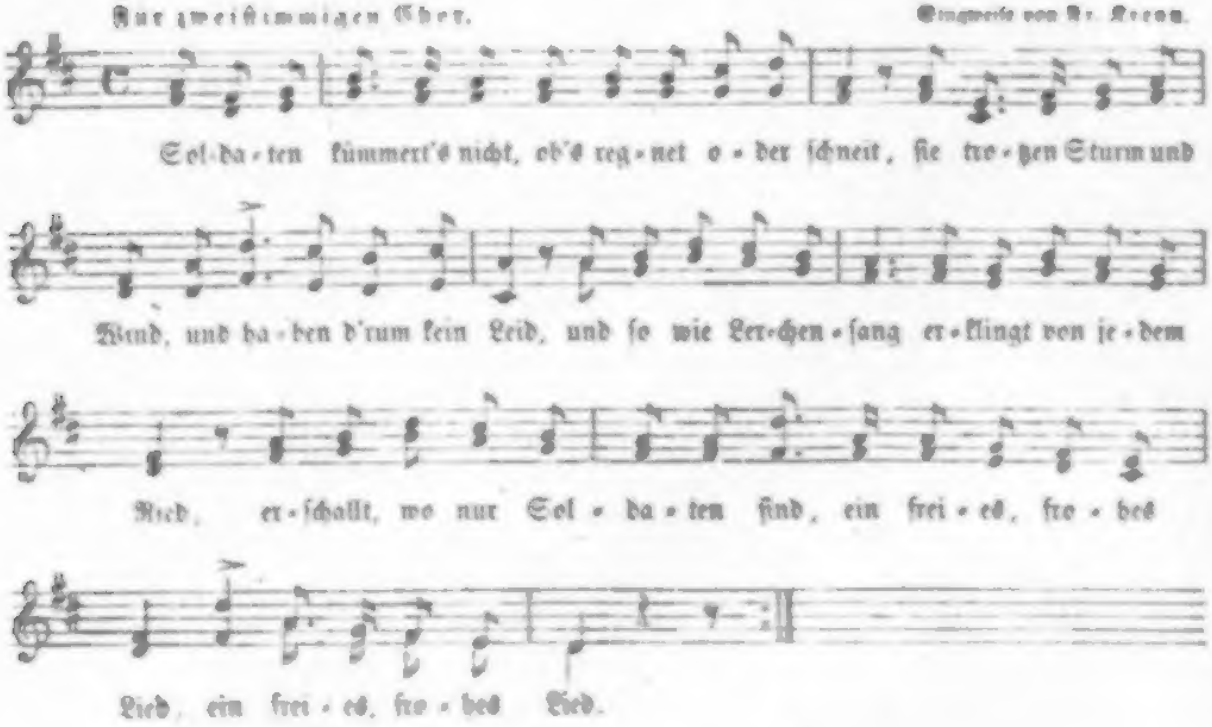

Schwert an der Seit', die Hand ſtets be - reit, ein eſ - ſen Pa - ſir, Sol-
ſchüch - ter - nes Kind, ein Kußchen ge-ſchwind, kein lan - ges Ge - zier', Sol-
Schwert an der Seit', die Hand ſtets be - reit, ein eſ - ſen Pa - ſir, Sol-
ſchüch - ter - nes Kind, ein Kußchen ge-ſchwind, kein lan - ges Ge - zier', Sol-
da - ten - ma - nier! — Nur ru - ſtig hin aus, die Welt iſt dein Haus jetzt
da - ten - ma - nier! — Schon ruft's in die Schlacht, ſchnell fer - tig ge - macht, vor-
da - ten - ma - nier! — Nur ru - ſtig hin aus, die Welt iſt dein Haus jetzt
da - ten - ma - nier! — Schon ruft's in die Schlacht, ſchnell fer - tig ge - macht, vor-
dort und jetzt hier, Sol-da - ten - ma - nier, jetzt dort und jetzt hier, Sol - da - ten ma-
aus das Pa - nier, Sol-da - ten - ma - nier, vor - aus das Pa - nier, Sol - da - ten - ma-
dort und jetzt hier, Sol-da-ten - ma - nier, jetzt dort und jetzt hier, Sol - da - ten - ma-
aus das Pa - nier, Sol-da-ten - ma-nier, vor - aus das Pa - nier, Sol - da - ten - ma-


Ein wenig bewegter.
nier, Sol-da - ten-ma-nier! Nicht lan-ge ge-fragt, wo Ein-laß ver-
nier, Sol-da - ten-ma-nier! Und trifft mich das Blei, so ist's halt vor-
nier, Sol-da - ten-ma-nier! Nicht lan-ge ge-fragt, wo Ein-laß ver-
nier, Sol-da - ten-ma-nier! Und trifft mich das Blei, so ist's halt vor-
sagt, ein Fußtritt der Thür', Sol-da-ten-ma-nier! Nicht lan-ge ge-fragt, wo
bei, wo-zu ein Bre-vier? Sol-da-ten-ma-nier! Und trifft mich das Blei, so
sagt, ein Fußtritt der Thür', Sol-da-ten-ma-nier! Nicht lan-ge ge-fragt, wo
bei, wo-zu ein Bre-vier? Sol-da-ten-ma-nier! Und trifft mich das Blei, so
Ein-laß ver-sagt, ein Fußtritt der Thür', Sol-da-ten-ma-nier! —
ist's halt vor-bei, wo-zu ein Bre-vier? Sol-da-ten-ma-nier! —
Ein-laß ver-sagt, ein Fußtritt der Thür', Sol-da-ten-ma-nier! —
ist's halt vor-bei, wo-zu ein Bre-vier? Sol-da-ten-ma-nier! —

XIX.

Soldaten kümmert's nicht.

Aus zweistimmigen Chor. Eingesetzt von Fr. Kreon.



2. Es ist ein kühn'ger Geist, der ihre Brust beseelt,
Ob Gut nun oder Schimm, was ihnen beigezählt,
Sie leb'n und darben aus, in Noth, Gefahr und Drang,
Allein nicht minder auch fürwahr, bei Wein und bei Gesang.

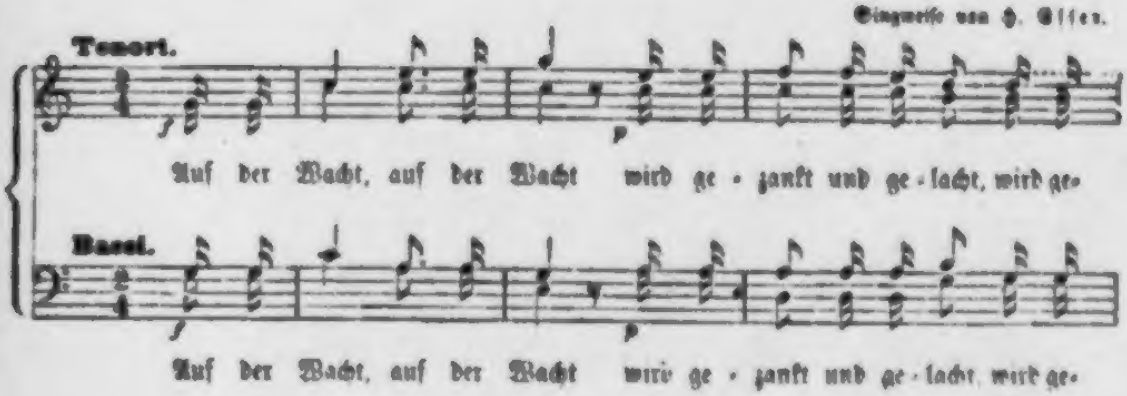
3. Dem Fahneneid getreu, den jeder Krieger schwur,
Verachten sie den Tod, und folgen seiner Spur,
Sie setzen für das Recht [illegible] Leid als Leben ein,
Und sollten alle beide gleich dafür verloren sein.

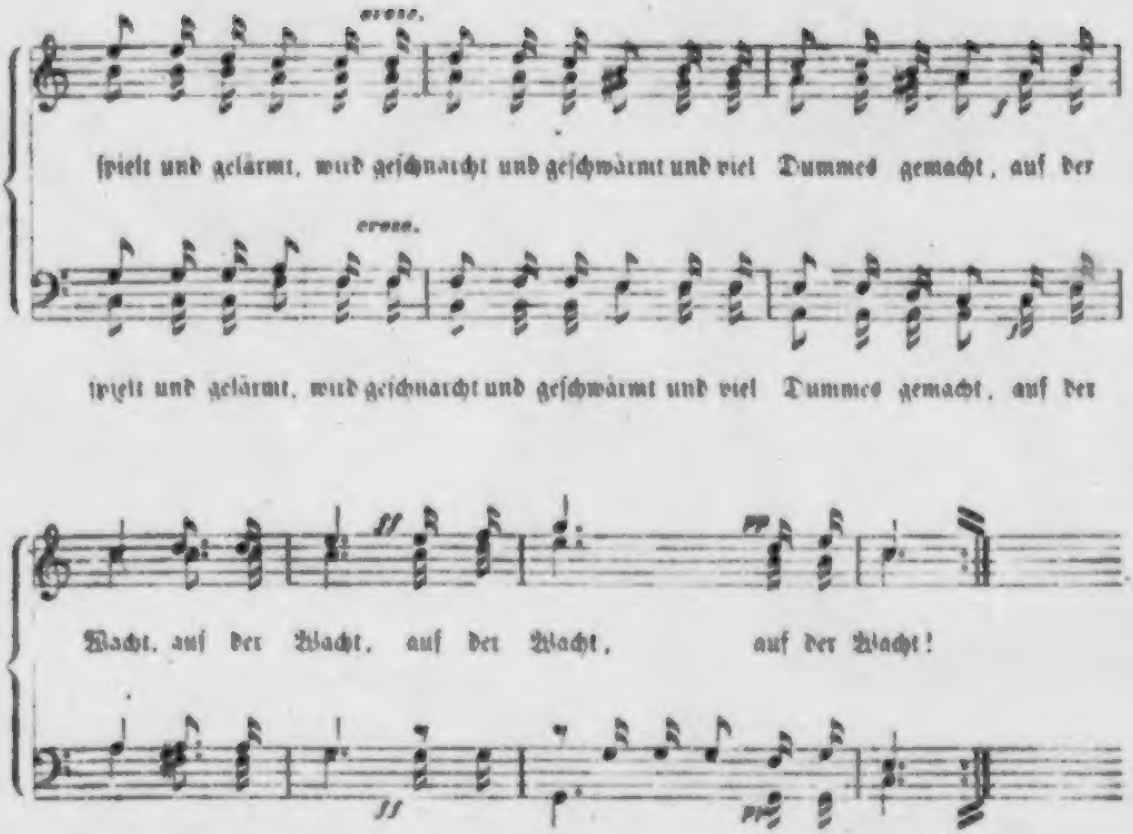
4. Und ruft der Feldherr Tod auch Einen aus der Schaar,
So reicht er noch die Hand den Kameraden dar,
Er weiß, wenn er auch fort, sie denken dennoch sein,
Auf nächt'gem Bivouaque, sowie bei Liederschall und Wein.

XX.

Auf der Wachſtube.

Singweiſe von H. Elſen.



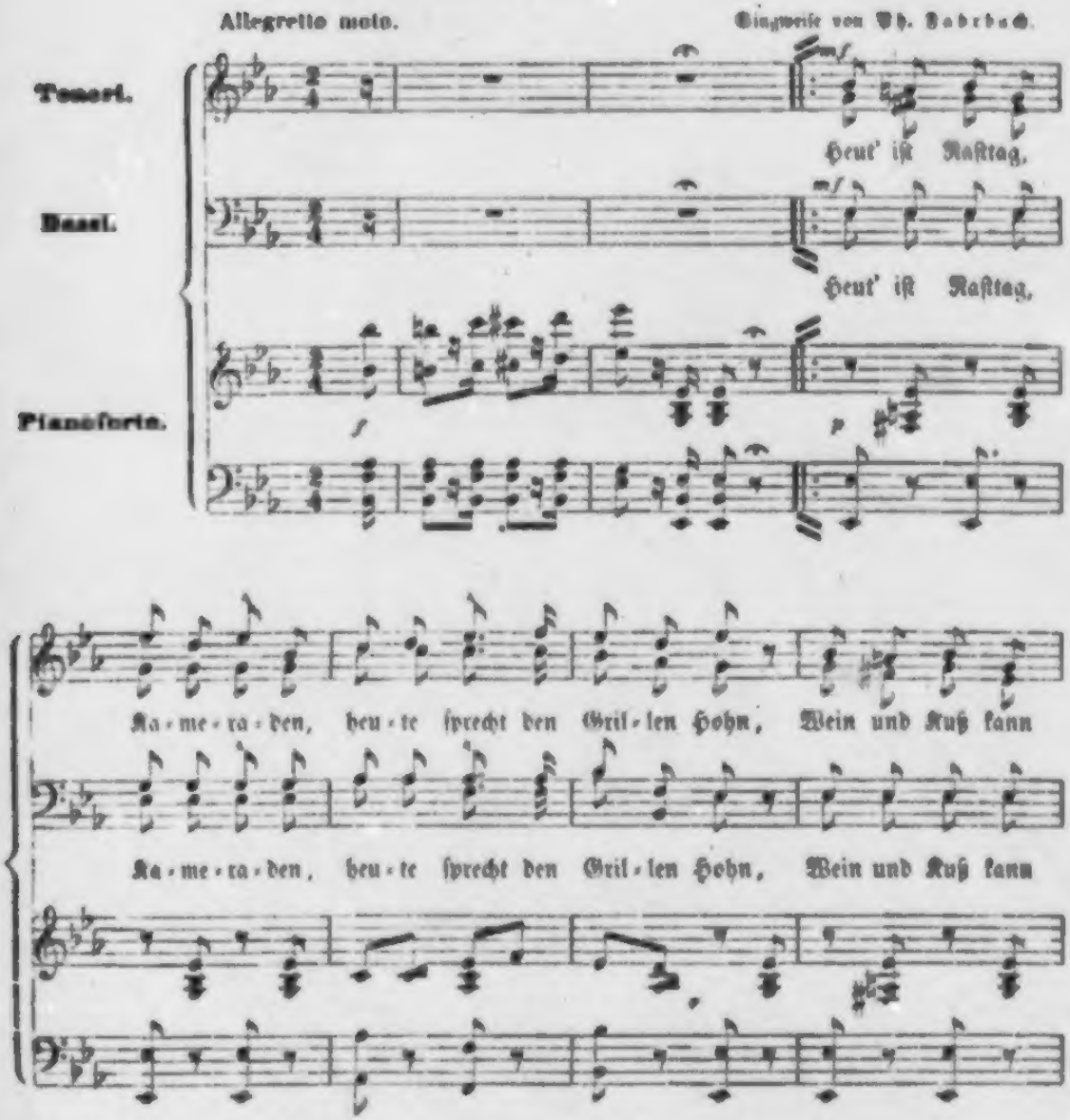


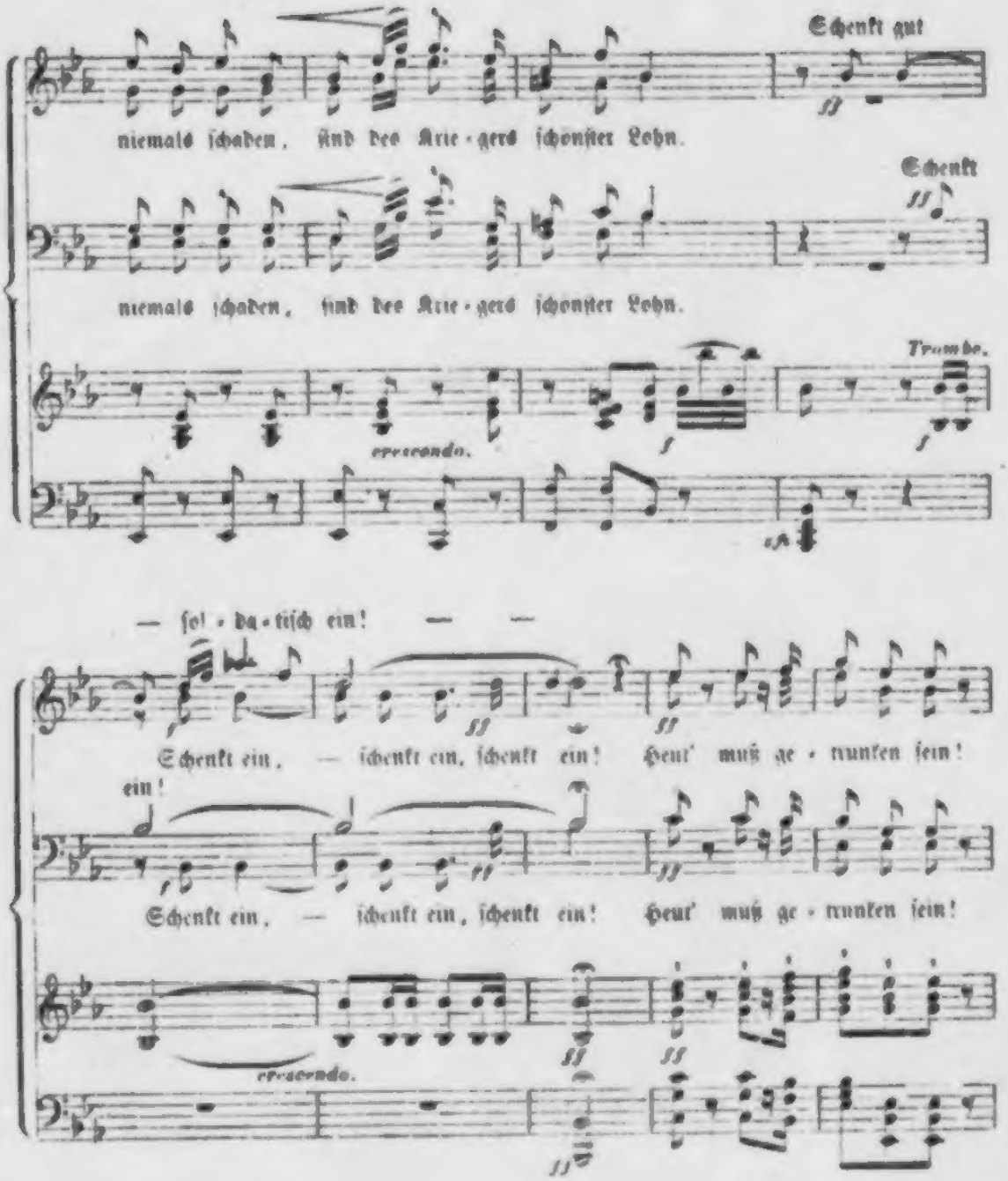
1 Auf der Wacht, auf der Wacht,
Wird erzählt von der Schlacht,
Wird geschwatzt von Dressur,
Von Verdienst und Bravour,
Und gelogen mit Macht,
Auf der Wacht, auf der Wacht!

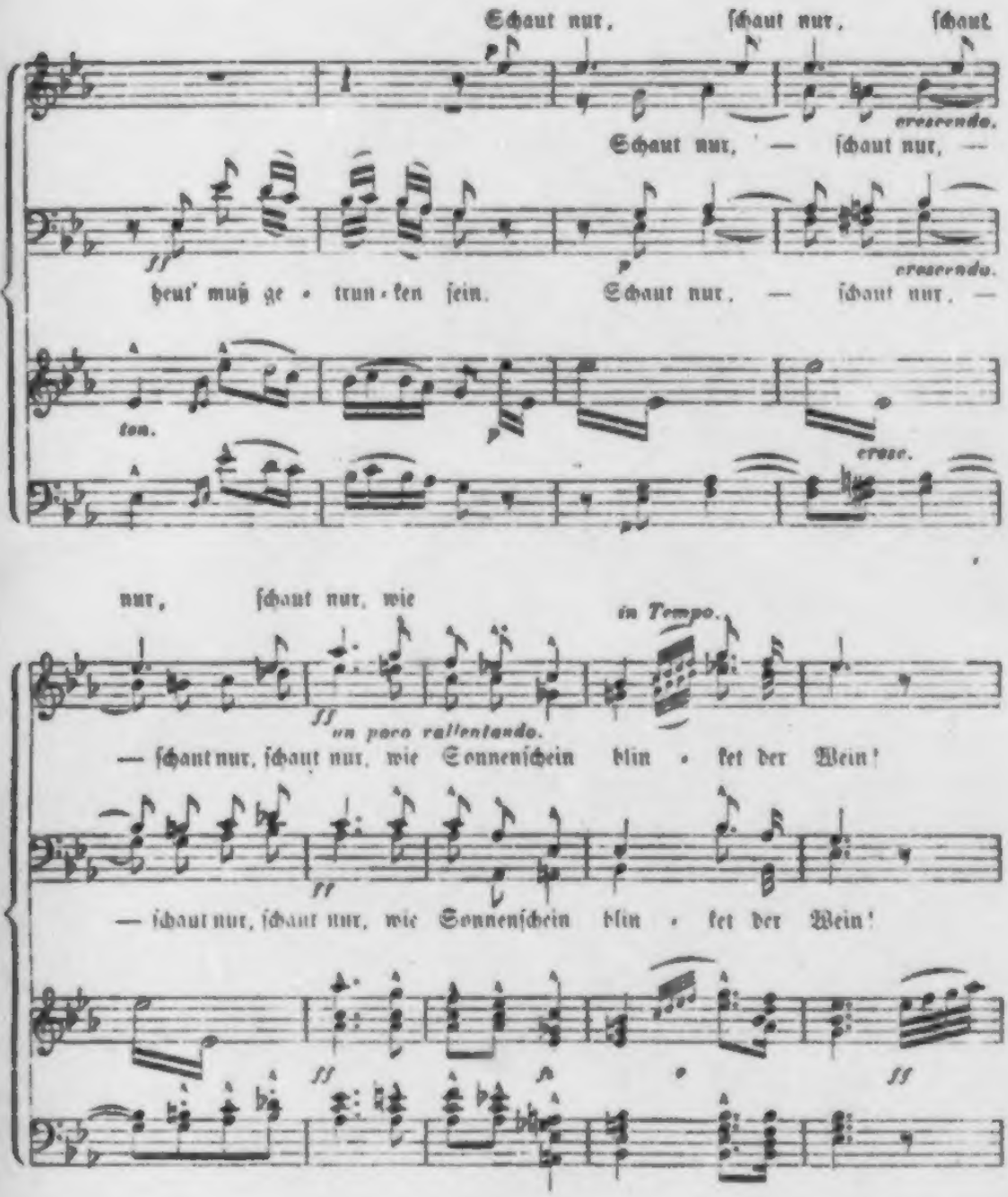
3 Auf der Wacht, auf der Wacht,
Lag' auch ich in der Nacht,
Lag verstummt und allein,
Mochte Spiel nicht und Wein,
Hab' an Dich nur gedacht,
Auf der Wacht, auf der Wacht!

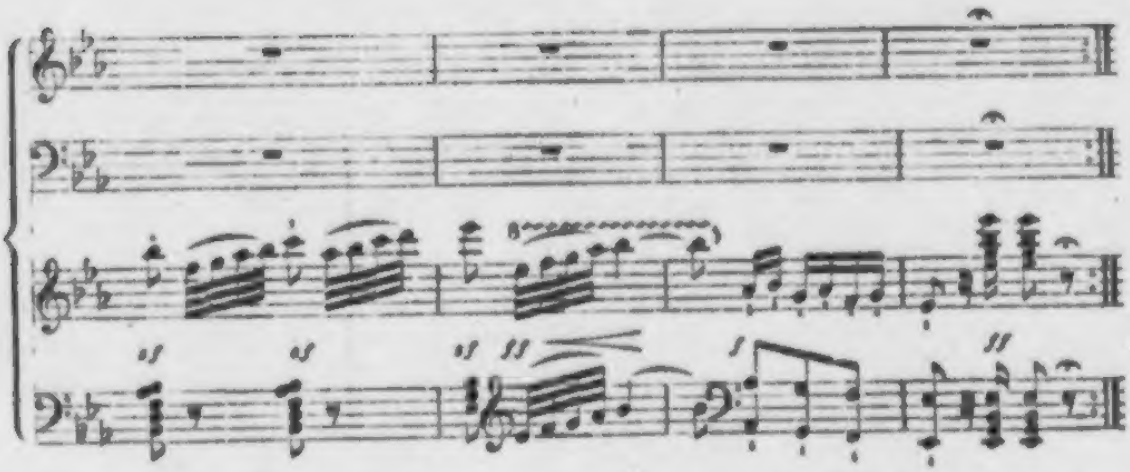
XXI.

Heut' iſt Raſttag, Kameraden.




Schenkt gut
niemals schaden, und des Krie-gers schönster Lohn.
Schenkt
niemals schaden, und des Krie-gers schönster Lohn.
Trombe.
crescendo.
— sol-da-tisch ein! — —
Schenkt ein, — schenkt ein, schenkt ein! Heut' muß ge-trunken sein!
ein!
Schenkt ein, — schenkt ein, schenkt ein! Heut' muß ge-trunken sein!
crescendo.


Schaut nur, schaut nur, schaut
crescendo.
Schaut nur, — schaut nur, —
ff
heut' muß ge • trun • ken sein.
crescendo.
Schaut nur, — schaut nur, —
ten.
cresc.
nur, schaut nur, wie
in Tempo.
ff
un poco rallentando.
— schaut nur, schaut nur, wie Sonnenschein blin • ket der Wein!
ff
— schaut nur, schaut nur, wie Sonnenschein blin • ket der Wein!
ff
ff



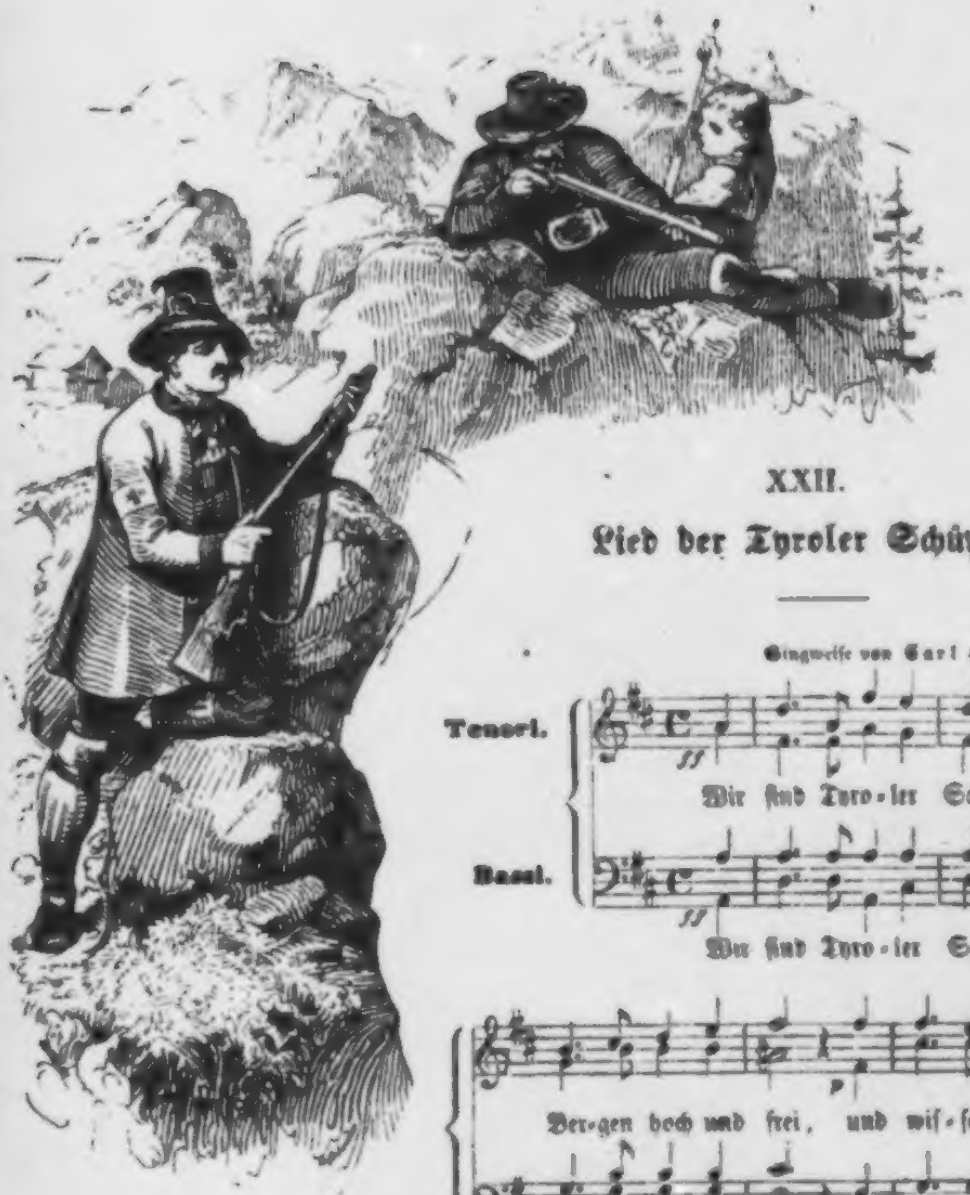
2. Unſer iſt allein: das Heute,
Dieſes nehmet wohl in Acht,
Jeder ſeh', wie er erbeute,
Was ihn froh und heiter macht.
Schenkt gut ſoldatiſch ein,
Heut' muß getrunken ſein!
Schaut nur, wie Sonnenſchein
Blinket der Wein!

3. Mit Aurora's erſtem Blinken
Heißt es wieder fort im Flug,
Laßt uns kuſſen d'rum und trinken,
Daß noch Jeder krieg' genug.
Schenkt gut ſoldatiſch ein,
Heut' muß getrunken ſein!
Schaut nur, wie Sonnenſchein
Blinket der Wein!

4. Kann dich heut' an's Herz noch drücken
Küſſen, Mädchen, deinen Mund,
Frag' nicht, ob ſich's möge ſchicken,
Da mit Amor Mars im Bund.
Schenkt gut ſoldatiſch ein,
Heut' muß getrunken ſein!
Schaut nur, wie Sonnenſchein
Blinket der Wein!

5. Herz und Schanze muß gewinnen
Immer der Soldat mit Sturm,
Doch eh' Andre ſich beſinnen
Weht ſein Banner ſchon vom Thurm.
Schenkt gut ſoldatiſch ein,
Heut' muß getrunken ſein!
Schaut nur, wie Sonnenſchein
Blinket der Wein!

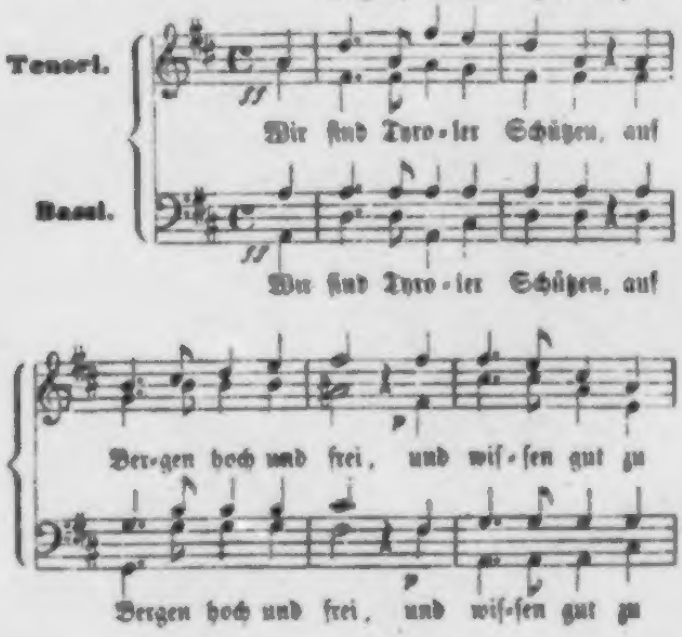
6. Laßt im Strom der Luſt uns baden,
Stimmt nun an den vollſten Ton,
Heut' iſt Raſttag, Kameraden,
Heute ſprecht den Grillen Hohn.
Schenkt d'rum ſoldatiſch ein,
Heut' muß getrunken ſein!
Schaut nur, wie Sonnenſchein
Blinket der Wein!

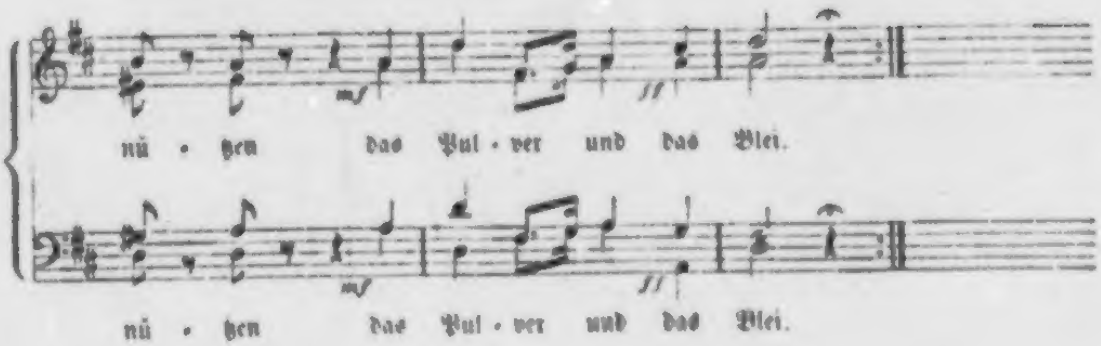


XXII.

Lied der Tyroler Schützen.

Singweise von Carl Haslinger.





2. Und giebt es wo ein Schießen
Das einem Schützen frommt,
Wird man nicht warten müssen
Bis der Tiroler kommt.

3. Wir sind Tiroler Schützen
Und immerdar bereit
Zu wahren und zu schützen
Den Herd sobald es Zeit.

4. Schon unsre Väter haben
Das Schützenthum bewährt,
Als frech die gall'schen Raben
Nach unserm Gut begehrt.

5. Und wie gethan die Alten
Im heiligsten Verband,
So wollen wir auch halten
An Fürst und Vaterland.

6. Wir sind Tiroler Schützen
D'rum Feinde bleibt uns fern,
Wenn unsre Stutzen blitzen
So ist's ein Blitz des Herrn.

7. Zur Wett' den Gemsen klettern
Wir auf den höchsten Grat,
Und lust'ge Jodler schmettern
Hinab von unser'm Pfad.

8. Wir sind Tiroler Schützen,
Zur Hand das sich're Rohr,
Und ziehen nicht die Mützen
Wenn's wettert über's Ohr.

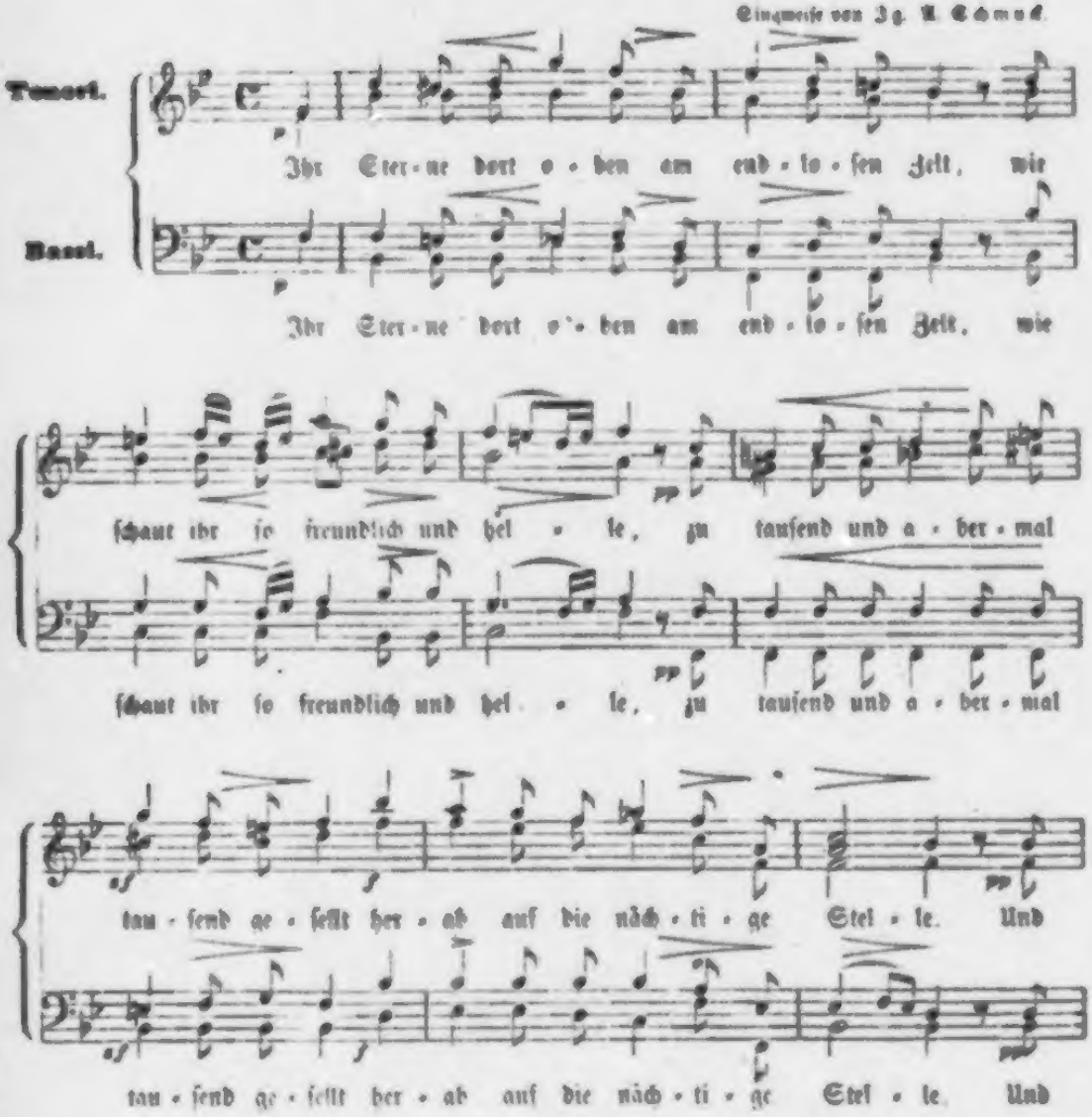
9. Das Schießen und das Singen
Ist unsre höchste Lust,
D'rum laßt es laut erklingen,
Der inn'ren Kraft bewußt.

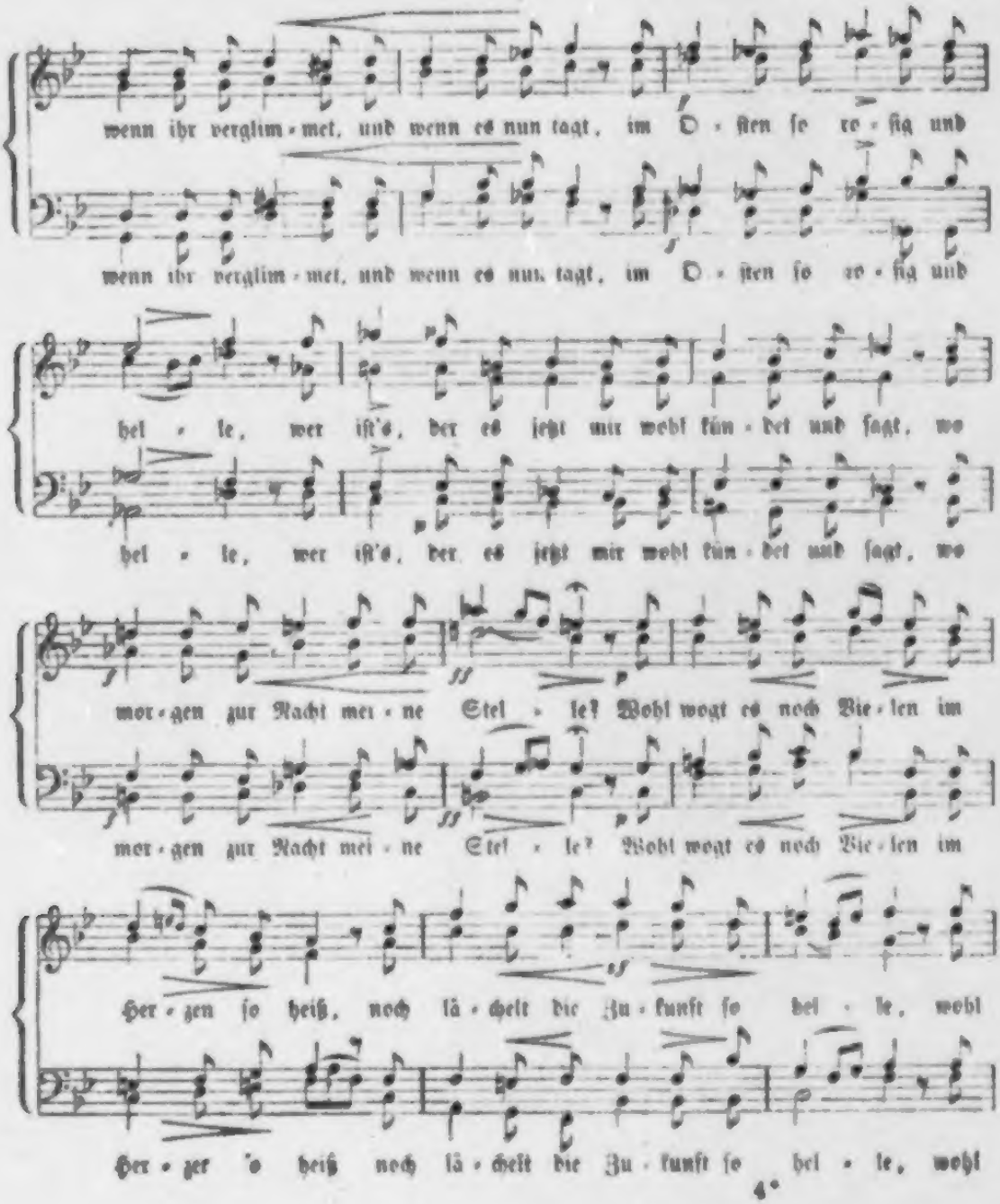
10. Hoch, die als Wehr und Stützen
Hinsteh'n in Fahr und Noth,
Wir sind Tiroler Schützen
Im Leben und im Tod

XXIII.

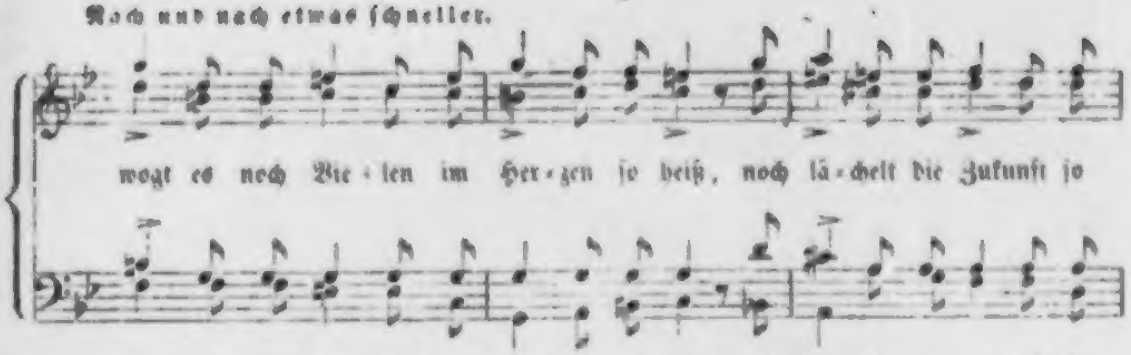
Vor der Schlacht.

Eingesetzt von Jg. A. Schmid.

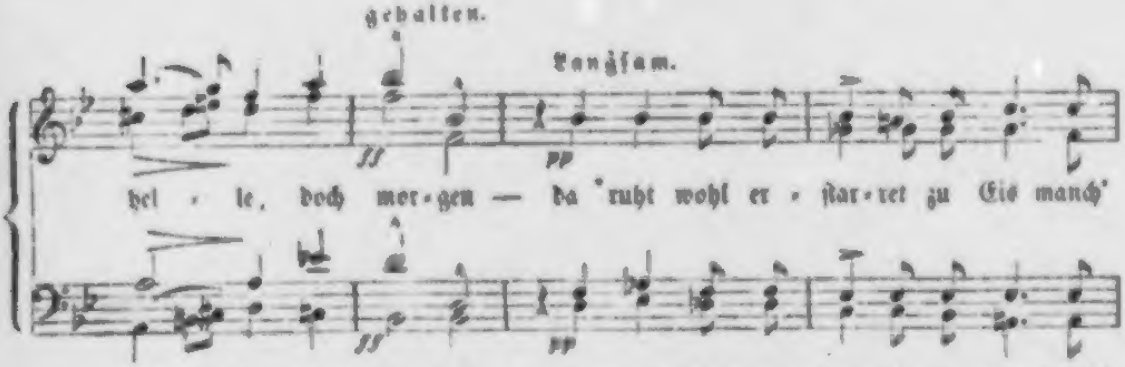



wenn ihr verglim-met, und wenn es nun tagt, im O-sten so ro-sig und
wenn ihr verglim-met, und wenn es nun tagt, im O-sten so ro-sig und
hel-le, wer ist's, der es jetzt mir wohl kün-det und sagt, wo
hel-le, wer ist's, der es jetzt mir wohl kün-det und sagt, wo
mor-gen zur Nacht mei-ne Stel-le? Wohl wogt es noch Vie-len im
mor-gen zur Nacht mei-ne Stel-le? Wohl wogt es noch Vie-len im
Her-zen so heiß, noch lä-chelt die Zu-kunft so hel-le, wohl
Her-zen so heiß noch lä-chelt die Zu-kunft so hel-le, wohl

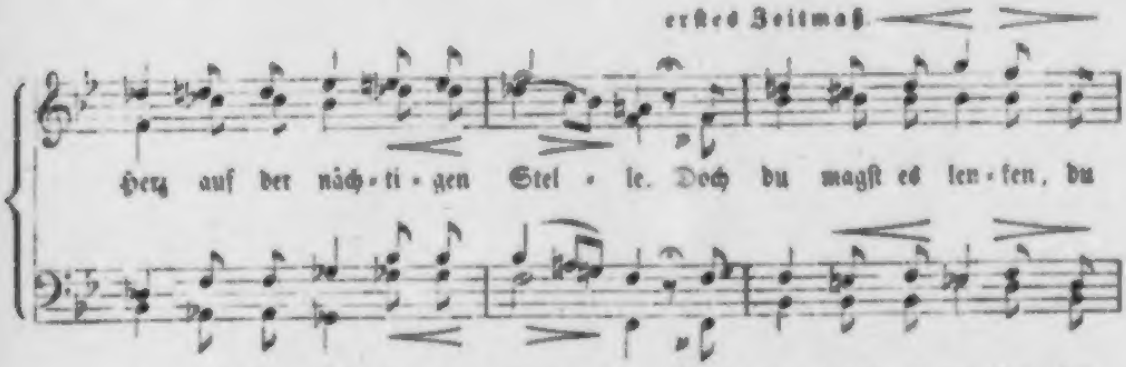
Nach und nach etwas ſchneller.

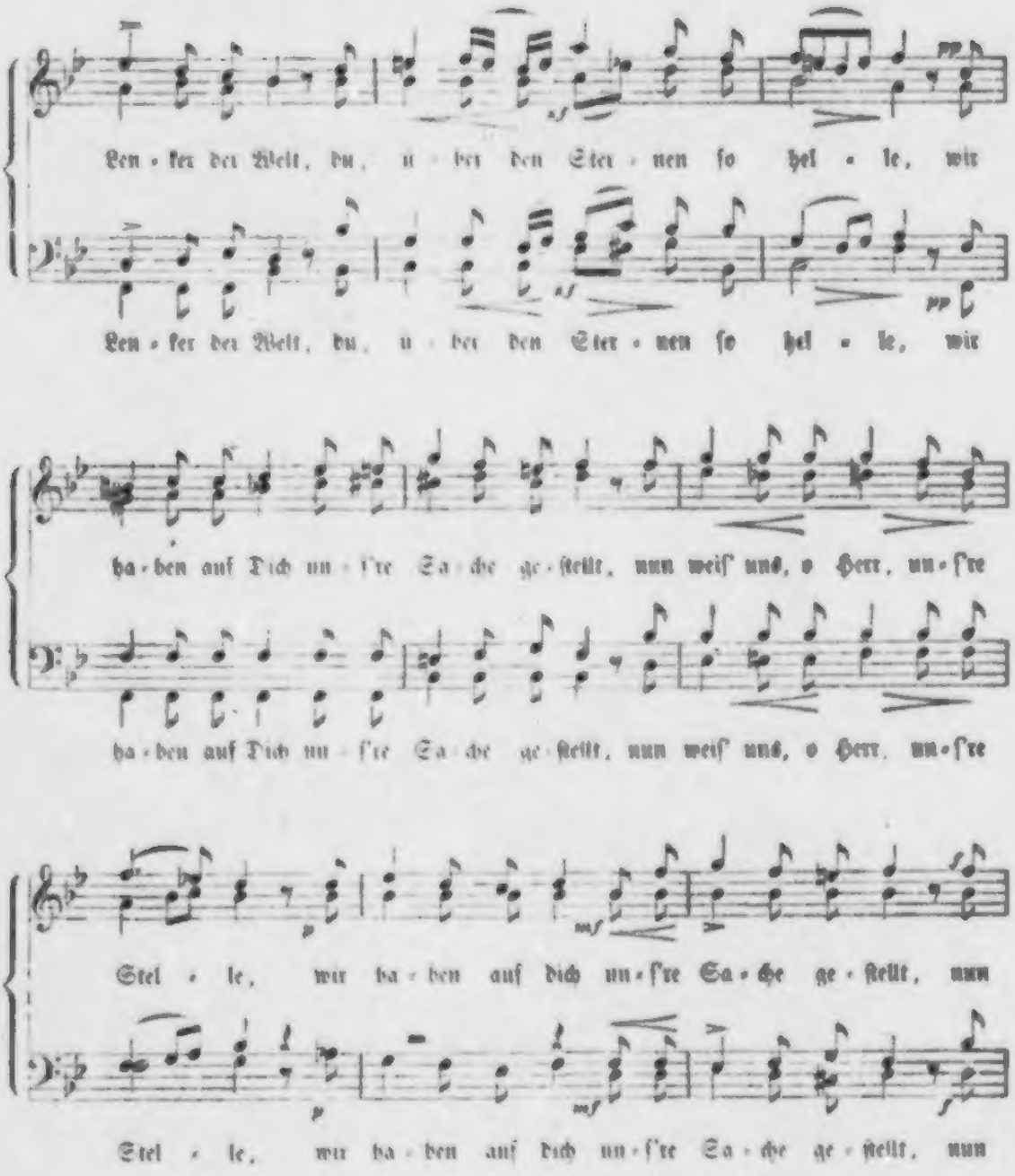


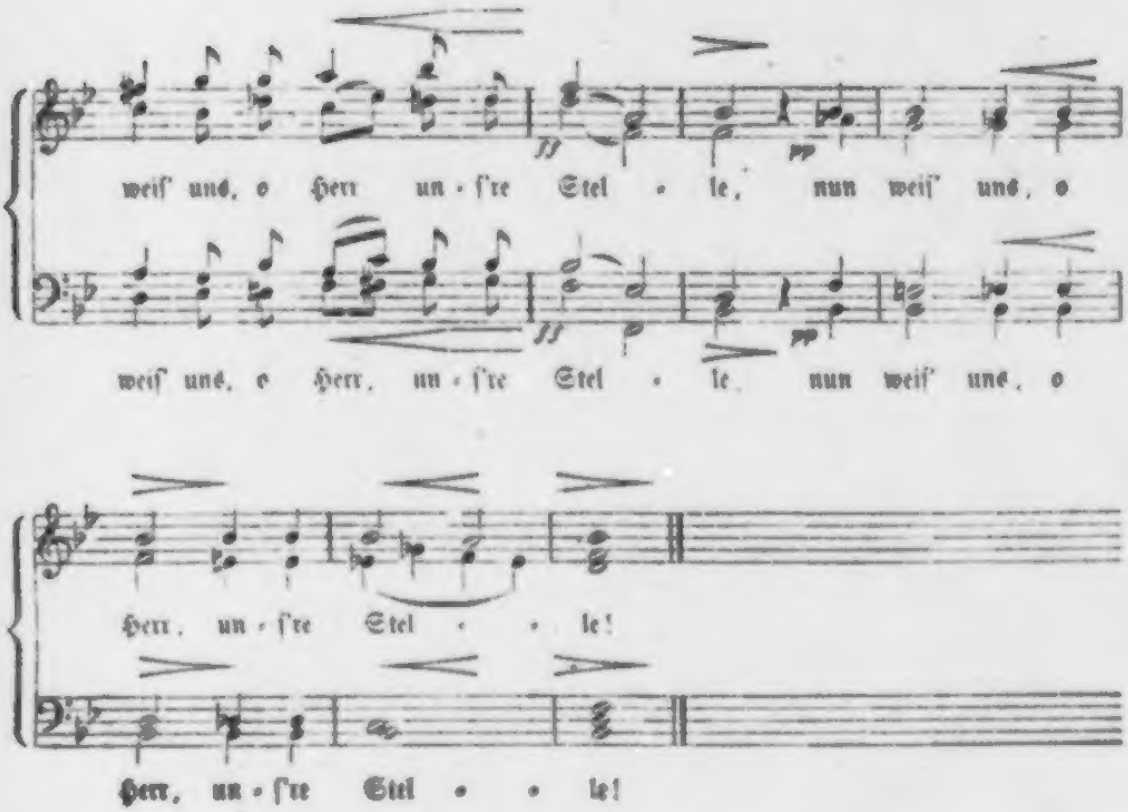
gehalten. Langſam.



erſtes Zeitmaß




Len • ker der Welt, du, u • ber den Ster • nen so hel • le, wir
Len • ker der Welt, du, u • ber den Ster • nen so hel • le, wir
ha • ben auf Dich un • ſre Sa • che ge • ſtellt, nun weiſ uns, o Herr, un • ſre
ha • ben auf Dich un • ſre Sa • che ge • ſtellt, nun weiſ uns, o Herr, un • ſre
Stel • le, wir ha • ben auf dich un • ſre Sa • che ge • ſtellt, nun
Stel • le, wir ha • ben auf dich un • ſre Sa • che ge • ſtellt, nun


weiſ' uns, o Herr un-ſ're Stel-le, nun weiſ' uns, o
weiſ' uns, o Herr, un-ſ're Stel-le, nun weiſ' uns, o
Herr, un-ſ're Stel-le!
Herr, un-ſ're Stel-le!

XXIV.

Die wir jetzt beisammen sind.

Jenrig. Singweise von Herr Stegmayer.

Tenori.

Die wir jetzt bei - sam - men sind, laßt uns froh die Glä - ser lee - ren,

Bassi.

Die wir jetzt bei - sam - men sind, laßt uns froh die Glä - ser lee - ren,

nur zu bal - de folgt Ent - beh - ren, hei - t're Stun - den flieh'n ge-

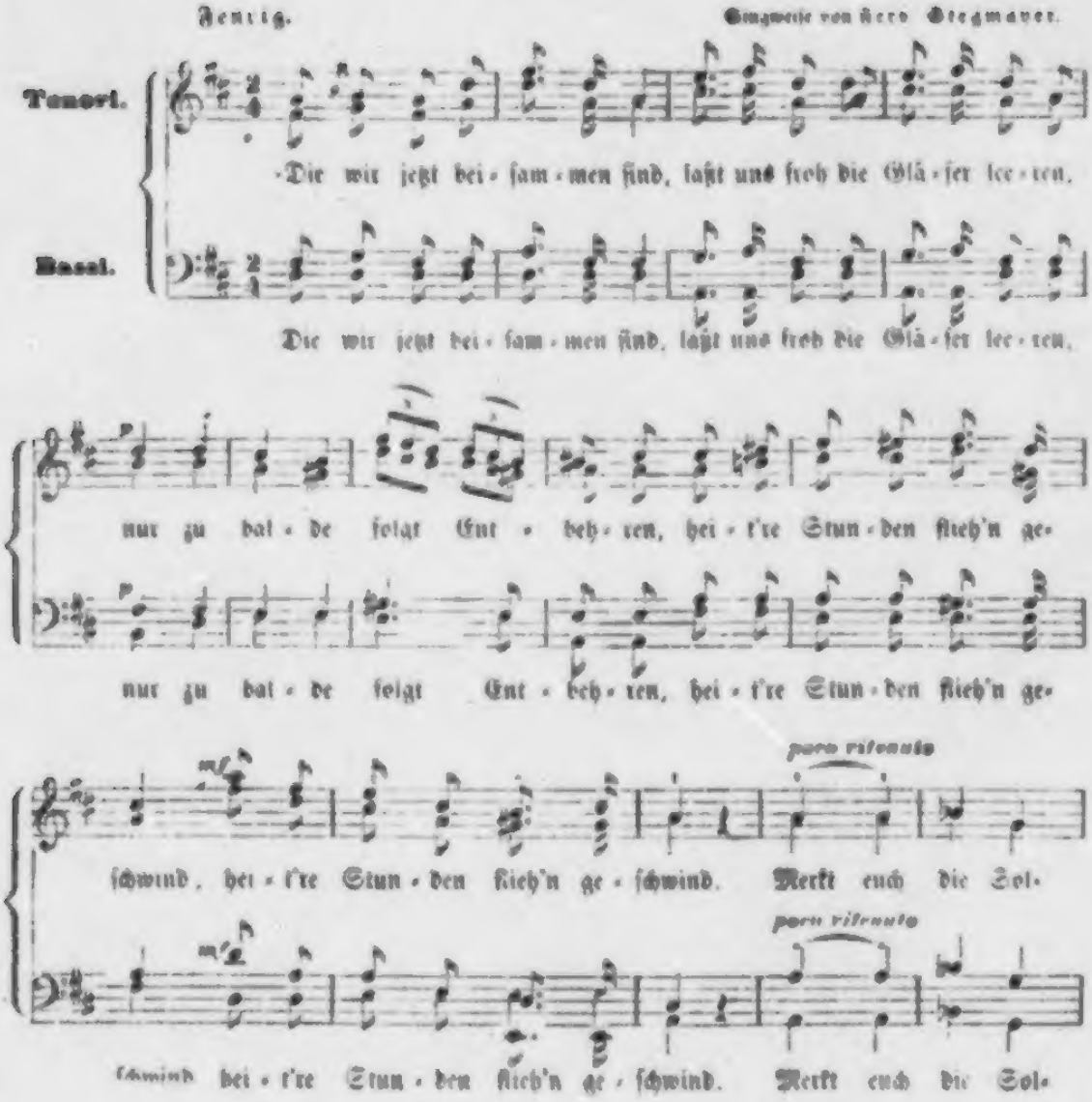
nur zu bal - de folgt Ent - beh - ren, hei - t're Stun - den flieh'n ge-

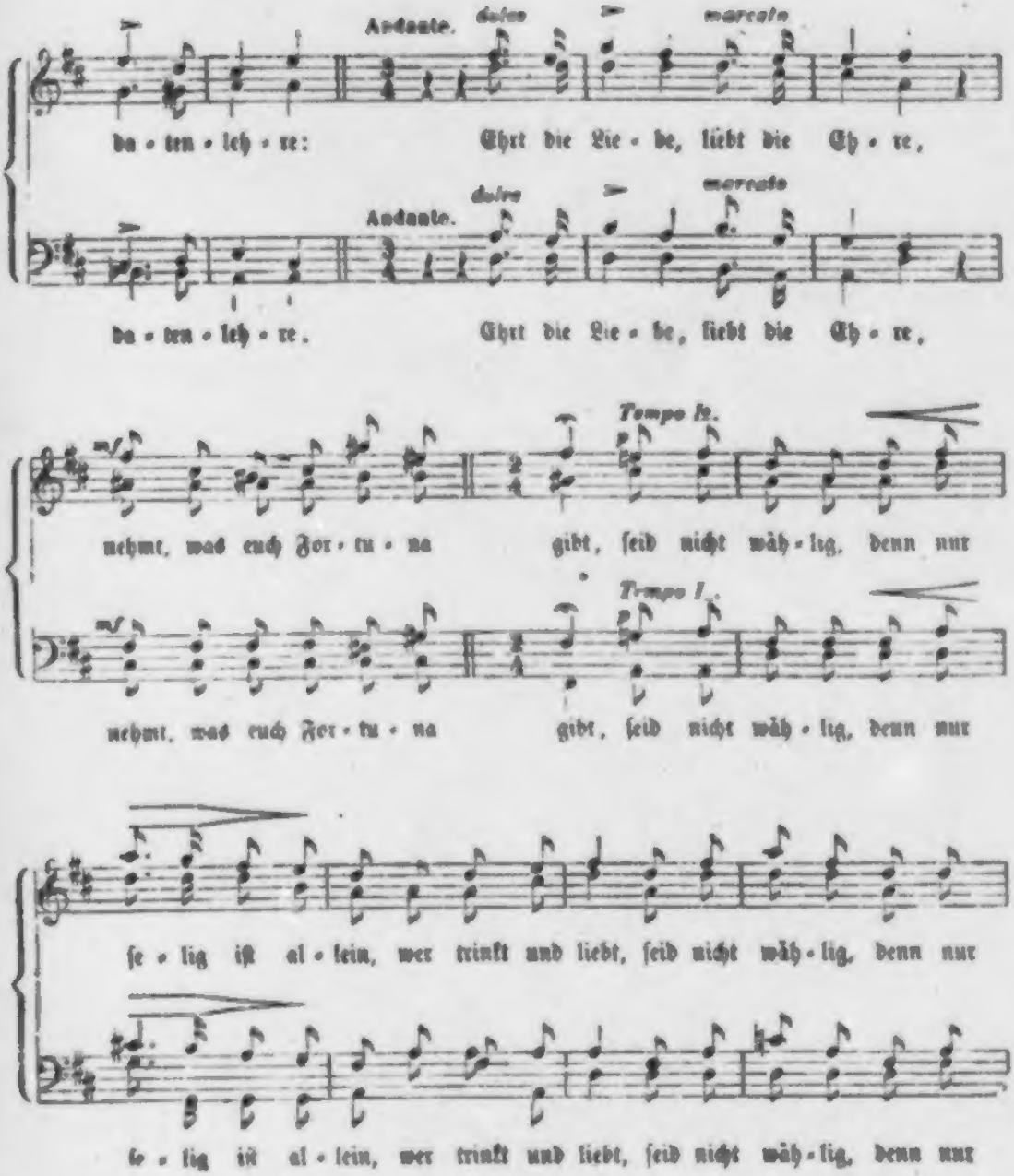
mf *poco ritenuto*

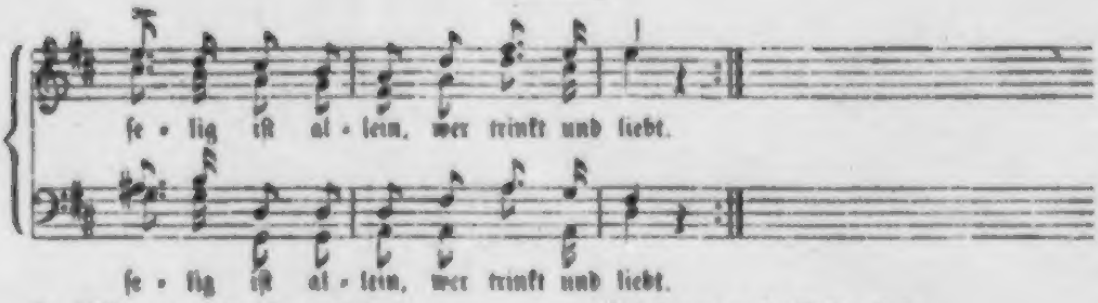
schwind, hei - t're Stun - den flieh'n ge - schwind. Merkt euch die Sol-

mf *poco ritenuto*

schwind hei - t're Stun - den flieh'n ge - schwind. Merkt euch die Sol-




Andante. dolce marcato
da - ten - leh - re: Ehrt die Lie - be, liebt die Eh - re,
Andante. dolce marcato
da - ten - leh - re. Ehrt die Lie - be, liebt die Eh - re,
Tempo Ir.
nehmt, was euch For - tu - na gibt, ſeid nicht mäh - lig, denn nur
Tempo I.
nehmt, was euch For - tu - na gibt, ſeid nicht mäh - lig, denn nur
ſe - lig iſt al - lein, wer trinkt und liebt, ſeid nicht mäh - lig, denn nur
ſe - lig iſt al - lein, wer trinkt und liebt, ſeid nicht mäh - lig, denn nur



2. Küßt, wo rothe Lippen sind,
Welche stürm'schen Kuß erleiden,
Rasches Finden, langes Meiden,
D'rum, ihr Brüder, küßt geschwind!
Merkt euch die Soldatenlehre:
Ehrt die Liebe, liebt die Ehre,
Nehmt, was euch Fortuna gibt,
Seyd nicht wählig,
Denn nur selig
Ist allein, wer trinkt und liebt.

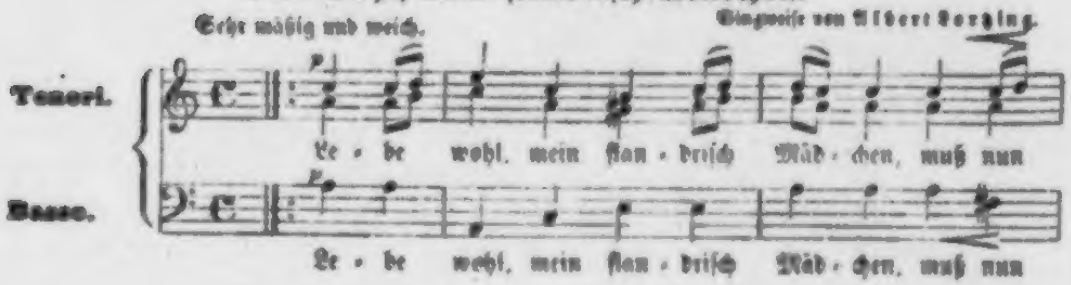
3. Trinkt, wo volle Becher sind,
Euch kredenzt von schönen Händen,
Daß solch Loos doch Alle fänden!
Preis't das Eure, trinkt geschwind!
Merkt euch die Soldatenlehre:
Ehrt die Liebe, liebt die Ehre,
Nehmt, was euch Fortuna gibt,
Seyd nicht wählig,
Denn nur selig
Ist allein, wer trinkt und liebt.

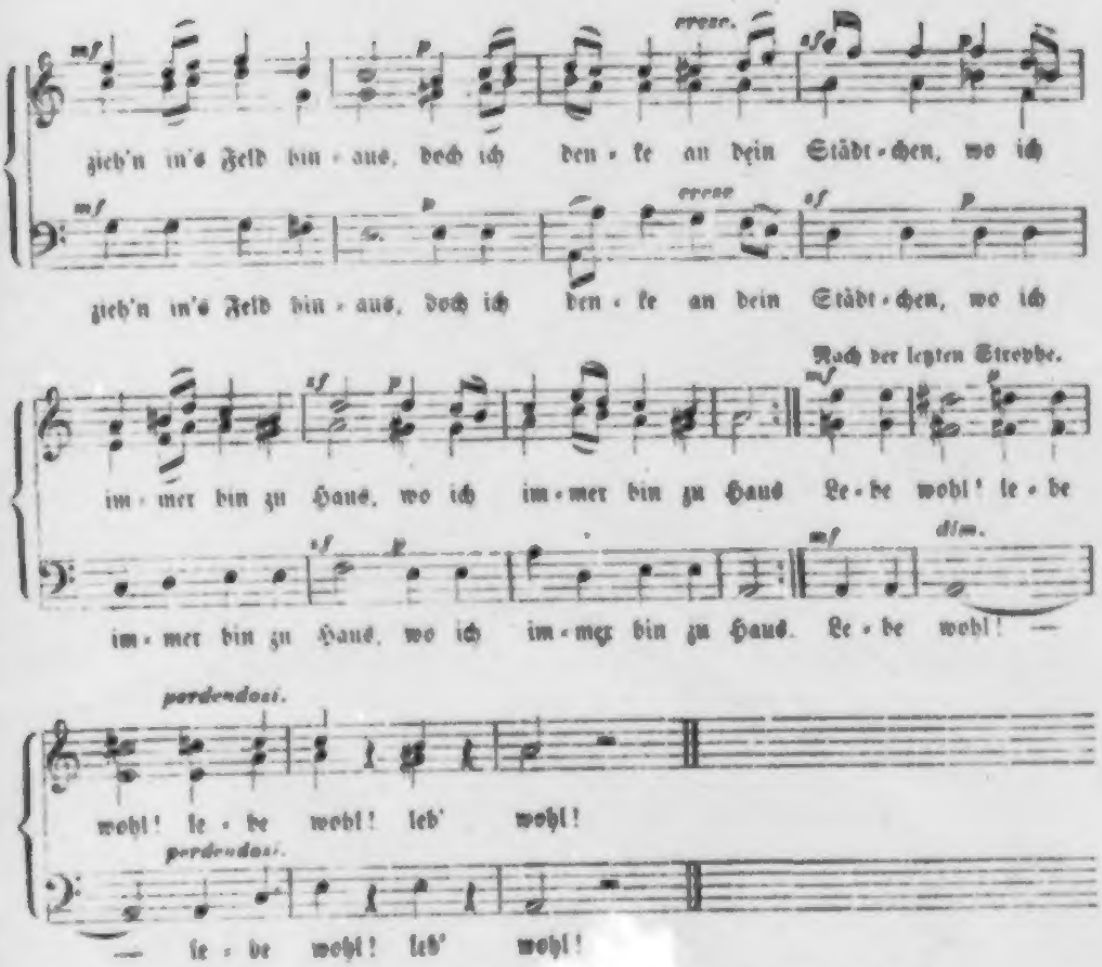
4. Ja, wo Wein und Mädchen sind
Laßt euch freben Sinnes nieder,
Bei dem Schalle munt'rer Lieder,
Brüder, trinkt und küßt geschwind.
Sagt doch die Soldatenlehre:
Ehrt die Liebe, liebt die Ehre,
Nehmt, was euch Fortuna gibt,
Seyd nicht wählig,
Denn nur selig
Ist allein, wer trinkt und liebt.

XXV.

Lebe wohl, mein flandrisch Mädchen.

Sehr mäßig und weich. Singweise von Albert Lortzing.





2. Hörst du, wie die Trommeln lärmen,
Und die Pfeifen gellen d'rein,
Munter Kind, was soll das Härmen,
Kann es doch nicht anders sein.

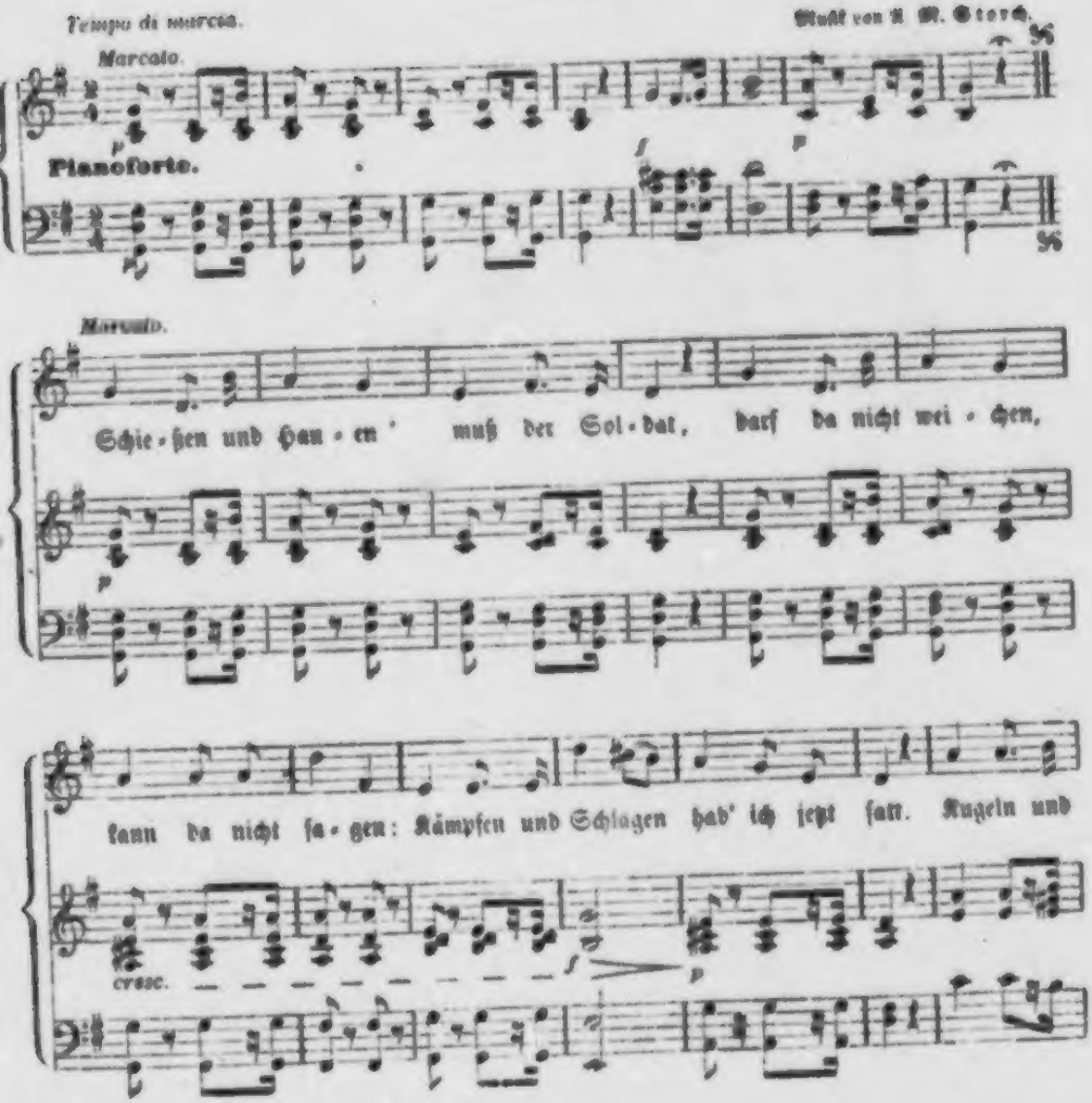
3. Lebe wohl, mein flandrisch Mädchen,
Sei bedankt für all die Lieb',
Denk' zuweilen noch am Mädchen:
Schade doch, daß er nicht blieb!

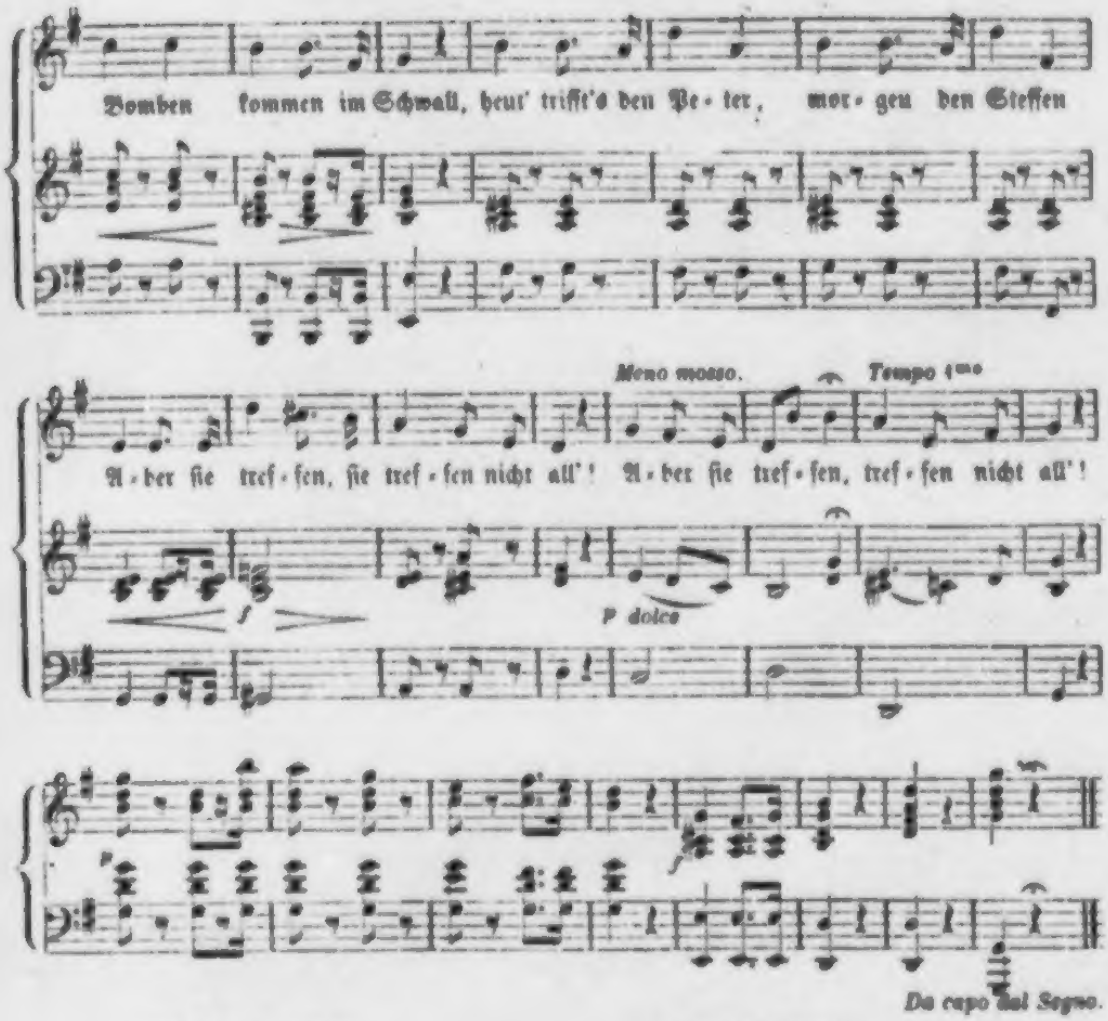
4. Schenke einem wackern Krieger
Bald auf's Neu' dein liebend Herz,
Gern' erkenn' ich ihn als Sieger,
Bringt er dir nur keinen Schmerz.

5. Lebe wohl, mein flandrisch Mädchen,
Leb' nun wohl für diese Welt,
Glaub', ich denk' noch an dein Städtchen,
Färbt mein Blut das grüne Feld.

XXVI.

Lied der Marketenderin.





Schießen und Schlagen
Möcht ich fertan,
Mit den Soldaten
Lorbeern mir schaffen,
Könnt' ich die Waffen
Führen als Mann.

Aber die Schwäche
Zügelt den Trieb,
Becher und Lieder
Sind was ich habe,
D'rum mit der Gabe
Nehmet vorlieb!

Inhalt.

	Seite
I. Marschlied	3
II. Wir ziehen in die Welt hinaus	6
III. Fahnenlied	8
IV. Hurrahoch hurrahoch der Kriegerstand	11
V. Frei von Kummer und von Sorgen	12
VI. Soldatenmuth	13
VII. Lustig ist Soldatenleben	16
VIII. Trommellied	18
IX. Nachts im Schilderhaus	20
X. Soldatenphilosophie	21
XI. Soldatenheimweh	24
XII. Reiterlied	29
XIII. Reiterbivouaque	30
XIV. Mein Pfeifenkopf	32
XV. St. Georg, du Ritersmann	33
XVI. Soldatengebet	35
XVII. Vom deutschen Kameraden	36
XVIII. Soldatenmanier	38
XIX. Soldaten kümmert's nicht	41
XX. Auf der Wachstube	43
XXI. Heut' ist Rasttag, Kameraden	44
XXII. Lied der Tiroler Schützen	48
XXIII. Vor der Schlacht	50
XXIV. Die wir jetzt beisammen sind	55
XXV. Lebewohl mein flandrisch Mädchen	57
XXVI. Lied der Marketenderin	59

WIEN, 1856.

Verlag von L. C. Zamarski, Universitäts-Buchhändler

(vormals J. P. Sollinger).

Poetisches

Sylvester-Büchlein

von

Dr. Johann Nep. Vogl.

Mit Illustrationen.

Zweite Auflage.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Wien, 1856.

Druck und Verlag von C. C. Zamarski, Universitäts-Buchdruckerei
(vormals J. P. Sollinger).

Inhalt.

	Seite
Sylveſter	1
Jetzt, Freunde, iſt Sylvesternacht!	5
Der heiligen drei Könige Umzug. Ein altes Weihnachtsſpiel	7
Zwei Sylvesternächte. Ballade	13
Pfeife und Cigarre. Eine Burleske	15
Ein Neujahrnachtsmärchen. Zum Vortrage in der Sylvesternacht	25
In der Sylvesternacht	41
Eine Sylvesterſage	45
Die Viermannerſchlacht bei Wien. Ein Faſtnachtsſchwank	51
Sandkörnchen aus dem Stundenglaſe des Saturn	73

Sylveſter.

Sylveſter.

Sei uns gegrüßt, du beſter
Liebwertheſter Sylveſter,
Wie jedesmal zu dieſer Stund'
Sei uns gegrüßt im frohen Rund,
Mit Mund und Herz, mit Herz und Mund,
Du wack'rer, ehrenfeſter
Sylveſter!

Vernimmſt du das Orcheſter
Hochpreislicher Sylveſter!
Wie ſtimmt zuſammen Groß und Klein,
Wie klinget Glas an Glas ſo rein,
Darinnen perlet goldner Wein,
In Oeſterreich gepreßter,
Sylveſter!

Du warſt der Freunde größter
Von jeher uns, Sylveſter,
Du machſt das Herz auf's Neue warm,
Und machſt vergeſſen Noth und Harm,
Bei Alt und Jung, bei Reich und Arm,
In Loden und Manchester,
Sylveſter!

D'rum feiert auch den Tröſter
In dir nur, Herr Sylveſter,
Mit jedem Jahr um dieſe Zeit
Der Oeſterreicher weit und breit,
Mit allgewohnter Fröhlichkeit,
Von ſeiner Art nicht läßt er,
Sylveſter!

Und ſind auch alle Neſter
Von Vöglein leer, Sylveſter,
Und kommt kein Sänger auch herfür
Zu preiſen dich nach Schuldgebühr,
So ſchrei'n wir deſto mehr dafür:
Hoch unſer weindurchnäßter
Sylveſter!

Jetzt, Freunde, ist Sylvesternacht!

Jetzt Freunde, ist Sylvesternacht,
Nun laßt die Gläser klingen,
Wer rechtlich hat das Jahr verbracht,
Der soll mit uns jetzt singen.

Das Leben ist ein kurzer Traum
Von gut und schlimmen Stunden,
Und eh' du's denkst, bist du vom Raum
Für immer hingeschwunden.

Doch schreckt uns nicht die Flucht der Zeit,
Des Grabes Schauerstille,
Wir Alle sind zum Geh'n bereit,
Erheischt's des Ew'gen Wille.

Denn was uns trifft, das trifft uns gleich,
Den Einen wie den Andern,
Und Hoch und Nieder, Arm und Reich,
Nach einem Ziele wandern.

Doch da an einem Grenzſtein wir
Nun wieder angekommen,
So ſei auch von uns Wand'rern hier
Jetzt frohe Raſt genommen.

Es klinge an, wer da zu Gaſt;
Das erſte Glas: Den Lieben,
Die ſeit der letzten Pilgerraſt
Von uns zurückgeblieben.

Das zweite: Denen die im Staub
Mit uns noch fürder wallen,
Und noch an Wolke, Quell und Laub,
Ein fröhliches Gefallen.

Zum dritten nun das dritte Glas:
Auch Ihm den Preis zu zollen,
Für den ſelbſt unter'm Friedhofsgras
Kein Wandrer iſt verſchollen.

Der heiligen drei Könige Auszug.

Ein altes Weihnachtsspiel.

(Nach mehreren alten Singweisen.

Die heiligen drei Könige

(von Kindern dargestellt, singen):

Wir kommen her, zu Keines Spott,
Einen guten Abend geb' Euch Gott,
Einen guten Abend und frohe Zeit
Wie Jesu Christ sie hat bereit't.

Der Mohrenkönig

(mit dem Stern auf einer Stange).

Ich bin der König vom Mohrenland,
Und komme aus Egyptens Sand.

Die heiligen drei Könige.

Kaspar, Melcher und Balthasar
Stellen sich Euren Blicken dar.
Wir kommen vor Herodes Haus,
Herodes schaut zum Fenster 'naus.

Herodes sprach: Wo wollt Ihr hin?
Nach Bethlehem steht unser Sinn,
Dort ward geboren sonder Leid
Ein Kind von einer reinen Maid.

Sprach da Herodes: Saget an,
Was ist so schwarz der hint're Mann?
O lieber Herr, wie uns bekannt,
Der König ist's vom Mohrenland.

Und wollt Ihr wissen, wer wir Zwei?
Wir sagens Euch ganz ohne Scheu,
Wir sind zwei Kön'ge, die von Fern
Nachziehen einem schönen Stern.

Der Mohrenkönig.

Da sprach er: Kommt herein zu mir,
Ich will Euch schenken Wein und Bier,
Ich will Euch geben Stroh und Heu
Und halten von der Zehrung frei.

Die heiligen drei Könige.

Ach nein, ach nein, wir müssen fort,
Wir haben ein klein Kindlein dort,
Dieß ist Gott selbst in David's Stadt,
Der Himmel und Hölle erschaffen hat.

Der Mohrenkönig.

Herodes sprach mit trotz'gem Sinn:
Wollt Ihr nicht weilen, fahret hin!

Die heiligen drei Könige.

Wir gingen über den Berg hinaus
Und fanden den Stern wohl ob dem Haus,
Der Stern ſtand ſtill, wir gingen hinein,
Und fanden Marie und 's Chriſtkindlein.

Und knieten nieder uns ſodann
Und beteten das Kindlein an,
Und gaben Geſchenke dem Knäblein hold
An Mirrhen und Weihrauch und rothem Gold.

Herr Joſef an der Krippe ſaß
Und ob dem Kind die Welt vergaß,
Herr Joſef nahm ein Pfännelein
Und kocht' ihm einen Brei darein.

Dann zog ſein Kleid Herr Joſef aus,
Und machte ihm zwei Wickeln d'raus,
O Joſef, lieber Joſef mein,
Hilf wiegen mir das Kindlein ein.

Da waren auch zwei Thiere d'rin,
Die fielen auf die Kniee hin,
Der Ochſe und das Eſelein
Erkannten den Herrn im Kinde klein.

(Nachdem hierauf die heiligen drei Könige ihre Geschenke an die Anwesenden verabreicht und von diesen eine Wegzehrung erhalten haben, singen sie:)

Ihr habt uns eine Verehrung gegeben,
Gott laß Euch das Jahr in Freuden verleben,
In Freuden verleben all' immerdar,
Dieß wünschen wir Drei zum neuen Jahr.

Wir wünschen dem Herrn einen goldenen Tisch,
An allen vier Ecken gebrat'ne Fisch',
Und mitten darauf einen Becher Wein,
Der soll des Herrn sein Schlaftrunk sein.

Wir wünschen der Frau zum Angebind
Ein Ringlein und jährlich ein Wickelkind,
Wir wünschen dem Sohn ein grün Gewand,
Dazu ein Mägdlein mit weißer Hand,
Der Tochter jedoch einen güld'nen Kamm
Und über das Jahr einen Bräutigam.

Zwei Sylveſternächte.

Ballade.

Es ſaßen Zwei zuſammen
In letzter Jahresnacht,
Die manche Jugendnächte
Gar fröhlich hingebracht.

Wohl riß ſie von einander
Hierauf des Schickſals Schluß,
Doch folgte nur dem Einen
Das Glück auf ſeinem Fuß.

Der ſaß nun, roth von Wangen,
Das Glas in kräft'ger Hand,
Der And're, bleich, verkümmert,
Ein Wrack am öden Strand.

Da rief des Domes Glocke
Den Scheidegruß des Jahr's,
Da zuckte alte Freude
Durch's Herz des Brüderpaar's.

Da hoben ſie die Gläſer
Und ſtießen an mit Macht,
Doch war gar ſehr verſchieden
Was Jeder ſich gedacht.

Der Bleiche dacht': „Sei glücklich
Wenn mir kein Licht mehr ſcheint!“
Der Friſche aber dachte:
„Fahr hin, du armer Freund!“ —

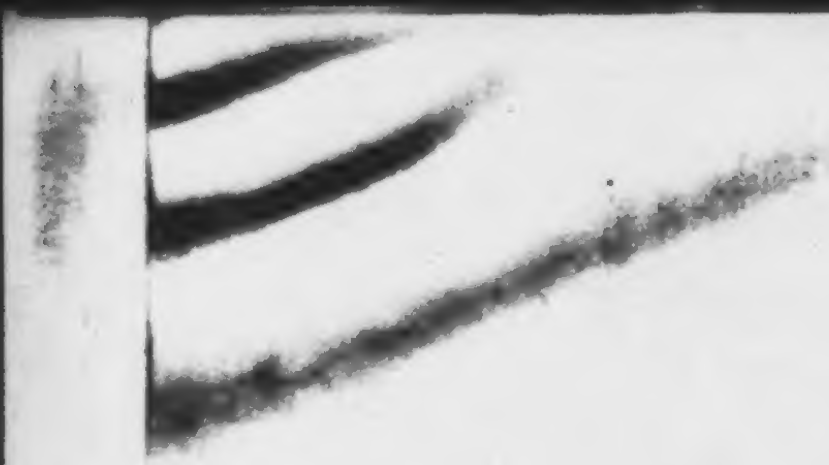
Drauf ſchieden Beide wieder,
Mit Schmerz nur ſollt's geſcheh'n,
Sie wußten's ja, ſie würden
Sich nimmer wiederſeh'n. —

Und zwölf der Monde waren
Entſchwunden abermal,
Da ſaß, des Freund's gedenkend,
Nur Einer beim Pokal.

Der An'dre lag ſeit Wochen
Tief unter'm Friedhofsgras,
Dieß war der Friſche, Rothe;
Der Bleiche ſaß beim Glas.

Pfeife und Cigarre.

Eine Burleske.



(Das Rauchappartement einer Balllocalität.)

(Herr **Pfeifenkopf** und Fräulein **Cigarre** begegnen ſich.)

Cigarre.

Was für ein Wunder! Sie einmal
Herr Onkel, hier auf einem Ball?
Das iſt ſeit Jahren nicht geſchehen,
Daß man in dieſer noblen Welt,
Wo das Modernſte nur gefällt,
So Reſpektables hat geſehen.
Oft dacht' ich: Wie nur ſo allein
Und fern von uns ſind Ihre Wege;
Schon ward in mir die Sorge rege,
Sie möchten gar geſtorben ſein.

Pfeifenkopf.

Ma chère Nièce, ſehr obligirt,
Doch iſt dieß nicht der Fall geweſen,
Noch zähl' ich zu den ird'ſchen Weſen,
Und bin auch ziemlich contentirt.

Cigarre.

Wie freut mich dieß Ihr Wohlbehagen!

Pfeifenkopf.

Mich minder nicht, ich darf es ſagen,
Wie aber geht es dir, ma chère?

Cigarre.

Nicht beſſer wünſche ich es mehr.
Ich bin der Mittelpunkt von Allen,
Um den, was Bildung heißt, ſich dreht.
Und keiner Schönen wird gefallen
Ein Mann, den nicht mein Duft umweht.
Mir offen ſtehen alle Pforten,
Denn unentbehrlich aller Orten
Bin ich bei Matinée und Thee,
Am Namensfeſt und beim Souper,
So wie auf Jagd und Promenade,
Auf jeder Landpartie, im Bade
Bringt Groß und Klein mir ſein: Willkomm!
Und ohne daß ich mich vermeſſe,
Darf ich behaupten, die Nobleſſe
Iſt ohne mich nur ein Phantom.
Wie ſchmerzt es mich darum, daß Sie
Verbannt aus jeder Cotterie
Und allen nobler'n Cercles ſind.

Pfeifenkopf.

Laß dich's nicht kränken, liebes Kind,
In einer Zeit von ſolchen Wirren
Behagt es zu privatiſiren.

Nie hat mein Herz der Wunſch belebt,
In ſolch ein Treiben mich zu mengen,
Wer nach Fortunas Huld nicht ſtrebt,
Dem g'nügts auch in den heim'ſchen Engen.

Cigarre.

Es mag wohl ſein, doch ſicherlich
Iſt all die Noth von unſern Tagen
Auch außerhalb noch zu ertragen,
Erwählt man zur Geſellſchaft — mich!

Pfeifenkopf.

Wenn die Geſellſchaft nur nicht auch
So ſchnell verflöge mit dem Rauch.

Cigarre.

Ich glaube gar, Sie perſifliren?
Sie werden doch mit mir nicht gar
Am Ende noch rivaliſiren?
Das wär' zu komiſch doch fürwahr!
Cher Oncle, ſehen Sie einmal
Nur meinen Wuchs, wie ſchlank und ſchmal,
Der Teint wie hell, wie ſüß der Duft,
Wie eng die Taille, wie geſchwungen.

Pfeifenkopf (bei Seite).

Ja, ja, es ſpürens oft die Lungen,
Aus lauter Schwingung fehlt die Luft.

Cigarre.

Das Ganze, wie ſo zart und leicht.

Pfeifenkopf (wie vorher).

Zuweilen ſchimlicht auch und feucht.

Cigarre.

Daß Sie, Sie müſſen's ſelber ſagen,
Gebührt auch Ihnen manch ein Lob,
Wie Sie ſich geben jetzt und tragen,
Dagegen — ungeſchlacht und grob.

Pfeifenkopf.

Ich danke für das Compliment.

Cigarre.

O ſeh'n Sie, wie das glimmt und brennt,
Geilch einem Maſt rag' ich hinaus,
In Frühlingsluft und Sturmgebraus,
So keck, ſo frei, ſo ohne Haft.
Kein Rohr bedarf ich, keinen Schaft.
Nicht brauch' des Fremden ich zum Frohn,
Kein plump Gehäuſ' aus Holz und Thon,
Und vollends iſt mit buntem Glaſt
Ein Tabakbeutel mir verhaßt,
Denn wo mich hin auch trägt der Zug,
Bin üb'rall ich mir ſelbſt genug.

Pfeifenkopf.

Mein Kind, ich zähle nicht zu denen,
Die deinen Werth nicht anerkennen,
Auch gönn' ich dir den Vorrang gern,
Den du errangst in einer Zeit,
Der jedes ruh'ge Walten fern,
Die nichts sonst kennt als Flüchtigkeit,
Die nimmer rasten mag und weilen,
Und nichts als fliegen will und eilen,
In der nur Jeder ist bestrebt,
Daß er so rasch als möglich lebt,
Ich passe nicht zu solchem Treiben
Und will, wie stets ich war, auch bleiben.

Cigarre.

Solch ein Genügen ist zu schätzen
Und schirmt vor mißlichem Verletzen,
Auch würden Sie bei dem Geschmack
Der jungen Herrn im mod'schen Frack
Nur wenig Anerkennung finden,
Wir wissen wohl aus welchen Gründen.
Auch nähm' sichs wahrlicht drollicht aus
Erblickte man solch feines Männchen
In seinem zierlich blanken Fähnchen,
Die Locken parfümirt und kraus,
Mit einem Ulmerkopf im Munde.

Pfeifenkopf.

Recht drollicht wärs, ich läugn' es nicht,
Ein Ulmerkopf und solch ein Wicht!

Wenn gleich kein Unterſchied im Grunde,
Da Jener hohl und dieſer auch,
Und was ſie ſchaffen, leerer Rauch.
Doch wärs auch drollicht, dächte man
Sich einen Schah von Ispahan,
Mit Turban, Bart, auf weichen Kiſſen
Gekauert, mit gekreuzten Füſſen,
Und ſtatt des Bernſteins an den Lippen,
An ſolchem Kinderzulpe nippen.
Denn was geſchmackvoll an dem Einen
Wird abgeſchmackt am Andern ſcheinen.
Doch mußt du, Nichtchen, mir geſteh'n,
Durch welche Brille du magſt ſeh'n,
Daß einem Raucher immerdar
Der treu'ſte Freund die Pfeife war.
So ſchien bei ſeinem ſtillen Leiden
Sie oft ein ſtummes Trauerhaus,
Sie dampfte ſeinen Zorn hinaus,
Und ſchien erfreut bei ſeinen Freuden.
Sie tröſtete in trüben Stunden,
Wenn Balſam fehlte für die Wunden,
Sie warf in düſt're Erdenräume
Ihm der Verklärung Zauberſchein,
Und wiegte ihn in ſüße Träume
Mit ihren Nebelarmen ein.
Verfolgen wir doch ſelber nur
In der Vergangenheit die Spur
Von unſer'm eignen Erdenwallen.

Cigarre (bei Seite).

Jetzt hat er mich in ſeinen Krallen.

Pfeifenkopf.

Mein früh'rer Herr war ein Soldat,
Der mich nicht lang beſeſſen hat,
Indem ſchon in der erſten Schlacht,
Die wir zuſammen mitgemacht,
Ihn eine Kugel niederſtreckte,
Und mich mit ſeinem Blut befleckte.
Da reichte er mit letzter Kraft
Mich hin noch ſeinem Kameraden,
Dann war es aus.

Nach langer Haft
Kam ich bei dieſem erſt in Gnaden.
Des Freundes Tod ging ihm zu nah,
Sein Aug' ward feucht, wenn er mich ſah.
So zog ich denn mit dem Betrübten
Dahin, und ſeiner Compagnie,
Und was wir thaten und verübten,
Das weiß am beſten er und ſie.
Mit einem Wort, ſeit jener Stunde
Blieb ich dem neuen Herrn vereint,
Und hing alltäglich ihm am Munde,
Als wäre ich ſein todter Freund.
Ich war bei ihm auf allen Pfaden,
In Kampfgetoſ' und Pulverſchwaden,
Im Bivouac, auf nächt'ger Haid,
Im Spittel auch lag ich nicht weit,
Ich war bei ihm im Schenkenhaus
Bei Gläſerklang und Luſtgebraus,
So folgt' ich ihm, man kann's gewahren,
Durch eine Zeit von zwanzig Jahren,

Und rufe ihm, bläst er den Rauch
Hinaus aus meinem alten Schlauch,
Gar oftmals noch in stillen Stunden
Die Zeit zurück, die ihm entschwunden.
So dien' ich ihm, wenn er mich braucht,
Als rief ihn jetzt noch die Fanfare;
Wo wär' ich, wenn mich als Cigarre
Mein erster tapfrer Herr gebraucht? —
Nun aber sprich, was ruft dein Glimmen
Dem Herrn zurück aus alter Zeit,
Erschallen ihm verscholl'ne Stimmen,
Erwacht ihm die Vergangenheit?

Cigarre

(Schweigt beschämt).

Pfeifenkopf.

Du schweigst, ma chère Nièce? — Wohlan,
Wir wollen uns des Streit's entschlagen.
Nur mögst dein Näschen du fortan
Nicht mehr so hoch wie früher tragen,
Denn schätzt man in der Mode Reich
Zur Stunde das Bequeme gleich,
So ist, nach klüglichem Betrachten,
Doch auch das Dauernde zu achten.

Ein Neujahrnachtsmärchen.

Zum Vortrage in der Sylvesternacht.

Es war im Jahr der letzte Tag,
Der Schnee auf allen Gibeln lag,
Die Bäume hatten dichte Hauben,
Die Sträuche trugen weiße Trauben,
Der frost'ge Nordwind fuhr daher
Und wüthete die Kreuz und Quer
Als wollte Fenster er und Thüren
Mit sich durch alle Lüfte führen.
Und wer daheim in seinem Haus,
Der wagte nimmer sich hinaus,
Und dankte Gott, daß ihm beschеert
Ein schirmend Dach, ein warmer Herd.
Und so auch saß die junge Hanne
Daheim mit Töffel, ihrem Manne,
Doch fehlte es an Holz und Brot
Denn bei den Beiden saß die Noth,
Die sich arglistig eingeschlichen
Und nimmer wieder war entwichen,
Nun grämten sich die Beiden sehr,
Es war ihr Loos auch allzuschwer.

Allein vergebens war ihr Sinnen
Um Brot und Feu'rung zu gewinnen,
Da fuhr mit Eins der Töffel auf
Und sprach zu seinem Weibe d'rauf:

„Es ist der letzte Tag im Jahr
Und morgen erster Januar,
Wie wär's, wenn wir trotz Schneegewühl
Bestiegen dort den eis'gen Pfühl,
Auf dem zu jeder Winterszeit
Schneekönig thront in Herrlichkeit,
Und ihm, wie andern Venerirten,
Zum neuen Jahre gratulirten.

Noch weiß ich einen schönen Reim,
Wie Buttermilch und Honigseim,
Den unser Schulgehilf' gedichtet,
Ob an den Gutsherrn gleich gerichtet,
So paßt er, ich versteh's zwar wenig,
Doch wie mich's dünkt, auch auf den König."

„Ach," seufzte Hanne d'rauf, „wer weiß
Ob wir uns auch durch Schnee und Eis
Zu seiner Felsenklause finden,
Die ganz versteckt in Berggewinden."

Doch Töffel: „Daran zweifle nicht,
Ich kenn' den Pfad, auch ist's noch licht,
Drum frisch daran nur, ohne Zagen,
Vielleicht, daß wir's zum Glücke wagen."

Und bald darauf sah man die Zwei
Hinan die Felsenzacken klimmen,
Doch gab es manch ein Ach dabei,
Und manch Erbangen und Ergrimmen.

Denn bald glitt Hanne mit dem Schnee,
Der kollernd in den Abgrund rollte,
Bald riß vom Boden los der Schlee,
D'ran Töffel ſich erhalten wollte.
Bald ſanken bis zum Knie ſie ein
Und konnten nur mit Mühe weiter,
Bald ritzte blutig ſie ein Stein,
Auf ihrer felſ'gen Jakobsleiter.

Schon wollte Hanne faſt verzagen
Als Töffel rief: „Wir ſind am Ort!
Schon ſehe ich die Klauſe dort,
Nun laß uns friſch das Letzte wagen.“

Jetzt hatten ſie die Kluft erreicht,
Die Schrecklichſte wie Jedem däucht,
Denn dichtes Dunkel ſtarrte d'raus
Geſpenſtiſch auf das Paar heraus,
Aus dem zuweilen grauſenvoll
Ein ſeltſam wirres Tönen ſcholl,
Indeß von Ranken, wie von Schlangen,
Der Rand der Höhle war umfangen,
So daß man zweifelhaft dabei
Das welche es von beiden ſei.
Da ſanken auf das Knie zugleich
Die Beiden hin, vor Schrecken bleich,
Und ſtarrten lange vom Geſtein
In's ſchau'rig finſt're Grab hinein.
D'rauf aber raffte allen Muth,
Der je ihm noch bewegt das Blut,
Der Töffel allgemach zuſammen,

Und dachte sich: Im's Himmelsnamen,
Und rief hinunter in den Schlund
So laut noch jemals rief sein Mund:
„Verzeihe uns, großmächt'ger König,
Daß wir dir nahen unterthänig,
Doch zog ein im'rer Drang uns her
Und ging es auch mitunter schwer,
Ja selber jezuweil auf Vieren,
So ließen dennoch wir nicht ab
Zu klettern wie im Berg der Knapp,
Um dir allhier zu gratuliren.
Zu End' ist heut' des Jahres Lauf,
D'rum nimm die Wünsche gnädig auf.
Wir wünschen, daß von heute an
Dir Frau Fortuna unterthan,
Wir wünschen, daß zu jeder Stund'
Du wohlauf bleibest und gesund,
Wir wünschen, daß an keinem Tag
Das Geld im Säckel fehlen mag,
Wir wünschen, daß in jedem Mond
So Zank als Zwietracht dich verschont,
Wir wünschen: Stets nur Sang und Reben,
Wir wünschen: Frohsinn immerdar,
Und daß du mögst noch länger leben
Im neuen wie im alten Jahr!"
Und kaum als dieß der Töffel sprach
So schmettert schon ein Donnerschall,
Der in dem Felsen hundertfach
Nachdröhnt mit lautem Wiederhall,
Und vor den Beiden plötzlich steht
Die winterliche Majestät.

Von dem gewalt'gen Körper fließt
Aus Schneegeflock ein Hermelin,
Und wie Smaragde und Rubin

Der Gürtel blizt, der ihn umſchließt.
Eiszapfen, die der Firn geraubt,
Als Krone ragen um ſein Haupt
Und von Kriſtall ein Zepter trägt
Die Rechte, wie's ein König pflegt.
Doch ſind noch hinter ſeinem Rücken
Zwei plumpe Kegel zu erblicken,
In Helm und Harniſch eingezwengt,
Wie's ſcheint aus Eis und Schnee gemengt,
Mit vorgeſtreckten Hellebarden,
Zwei Leibtrabanten von den Garden.
Schneekönig ſchaut die Knie'nden an,
Und ſpricht mit großer Huld ſodann:
„Zum Jahreswechſel habet ihr
Mir manch ein Dummes dargebracht,
Doch ſag' ich meinen Dank dafür,
Und da es ſteht in meiner Macht,
Will ich drei Wünſche euch gewähren,
Doch mögt was Kluges ihr begehren,
Denn leider iſt es meiſtens ſo,
Daß, wenn die Menſchen das erlangen,
Was ſie am ſehnlichſten verlangen,
Sie ſelten werden d'rüber froh.
D'rum überlegt und prüft genau,
Was euch von Nutzen könne ſein,
Erwägt das Wahre von dem Schein,
Denn der Verſucher iſt oft ſchlau.
Doch braucht ihr d'rum euch nicht zu eilen,
Ich gebe euch drei Stunden Zeit,
Doch ſeid nach dieſer Friſt bereit,
Mir eure Wünſche mitzutheilen."

Wohl überſtrömte da von Dank
Der Beiden Mund, als plötzlich wieder
Schneekönig in der Kluft verſank,
Und Nacht ſich ſchlang um ſeine Glieder,
Und ſchon auch ſind wie er verſchwunden
Die hinter ihm als Wache ſtunden.
Wohl rafften d'rauf die Beiden ſich,
Von Freud' durchdrungen innerlich,
Empor und ſuchten von der Klauſe
Den Rückweg nach dem fernen Hauſe.

„Jetzt heißt es," ſagt nach einer Weil'
Der Töffel, „ſich zuſammennehmen,
Daß Lohnendes uns wird zu Theil,
Und wir uns hinterher nicht grämen."
Spricht Hanne: „Beſſeres als du,
Das wünſch' ich ſicherlich, ich wette!"
„Ei," lachte Töffel, „ſieh' nur zu,
Ich wollt', daß ich ſchon 's Rechte hätte.
Wie wär es, wir verlangten Geld,
Recht viel, ſogleich in ganzen Schäffeln."
„Nicht doch," ſpricht Hanne d'rauf zu Töffeln,
„Ich wünſcht' ein Schloß mit Wald und Feld."
„Ein Schloß?" ruft Töffel, „ei fürwahr
Ein Schloß allein? das wäre rar,
Um voll Langweile d'rin zu kauern?
Da wähl' ich lieber eine Stadt,
Die viele ſchöne Häuſer hat,
Und hohe Thürme, ſtarke Mauern."
Spricht Hanne: „Ei, der Superklug!
Da glaubt er ſchon, es wär' genug,

Und würde uns für immer frommen.
Kannſt du ſchon eine Stadt bekommen,
So wünſche dir doch lieber gleich
Ein ganzes, großes Königreich,
Mit Kron' und Zepter könnten d'rin
Als König und als Königin
Wir beide dann herumſpazieren,
Und eſſen, trinken und regieren."

Mit ſolchen und mit andern Reden,
Gewunden aus denſelben Fäden,
Gelangten ſie vom Nordgebraus
Durchwühlt, zuletzt zu ihrem Haus.
Doch als die Thür' ſie aufgethan,
Wie wehte ſie's ſo froſtig an.
Der Ofen ſtarrte, ohne Feuer,
Auf ſie ein ſchwarzes Ungeheuer,
Wie ein Gerippe ſah der Schrein
Hervor, in dem nicht Speiſ' noch Wein.

Da ſank mit unmuthsvollem Sinn
Auf einen Stuhl Frau Hanne hin,
Und ſeufzte d'rauf voll Unbedacht:
„O hätte ich doch nur zur Nacht
Jetzt eine Schüſſel von dem Kraut,
Wie wir im vor'gen Jahr gebaut!"
Und kaum dieß Wort vom Mund erſcholl,
Ein feiner Duft durch's Zimmer quoll,
Und eine Schüſſel voll mit Kraut
Frau Hanne auf dem Tiſch erſchaut.
Wie nun erſchrickt Frau Hanne da
Als ſie vor ſich das Wunder ſah.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Schon iſt der erſte Wunſch erfüllt,
Den ſie im Leichtſinn ausgeſprochen,
Sie meint ihr ſei das Herz durchſtochen.
Doch außer ſich der Töffel brüllt:
„So wünſchte ich, die Wurſt dazu
Hing dir zugleich auch an der Naſe! —“
O unheilbringende Extaſe!
Denn ſchon erfüllt im ſelben Nu
Ward auch der zweite Wunſch, vor Schrecken
Vermag kein Glied er auszuſtrecken.
Frau Hanne läuft zum Spiegelſcherben
Und ſchaut darein — und glaubt zu ſterben,

Ihr Antlitz iſt zum Tod erblaßt,
Denn eine Wurſt, zwei Spannen faſt,
Die längſte unter allen langen,
Sieht ſie an ihrer Naſe hangen,
Und ringt die Hände, ſchreit und weint,
Faſt ihr Verſtand verloren ſcheint,
Und rennt wie toll herum im Zimmer
Mit Zorngekreiſch und mit Gewimmer,
Verwünſcht vor Allem ihren Mann,
Und ſchilt ihn Tropf und Pavian,
Und Weiberſchänder und Tyrann,
Und ſinkt, von Wuth und Schmerz verzehrt,
Zuletzt ohnmächtig hin zur Erd'.

Nun füllt mit Jammerſchrei das Haus
Der Töffel ſelbſt und ſtreckt die Hände
Gleichwie ein Meilenzeiger aus,
Und ruft verzweiflungsvoll am Ende:
„O König, höre und erbarme
Dich jetzt nur, und befrei die Arme
Von der verdammten Wurſt, die ich
Ihr angewünſcht ſo ſchmähiglich!“
Und wieder ſchallt ein Donnerſchlag,
Ein Blitz umleuchtet Haus und Hag,
Und abermals vor Beiden ſteht
Schneekönigs hohe Majeſtät,
Begleitet von den Leibtrabanten,
Umblitzt von hellen Eisbrillanten,
Doch iſt zur ſelbigen Sekunden
Die Naſe auch der Wurſt entbunden.
„Ihr ſeht,“ darauf der König ſpricht,

„Ich warnte Euch vergebens nicht,
Denn vorlaut habt ihr alle Beide
Gewünscht, was euch gereicht zum Leide,
So, daß von Angst und Reu getrieben
Euch nur noch übrig ist geblieben
Der dritte Wunsch, um aufzuheben
Durch ihn, was Schlimmes sich begeben.
Beherzigt darum, was geschah,
Nicht immer ist Schneekönig nah;
Doch daß sich Euer Harm mag lindern,
Nehmt dieß Geschenk zum neuen Jahr,
Es wird inskünftige vermindern
Die Noth, die euer Quäler war."
Hinwirft er d'rauf den beiden Gatten
Noch einen Säckel voll Dukaten,
Und ruft: „Nun laßt zum Jahresschluß
Uns aber auch noch fröhlich sein,
Hinaus mit Ofen, Tisch und Schrein,
Ihr Herrn und Damen rührt den Fuß!"
Und sieh, da kommt's hereingerannt,
Da krabbelt's rings im dunklen Raume,
Doch bald sind Lampen angebrannt,
Und blitzende Guirlanden schweben
Um Säulen, die sich rings erheben,
Auch sprossen in dem reichsten Flor
Schneeblumen seltner Art hervor,
Des Häuschens Eigner steh'n im Traume;
Und schon auch ward ein Thron erhöht,
Kunstvoll aus Spiegeleis gezimmert,
Der wie ein Regenbogen schimmert,
D'rauf sitzt Schneekönigs Majestät,

Vor ihm der Tafel lange Zeile
Umgeben von der Ritterſchaft,
Doch fehlt darauf nicht, trotz der Eile,
Häringſalat und Rebenſaft.
Zu dieſem Schmaus mit ihrem Manne
Zieht man die neubelebte Hanne.
Auch ein Orcheſter iſt zur Zeit
Bereits in vollſter Thätigkeit.
Ein Rohrwolf ſpielt die Violin,
Ein and'rer raſt auf der Trompete,
Iſt jeder ſehr geübt darin
Und eifern Beide um die Wette.
Ein Zobel, der dem Pol entfloh,
Der bläſt dazu das Pikolo,
Aufſtreicht ein Eisbär noch den Baß
Und brummt dazu ohn' Unterlaß.

Und ſieh, ſchon ſchwinget ſich im Tanz
Das Völkchen bei der Lichter Glanz.
Das funkelt rings wie Edelſtein
Von Eiskriſtallen groß und klein,
Von Nadeln und von blanken Farren,
Die erſt noch Zier des Hochwalds waren,
Aus weißem Schnee von höchſter Schicht,
Das Pelzwerk glänzt wie Mondenlicht,
Wie Irrwiſchſchein die Federn flirren,
Wie ſie im Tanz vorüberſchwirren.
Wie flimmert da an Mann und Weib
Voll Silberſchuppen jeder Leib,
Und ſchillert, blinkt und blitzt im Flug
Bei jeder Schwingung, jedem Bug.

O ſchaut, wie treibt ſich, Paar um Paar,
Herum die luſtberauſchte Schaar,
Indeß dem König man kredenzt
Den Wein nach altgewohnter Weiſe,
In einem Glas aus Gletſchereiſe,
In dem er hell wie Gold erglänzt,
Und Wolf und Eisbär muſizirt
Daß Thür' und Fenſter bebt und klirrt.
Doch fällt Frau Hanne Eines auf,
Daß ihr an Taillen und an Beinen
Die Tänzer in der Zeit Verlauf
Viel ſchmäler und viel kleiner ſcheinen.
Da neiget ſich Schneekönig vor,
Und flüſtert leiſe ihr ins Ohr:
„Nun heißt es heim, 's wird mitternächtlich,
Auch nimmt die Wärme zu beträchtlich,

Leicht könnten mir ſammt ihren Pelzen
Am End' die Meinen ganz verſchmelzen.
Lebt wohl, und merket Euch die Lehre,
Daß nicht die Reue wiederkehre."
Vom Thron erhebt er ſich darauf,
Da ſammeln ſich um ihn zu Hauf
Die Edelſten der Seinen all,
Die Herr'n vom Ortles, vom Ural,
Gefolget von dem andern Schwall.
D'rauf ſtrömte Alles mit Gebraus
Bei Sang und Klang zur Thür hinaus,
Derweil im leergewerd'nen Haus

Schneeblumen, Säulen und Guirlanden
Dahin wie Wachs am Ofen ſchwanden,
Und kaum noch als vertoſt der Sturm,
Da ſcholl es Ein's herab vom Thurm.

Doch war das Glück ſeit dieſer Stund'
Bei unſer'm Eh'paar eingekehrt,
Und was den Beiden ward beſcheert,
Ein Saame blieb's auf gutem Grund.
D'rum hegten ſie in ihrem Sinn
Den Wunſch allein nur fürderhin:
Es möchte ſtets des Herren Walten
Ihr häuslich ſtilles Glück erhalten.
Und dieſes wünſche ich zugleich
Euch Allen, die dieß Märchen hörten,
Denn der iſt auch mit Wen'gem reich,
Den nicht'ge Wünſche nicht bethörten.
D'rum laſſet Glas an Glas erklingen,
Nun vor der Thür' der Januar,
Ein lautes Hoch vor allen Dingen
Dem ſtillen Glück im neuen Jahr!

In der Sylveſternacht.

Vorbei am Mond die Wolke fliegt,
In Schnee gehüllt die Fläche liegt,
Kein Leben athmet, weit und breit
Nur lautlos todte Einſamkeit.

Noch öder als die Oede ſcheint
Jedoch der Friedhof, karg umzäunt,
An dem das Kirchlein ſchneebedeckt
Sich hin im langen Schatten ſtreckt.

Ringsum beſchneite Kreuze ſteh'n,
Gleich Grabentſtieg'nen anzuſeh'n,
Die in des Winters nächt'gem Graus
Die Arme ſpreiten weit hinaus.

Da regt es ſich ganz ſacht und leiſ'
Mit einemmal im Thurmgehäuſ',
Die Uhr hebt aus, der Hammer tönt,
Daß Glockenhaus und Thurm erdröhnt.

Und weithin gellt es durch das Rund
Als wie ein Ruf aus Geiſtermund,
In zwölf gemeſſ'nen Schlägen ſchallt's, —
Und fern und ferner wiederhallt's.

Da klirrt's zugleich wie Becherſchall,
Die Kirchenfenſter zittern all',
Die Grablaternen ſchaukeln ſich,
Die Kreuze raſſeln ſchauerlich.

Es klirrt der Hahn, der niemals kräht,
Im trägen Schwung vom Wind gedreht,
So wie die Rinne, die am Saum
Des Dach's ſich kaum erhalten kaum.

Und wie ein toller Zecherchor
Durchbrauſt's die Luft, wie nie zuvor,
Dazu noch raſchelt manch ein Kranz,
Der glitzernd ſchwankt im Mondenglanz.

Da ſchweigt der Klang, der Wind verbrauſt,
Ringsum das früh're Schweigen hauſt,
Und zu der ſtummen Friedhofsſchaar
Hat ſich geſellt das alte Jahr.

Eine Sylvesterſage.

Das ist zu Landeck in Tirol,
Da glaubt man insgemein
Es wäre die Sylvesternacht
Der Geister „Stelldichein,"
Und Alle die sich auserkiest
Der Tod im nächsten Jahr,
Die machten noch den Opfergang
Bevor um den Altar.

Dieß selber sehen möchte Klaus,
Es läßt ihm keine Rast,
So schleicht er in die Kirche sich
Als ein verstohlner Gast.
Er tritt in's Schiff. Ein Lämpchen nur
Verstreut gar kargen Schein
Auf Schildereien und Gesäul,
Auf Gräber und Gestein.

Wild praſſelnd an die Fenſter ſchlägt
Der Schnee im dichten Schwall,
Da dröhnt es Zwölf herab vom Thurm
Mit ſchauerlichem Schall.
Jetzt prallt die Pforte auf, und ſieh',
Als wär's im Fiebertraum,
Durchwallt auch ſchon die grauſe Schaar
Den dumpfig öden Raum.

Erſt Weib'sgeſtalten, wie es ſcheint
Von tiefem Harm erfüllt,
Jedwed' ein Kindlein tragend, das
In Linnen ganz verhüllt.
Sodann, als wie ein Lilienflor,
Die Jungfrau'n ſchlank und ſchmal,
Das Aug' geſchloſſen, wie im Schlaf,
Die Wangen hohl und fahl.

D'rauf Burſche, hu, befleckt mit Blut
So Antlitz als Gewand,
Als wären abgefallen ſie
Gerad vom ſtein'gen Band,
Sodann noch Greiſe, tief gebeugt,
Und wackelnd mit dem Haupt,
Nur mühſam haltend ſich am Stab
Und jeder Kraft beraubt.

Und alles dieß erblickt der Klaus,
Mit hochgesträubtem Haar,
Das starre Aug' wie festgebannt
Auf die gespenst'ge Schaar.
Da stapft noch Einer hinterdrein —
Das scheint ein zweiter Klaus,
So ähnlich dem, als trät' er selbst
Zum Spiegel just heraus.

So gleich an Haltung und Gestalt,
An Gürtel, Rock und Strumpf,
Nur fehlt ihm — wer erfaßt den Schreck! —
Der Schädel auf dem Rumpf.
Da sinkt der Klaus zur Erde hin
Wie solches er erschaut,
Und findet erst sich wieder, als
Im Ost der Morgen graut.

Doch siechte er von dieser Stund'
Ganz sichtbarlich dahin,
Kein Bader und kein Doctor half
Und keine Medicin,
Die Kräfte schwanden mehr und mehr,
Und g'rade war's ein Jahr
Da fühlte es der Klaus, nun sei's
Mit ihm für immer gar.

Und reuevoll geſtand er noch
Dem Pfarrer, was geſcheh'n,
Und wie er ſchließlich ohne Haupt
Sich ſelber hab' geſeh'n.
Der Pfarrer aber ſpricht: „Das iſt
Nichts Neues, armer Tropf,
Denn Jeder, der noch Geiſter ſah,
Der hatte keinen Kopf.“

Die Biermannenschlacht bei Wien.

Ein Fastnachtsschwank.

Es ſitzt der Ritter Märzenbier
Zu Schwechat, wo ſein Hauptquartier,
Er ſchäumt und kocht voll inn'rer Wuth,
Obwohl er ſonſt von friſchem Muth,
Weil ihm geworden der Bericht
Wie man die alte Treu' ihm bricht,
Und vorzugsweiſe hält zum Wein,
Der hauſt auf Kahlenbergs Geſtein.
Nicht glauben kann er faſt die Mähr'
Und grübelt lange hin und her,
Wie über dieſen ſchlimmen Hang
Zur vollen Wahrheit er gelang'.
Da fällt ihm ein Geſelle ein,
Der gern in Schenken pflegt zu ſein
Und ſchon ſo manche lange Nacht
Am Biertiſch hat dahingebracht.
Piquebub, ſo nennt er ſich und iſt
Ein ſchwarzer Burſch, voll arger Liſt,
Der kann's vollbringen ſicherlich.
D'rum ruft der Ritter ihn zu ſich
Und ſpricht: „Hör' an, Geſelle mein,
Du ſollſt anjetzt mir dienſtbar ſein.
Vollführ's genau, und nach Gebühr
Belohn' ich dich dann reich dafür.

Vor Allem mach' dich auf gewandt
Und geh' nach Wien, wo du bekannt,
Besuch' die Gastereien dort,
Und bringe mir sodann Rappert,
Ob man vor'm Bier, so sehr beliebt,
Wie's heißt, dem Wein den Vorzug gibt.
Zehn Gulden geb' ich dir voraus,
Doch gib nicht gleich das Ganze aus,
Und denk', daß ich in stiller Pein
Hier harre auf die Antwort dein;
Doch schleich' nicht armensünderlich,
Der Wanst ist dir nicht hinderlich."
Da macht Piquebub sich auf und eilt
Nach Wien in Hast und unverweilt.

Indeß der Ritter harrt daheim
Und zerrt an seines Harmes Keim.

Allein ſein Harren wenig frommt,
Weiß nicht warum Pignebub nicht kommt.
Acht Tage ſind bereits dahin
Seit er gegangen iſt nach Wien,
Und noch kam er nach Hauſe nicht
Um zu erſtatten den Bericht.
Da wird das Warten ihm zu lang,
Da wird zu groß in ihm der Drang,
Da rafft er mit entſchloſſ'nem Sinn
Sich ſelber auf und geht nach Wien.
Bald hat er auch die Stadt erreicht,
Die Gaſſen er mit Groll durchſtreicht,
Da trifft ſein Blick ein Schenkenhaus,
Dort ging er oftmals ein und aus,
In dieſes tritt er nun hinein,
Will ſelbſt nun ſein Berichter ſein.
Allein wie er nur da erſchrickt
Als er den Schwarzen d'rin erblickt,
Der ſitzt betrunken ganz und gar
Und wird des Ritters nicht gewahr,
Vor ſich ein mächt'ges Glas voll Wein —
Da ſchlag doch gleich der Donner d'rein!
Schon faßt ihn Märzenbier am Ohr
Und zieht hinaus ihn vor das Thor.
„Vollführſt du alſo deine Pflicht,
Du ehrvergeß'ner ſchlechter Wicht!"
Der aber lallt: „Was zürnet Ihr,
Ich that wie Ihr geheißen mir,
Nur wollt' die Sache aus dem Grund
Erfahren ich mit Aug' und Mund.
In allen Schenken ſah ich d'rum

Durch all' die Zeit mich ſorglich um,
Und fand daß in der ganzen Stadt
Vor'm Bier der Wein den Vorzug hat.
Auch ſchmeckte er am Ende mir
Viel beſſer ſelbſt als wie das Bier."
D'rob war der Ritter ſehr ergrimmt,
Als er ſo ſchlimmes Wort vernimmt,

Und gibt dem Trunk'nen einen Tritt,
Daß der ſich glaubt des Lebens quitt
Und niederſtürzt und heult und ſchmählt:
„Der Undank iſt der Lohn der Welt!“
Der Ritter aber ſchießt hinaus
Zur Stadt, wie Sturm und Hagelbraus,
Und gönnt zur Ruh' ſich keine Friſt
Bis wieder er in Schwechat iſt,
Alldort erſt hemmt er ſeinen Lauf
Und rufet all die Seinen auf.
„Heraus aus eurem Kellerraum,
Heraus aus eurem trägen Traum,
Nicht länger mehr euch müſſig ſtreckt,
Gambrinus Ehre iſt befleckt!“
Da kommen all' die Krüge ſchwer,
Da kommen all' die Plützer her,
Die Humpen ſeltſam anzuſeh'n,
Die Kannen, die in Harniſch geh'n,
Und noch viel anderes Geniſt,
Was in der Hopfenburg dort iſt.
Nun thut der Ritter ihnen kund,
Was ihm geſagt des Späh'rs Mund,
Und ſchwört, daß an dem falſchen Wein
Der Frevel müßt' gerochen ſein.
Und noch bevor die Sonne ſinkt
Ein Eiſenwald um ihn erblinkt,
So hier wie dort, wer fühlt kein Grau'n,
Nur ſpitze Gabeln ſind zu ſchau'n,
Und Pfropfenzieher ſchmal und ſchlank,
Und Küchenhacken, Meſſer blank.
Da bildet ſich der Ritter ein

Ein Schlagatodro ſelbſt zu ſein,
Und eine Hopfenſtange faßt
Er d'rauf in thatenkühner Haſt,
Und knüpft ein rothes Tuch daran.
„Dieß Zeichen weiſe euch die Bahn.
Ich führ' euch zu des Feindes Hort,
Noch eh' es taget, ſind wir dort,
Und weithin künde dieß Panier
Sodann den Sieg vom Märzenbier!"

So ruft der Schwechatritter aus
Und ſchreitet kühn der Schaar voraus,
Die folgt ihm muthig durch's Gefild
Und ſchwinget Pfropf und Gabel wild.

Gebreitet auf der Rebenpracht
Des Kahlenberges liegt die Nacht,
Der Wald iſt ſtumm, die Flächen leer,
Der Strom nur rauſcht von Neuburg her,
Vernehmbar dringt zum Berg der Schall
Wie fort er ſchießet, Schwall auf Schwall,
Und lieblich ſtreuet in die Luft
Das Weingeheg' den würz'gen Duft.
Zur ſelben Zeit vom Schlummer liegt
Gar ſanft und wohlig eingewiegt
Der Ritter Kahlenberger auch,
Umweht vom ſüßen Rebenhauch
Und träumet herbſteswonniglich,
Zuhöchſt auf ſeinen Weinberg ſich.
Nur Waldarom und gold'ner Schein
Um grünes Laub und grau Geſtein,
Und dicht behängt von Trauben ſchwer
Das Weingelände prangt umher,
Und Winzerlieder ſteigen hold
Wie Lerchen zu des Morgens Gold.
Da ~~ruft der Glocke eh'rner Mund~~
In der Karthauſ' die zwölfte Stund',
Die Mönche ſingen d'rin den Chor,
Sonſt iſt es ſtille wie zuvor.
Da heult der Hofhund jämmerlich,
Und im Gelaß wird's dämmerlich,
Und auf vom Schlaf der Ritter ſchreckt,
Was iſt's, das ihn mit Schweiß bedeckt,
Warum nur blicket er ſo ſtarr
Nach einer Stelle immerdar?
Sieh, da entſteigt mit einemmal

Dem Eſtrich eine Flamme fahl,
Die wächſt der Länge nach, und dehnt
Sich mehr und mehr, bis ſie am End'
Ein menſchlich Angeſicht gewinnt;
Zu ſprechen ſie hierauf beginnt:

„Erſchrick nicht, Sohn, du ſiehſt in mir
Den Ahnherrn deines Stammes hier,
Der Weingeiſt bin ich, ſo genannt
Weil mich zu flücht'gem Geiſt verbrannt
Ein geldverpichter böſer Gauch,
Du kennſt ihn ja, den ſchlimmen Brauch.
Nun aber da bedroht du biſt,
Da ſtahl ich mich mit ſchlauer Liſt

Aus dem Kriſtall, d'rinn ich verſperrt,
Und wo mich lange Weil verzehrt.
Mein Sohn, es ſinnet der Verrath
Auf eine böſe blut'ge That,
D'rum ſieh dich vor, und ſei bereit,
Denn noch iſt günſtig dir die Zeit.
Und dieß iſt Alles was mein Mund
Dir künden darf in dieſer Stund'.
Doch nun muß ich im raſchen Flug
Zurück in meinen Gläſerkrug,
Daß nicht ein naſeweiſes Ding
Entdecke, daß ich flöthen ging.
Darum, mein Sohn, behüt' dich Gott,
Und mach' den Warner nicht zum Spott."
So ruft die Flamme aus und ziſcht,
Worauf ſie allſogleich verliſcht.
Noch lange ſtarrt von Schreck betäubt
Der Ritter hin, das Haar geſträubt,
Vergeſſend ob des Ahnherrn Noth
Beinah' auf das was ihn bedroht.
Da poltert's ſchon mit ſchwerer Wucht
Zu ihm herauf die Treppenflucht.
Was für ein täppiſcher Kumpan!
Stößt ſich an allen Enden an,
Kaum ſchleppend der Laterne Laſt,
Die größer als der Träger faſt,
Und welche er dem Ritter dicht
Hinhält vor's bleiche Angeſicht.
Der Kegelkönig iſt's, ein Klotz,
Der Weltverfeinerung zum Trotz,
Doch zugethan gar ſehr dem Wein,

Der heimiſch auf des Berg's Geſtein.
Gerad von Grinzing kommt er an,
Allwo er auf der Kegelbahn
Als König ſeines Amtes pflegt,
So oft er auch wird umgelegt.
Dort ward er aus dem Hinterhalt
Gewahr durch einen Bretterſpalt,
Wie angerückt der Feinde Troß,
Und Untergang dem Wein beſchloß,
Und lief ſogleich zum Ritter her
Zu bringen ihm hiervon die Mähr'.
„O Herr," ſo ruft der Kegel jetzt,
„Nun ſeht, wie Ihr zur Wehr Euch ſetzt,

Der Feind iſt hinter mir ſchon her
Und bald erſcheinet ſelbiger
Vor Euch mit ſeinem Schlachtpanier
Sie nennen ihn den Märzenbier.
D'rum ſammelt nur die Euren gleich,
Auf daß mißling' der Schelmenſtreich!"
Da ſpringt der Kahlenberger auf
Und ſtößt in's Winzerhorn darauf.

Und ſieh, ſchon ſtürzen rings herbei
Ziment und Flaſche mit Geſchrei,
Pokal und Römer klirrt herein,
Und frägt: Was ſoll der Lärmen ſein?

Da ſpricht der Ritter: „Auf, geſchwind,
Am Hals uns ſchon die Feinde ſind,
Bewaffnet Euch mit Spieß und Schwert,
Zu ſchirmen Euren eig'nen Herd,
So wie des Dioniſos Reich,
Dem keines auf der Erde gleich."
Und wie im Fluge iſt's geſcheh'n,
Bewehrt um ihn die Kämpen ſteh'n,
Mit Winzermeſſer, Rebenpfahl,
Als dumpfer Lärm ertoſt im Thal.
Der Ritter ſpricht: „Nun folget ſacht
Hinunter mir im Schutz der Nacht!"
Und lautlos klimmt hinab die Schaar,
Kein Auge nimmt die Krieger wahr,
Denn jener Nebelkappe gleich,
Um die geführt ſo manchen Streich
Der Siegfried auf Zwerg Alberich,
Umſchlingt ſie undurchdringiglich
Die Finſterniß, ſo daß ein Mann
Den andern nicht erblicken kann,
Und Mancher mit zu langem Schritt
Deswegen auf den Vordern tritt;
So geht's an Schlund und Felſenbruch
Hinab mit manchem leiſen Fluch.
Da wird's mit Ein's im Oſten licht,
Wie Gold beſäumt's die Wolkenſchicht',
Und ſeine Roſen von Karmin
Der Morgen ſtreut am Himmel hin,
Und plötzlich bricht der erſte Strahl
Mit vollem Glanz hinein in's Thal,
Und zeiget der Biermannen Heer

Mit Helm und Schild, mit Schwert und Speer
Voran der Ritter Märzenbier,
In seiner Hand das Blutpanier.
„Nun gilt's!“ der Kahlenberger ruft,
Und wie der Aar entstürzt der Luft
So stürzt mit seinem Troß der Held
Hinunter sich auf's sonn'ge Feld,
Ha, wie da Streich auf Streich erschallt,
Daß Berg und Eb'ne wiederhallt,
Wie Hieb auf Hieb die Luft durchsaust,
Und rings der grimme Kampf erbraust.
Da bricht zusammen manch ein Krug,
Der kühn sein Haupt vor Kurzem trug,
Manch Stiefelglas in Scherben bricht,
Das hell erglänzt im Morgenlicht,
Manch Humpen eine Wunne kriegt,
Die ihm kein Klempner gleich mehr biegt,
Und manchem Plutzer wird der Kopf
Herabgemäht, zusammt dem Schopf.
So wogt der Kampf und wüthet wild
Durch's rebenreiche Thalgefild,
Die Gabel blinkt, es saust der Pfahl,
Wie blitzt der Winzermesser Stahl!
Der Küchenhacken schwirrend fällt,
Und Kanne und Ziment zerspellt.
Doch mörderischer stets entbrennt
Der Kampf, der kein Erbarmen kennt,
Und mitten drinnen vom Baret
Des Kahlenbergers Feder weht,
Und gegenüber das Panier
Vom trotz'gen Gegner Märzenbier.

Da wirft der Junker Slibovits
Sich in den Kampf, als wie ein Blitz,
Entreißt dem Führer, der es trug,
Das blut'ge Banner wie im Flug',
Und haut und schlägt, als woll' allein
Er des Lyäus Vernichter sein.
Und sieh', schon stürmen hinter ihm
Zwei And're nach mit gleichem Grimm,
Der Ritter Malz, und gleicherweis'
Herr Hopfen aus dem Saazerkreis.
Den Flaschentrümmern thürmt ein Hauf'
Sich um die drei Verweg'nen auf,
Und Blut und Scherben bleiben nur
Zurück als ihres Wüthens Spur.
Fast schwankt des Kahlenbergers Schaar,
So kühn er selbst sich der Gefahr
Geschwung'nen Schwert's entgegenstellt,
Und Widerpart den Recken hält.
Da kommt als wie ein Wetterstrahl
Herbei der Ritter Liederschall,
Dem wohlbekannt des Ceten Zug,
Und den gar oft sein Renner trug
Zum Kahlenberge hin als Gast,
Der wirft sich auf die Drei mit Hast,
Und singt, indem das Schwert er schwingt,
Und schwingt das Schwert, indem er singt:

Schlage d'rein,
Schlage d'rein,
Ritter Wein,
Ritter Wein,

Daß da fällt,
Was ſich ſtellt,
Sich zur Pein,
Sich zur Pein!

Herrſcher ſein,
Herrſcher ſein,
Soll allein,
Soll allein,

Hier zu Land,
Hier am Strand,
Nur der Wein,
Nur der Wein!

Und wie ſo muth'ger Sang erſchallt,
Auch neuer Muth den Wein durchwallt,
Und Alles, was ihm zugehört,
Nur auf den Ruf des Sängers hört,
Und ſingt wie er: Schlagt d'rein, ſchlagt d'rein,
Evohe Bachus! Hoch der Wein!
Und ſtürzt ſich bei des Sanges Schall
Auf der Biermannen dichten Schwall,
Und haut und würgt und ſchlägt zur Erd'
Was da begegnet nur dem Schwert,

Ein Bierkrug um den andern bricht,
Die Kannen liegen, Schicht auf Schicht,
Von Pfützern iſt der Raum bedeckt
So weit der Kampf ſich hat erſtreckt,
Und Slibovits und Hopfen flieh'n,
Wie ſturmgejagt die Wolken zieh'n,
Bis ſie in Schwechat angelangt
Und ſie des Kellers Raum umfangt.
Im Kreis der Seinen aber ſteht,
Von Siegesfahnen rings umweht,
Der Kahlenberger, hocherglüht
Von Freud' die Wang' und das Gemüth,
Und neben ihm der Liederſchall,
Deß Wort den Feind gebracht zu Fall.
Vor Beiden, ſieh', zerbrochen ſchier,
In Feſſeln, Ritter Märzenbier,
Das Haupt geſenkt, beraubt der Wehr,
Und auch zerknirſcht im Innern ſehr.
Da ſpricht der Liederſchall zu ihm:
„Wie du gewüthet auch voll Grimm,
Verfielſt du doch des Feindes Macht,
~~Doch iſt kein Leid dir zugedacht.~~
Woher du kamſt, da geh' du hin,
Doch änd're deinen neid'ſchen Sinn.
Denn wie des Lebens Wege geh'n,
Kann Wein und Bier zugleich beſteh'n.
Die Jugend mag das Bier erfreu'n,
Und nur die ſaure Hefe ſcheu'n,
Denn Jugend hat ſtets großen Durſt,
Zumal auf eine ſpeck'ge Wurſt,
So mag ſie denn bei flock'chem Schaum

Verträumen ihren flücht'gen Traum.
Doch laben ſoll des Mannes Kraft
Sich an der Traube Feuerſaft,
Und jedem, der den Tag gelebt
Und rechtlich nach Erwerb geſtrebt,

Dem werd' ein Becher Wein zum Lohn,
Das lehrte König Probus schon,
Der längst gebaut die Rebe schlank
Eh' von uns Einer Wein noch trank.
Auch schenkt dem Dichter Rebenblut,
Es dichtet nur beim Wein sich gut;
Desgleichen stärk' derselbe Trank
Jedweden, der gepreßt und krank,
Vor Allem aber sei gelezt
Durch ihn der Greis zu guter Lezt,
Ihm spiegle sich im gold'nen Naß
Was er verlor, was er besaß.
So stärk' und labe fort und fort,
Die Traube hier, der Hopfen dort,
Unähnlich sich und dennoch gleich;
Doch merk' Dir's, Bier, in Oesterreich
Sei König nur der edle Wein,
Du magst in Baiern König sein."

Sandkörnchen
aus dem
Stundenglase des Saturn.

Froh beſchloſſen, friſch begonnen,
Sei das Alte, ſei das Neue,
Ohne Furcht und ohne Reue,
Und Ihr habt ſchon halb gewonnen.

War das Jahr auch eins der herben,
Soll nicht herb das Scheiden ſein,
Denn wir ſind ja ſeine Erben,
Und ſein Nachlaß iſt der Wein.

Da ſind zugleich ſie auf der Brücke,
Der hoch zu Roß, der an der Krücke.

Iſt dein Bündel leicht geſchnürt,
Iſt auch leicht dein Wandern,
Wer zu Vieles mit ſich führt,
Braucht ſtets einen Andern.

Gleichwie des Menſchen Leib, ſo hält
Kein Haus am Eigner, wie ich glaub',
Wie er dieß Haus verläßt, ſo fällt
Es hinter ihm ſogleich in Staub.

Auf Flügeln enteilen
Die Wünſche um Glück,
Doch kehren die meiſten
Auf Krücken zurück.

Gib Himmel mir nur jeden Tag
Was ich bedarf — und ſonſt noch mag!

Vom Strom erlangeſt Du, was dir
Geſchöpft aus ihm die Hand,
Und von der Zeit nur, was von ihr
Benützet dein Verſtand.

Erwägt das „Geſtern" und bedenkt das „Heute,"
So werdet ihr dem „Morgen" nicht zur Beute.

Es meint, hinzieh' der Strand zur Seit',
Wer nah' am Strome ſteht;
So glaubt der Menſch es geh' die Zeit,
Indeß er ſelbſt nur geht.

Was Wunder, daß Zwietracht und Streiten
Verkümmern der Menſchen Geſchick,
Drei Blinde ja ſind's, die ſie leiten:
Gerechtigkeit, Liebe und Glück.

Wenn endlich kommt das neue Jahr
Als freudiger Verkünder:
Befreit ſeid Ihr für immerdar
Vom Frack und vom Cylinder!

Nicht zu dem Schluß des Jahres nur
Geb' dir ~~der Glocke~~ Mund vom Scheiden Kunde,
Bedenk', es ſchlägt die Lebensuhr
Mit jeder Stunde — eine letzte Stunde.

Nicht ſuch' Genuß nur Tag um Tag,
Als ob kein Ziel er fände,
Sonſt trifft dich wie ein Donnerſchlag
Ein unerwartet Ende.

Die Glocke tönt mit gleichem Schall
Wohl immer durch die Luft,
Nur anders iſt der Widerhall,
Wenn ſie zum Scheiden ruft.

Mein Jahreswunſch iſt, daß vom heut'gen Tage
Der Herr dir jeden dummen Wunſch verſage.

Beginnſt du mit dem neuen Jahr
Auf's Neu' des Lebens Wechſelſpiel,
So halt' an dem was recht und wahr,
Und hoff' und fürchte nicht zu viel.

So mancher geht in's neue Jahr
Hinein mit Saus und Braus,
Der aus demſelben kurz darauf
Ganz ſtille geht hinaus.

Im neuen Jahr hofft manch ein Thor,
Daß er das Glück erhaſche,
Und ſteckt doch wie im Jahr zuvor
Die Hände in die Taſche.

Nicht ſchüchtern
Beim Schmaus,
Doch nüchtern
Nach Haus.

O Jugend, blühender Roſenſtrauch,
O Jugend, Morgenſonnenſchein,
Nur einen Strahl, nur einen Hauch
Noch ſende in mein Herz hinein!

Wer vergäße jene Stunde,
Wer, der' ſich nach ihr nicht ſehne,
Als wir heulten wie die Hunde,
Als wir krähten wie die Hähne?

Schon brauſt der Wein, die Stöpſel krachen,
Nun wird die Freundſchaft gleich erwachen.

Welch Widerſpruch ſchon an des Jahres Schwelle,
Zur Grabesglocke klingt die Narrenſchelle.

Der Eine trinkt den Wein gehäßig aus,
Der And're nippt, als koste er vom Herben,
Der Dritte überschüttet sich den Flaus,
Und bei dem Vierten geht das Glas in Scherben.

Ein Leuchtthurm! — Ach, es ist kein Bleiben!
Mußt immerdar stromabwärts treiben.

Bedenke wohl bei jeder Jahreswende,
Ein neuer Anfang ist's blos von dem Ende.

Erstickte man am ersten Tag
Des Jahr's an seinen Lügen,
So wär' die halbe Menschheit todt,
Die halbe läg' in Zügen.

Wen freut's nicht, daß er angekommen,
Ob er auch noch so schlecht geschwommen?

Wer sparen will im neuen Jahr,
Beharr' auf seinem Plan;
Doch fang' er nicht im alten noch
Mit Schuldenmachen an.

Ich weiß nicht die Namen,
Sie werden vergeben,
Doch da wir beiſammen
So laß' ich ſie leben!

Wie ſie's getrieben, Zug für Zug,
So wird's die Welt auch künftig treiben,
Die Jungen keck, die Alten klug,
Und Narren werden Narren bleiben.

Wär's Mode, hingen Muhm' und Baſe
Sich eine Bratwurſt an die Naſe.

Wer gerne trinkt von fremdem Wein,
Dem fallen ſtets Toaſte ein.

Nicht ſchreck' den Sterblichen die räthſelhafte Brücke,
Es bleiben hinter ihm nur Sterbende zurücke.

Wir ſaßen ſo fröhlich beiſammen,
Und hatten einander ſo lieb,
Und hätten uns ſicher erwürget
Wenn Eines beim Andern verblieb.

Ein Hoch dem Wein, er bleibt der Luft Entflammer,
Doch niederträchtig iſt der Katzenjammer.

Was ſind das für glückliche Leute, die glauben
Nun kämen im Flug' die gebratenen Tauben.

Die Zinkeniſten blaſen
Vom Thurm das neue Jahr,
Was ſtreckt Ihr ſo die Naſen?
Bleibt Alles wie es war.

Willſt künftig Ruhe vor Gehäß'gen haben,
So laß dich noch im alten Jahr begraben.

Welch Herzen und Küſſen beim Zechgelag',
Als wären von Lieb' ſie beſeſſen,
Wie ſchade nur, daß ſie am nächſten Tag
Auf Alles ſchon wieder vergeſſen.

Sie glauben es ſei brüderlich,
Indeſſen iſt's blos lüderlich.

Zertheilt nach Jahren, Monden, Tagen
Die Zeit, die nur der Herr bemißt,
Doch glaubt, sie wird zu jeder Frist
Den Geier um die Menschen fragen.

Ob nicht so mancher meint sie spaßen,
Den sie für Nichtsthun leben lassen.

„Sylvesterwind und warme Sonn'
Wirft jede Hoffnung in den Bronn,"
Ich glaube ohne Wind und Schein
Wird auch nicht viel zu hoffen sein.

Die Jugend lebt dem Augenblick,
In dem besteht das ganze Glück,
Wie ihr Gesichtskreis sich erweitert,
Ist Schifflein „Frohsinn" auch gescheitert.

Nun laß' uns Freund, die Gläser leeren,
Für alle Zeiten: Du und du!
Und sagst du künftig mir nicht zu,
So kannst du dich zum Teufel scheeren.

Thu'n sich des Jahres Schranken auf,
So kommen Zöllner gleich zu Hauf.

Was erſt noch Zierde war dem Haus,
Als Kehricht fegt's die Zeit hinaus.

Sie kamen mit leeren Köpfen
Zu vollen Gläſern her,
Und geh'n mit vollen Köpfen
Sobald die Gläſer leer,
Was willſt du von leeren Köpfen
Und vollen Gläſern mehr?

Ich frag: Wozu ein neues Jahr,
Wenn's ſo iſt wie das alte war.

Es bricht das Glas ganz unverhofft,
In dem der Wein noch blinkt,
Und dennoch überdauert's oft
Noch den, der aus ihm trinkt.

Sie meiden ſich das ganze Jahr,
Nun treffen ſie beim Schmaus zuſammen,
Und ſteh'n in hellen Freundſchaftsflammen,
Das iſt doch wahrlich wunderbar!

Wollt Ihr, wie's recht, zuſammenſtoßen,
So muß es gleich der Glocke klingen,
Doch ſei kein Wein dabei vergoſſen,
Doch ſoll kein Glas dabei zerſpringen.

Es weiß die Noth von keiner Friſt,
Nur daß ſie war, nur daß ſie iſt.

Wozu die große Sorg' und Eile,
Da Alles, was dir wird zu Theile,
Dein eigen iſt ſo kurze Weile?

Wir trinken, weil dahin
Ein Jahr,
Und thun's, weil im Beginn
Ein Jahr,
Doch wenn auch nicht zu End'
Ein Jahr,
Und im Beginn nicht ſtänd'
Ein Jahr,
Wär's mit dem Trinken erſt
Nicht gar.

Wenn Mancher Rechnung mit ſich machte,
Ob er wohl auch ſo fröhlich lachte?

Sobald nur die Geige, die munt're erſchallt,
So gibt es für ſie nur ein Müſſen,
Denn wie auch ihr Buſen noch ebbet und wallt,
Sie leben nur mehr in den Füßen.

Nur walzen, ihr Kinder,
Das flieget, Juhei!
Da capo! Geſchwinder,
Freund Hain iſt dabei!

Die hätten die größte Luſt am Fliegen,
Die fühlen, daß ihre Kräfte verſiegen.

Wie Engel ſind ſie anzuſeh'n,
Welch anmuthvolles Dreh'n und Wenden,
Wenn nur nicht beim Nachhauſegeh'n
Auch wieder ihre Fitt'che ſchwänden.

Du bauſt ein Haus ſo ſorgſam ſchier
Als wär's zu ew'ger Raſt,
Und doch wie bald, ſo iſt ſtatt dir
Ein And'rer dort zu Gaſt.

Wie ſich das Bier verhält zum Wein
Das lehrt ein Spruch, den merk' dir fein:
„Beim Wein träum' ich von Engelein,
Beim Bier fall'n mir die Schulden ein."

Wie grob iſt Herr Sylveſter doch,
Erſcheint er gleich als Gaſt im Haus,
Kaum bringſt du ihm ein Lebehoch,
So wirft er dich zur Thür' hinaus.

Das Leben wird ein Maskenball
Mit gutem Grund genannt,
Weil Mancher ob des Schein's von all
Den Anderen wird verkannt.

Die Schwäche iſt, das merke,
Oft Maske nur der Stärke.

Wenn nur das Sterben nicht verbände
Des Scheidens Pein,
In's Todtſein ſelber, glaub' ich, fänd
Man ſich hinein.

Und klaffte ein Köter das ganze Jahr,
Er blieb' doch ein Köter allimmerdar.

Wie groß dein Glück, und wär' es überſchwenglich,
So iſt's doch für die Länge unzulänglich.

Kaum liegt im Sarg das alte Jahr
So ſitzt auch ſchon Hanswurſt darauf,
Und ſpielt dem jungen Januar
Die erſten Walzer luſtig auf.

So ſei ein Hoch nun dargebracht
Der heutigen Sylveſternacht,
Vielleicht, daß wir auf ird'ſcher Bahn
Mit ihm den letzten Gruß entboten;
Dieß Glas, Ihr Freunde, ſtoßet an,
Gilt den Lebend'gen und den Todten!

Beachtenswerthe Verlags-Unternehmungen

der Universitäts-Buchdruckerei L. C. Zamarski (vormals J. P. Sollinger) in Wien:

Alle 6 Wochen vorläufig erscheint 1 Heft mit 16—20 Seiten Text und 4 großen Bildern.

Die Gegenwart

in Wort und Bild.

Preis eines jeden Heftes in Wien 15 kr. — Mit freier Postversendung 20 kr. C. M.

Ein Jahrbuch der Ereignisse, Bestrebungen und Fortschritte im Völkerleben und im Gebiete der Wissenschaften, Künste und Gewerbe.

Von diesem Unternehmen, das die Beachtung jedes Gebildeten im hohen Grade verdient, sind nunmehr neun Hefte ausgegeben worden. Der Preis ist außerordentlich billig, die Ausstattung brillant, der Text aus gewandter Feder, belehrend und unterhaltend. Die erschienenen Hefte enthalten: einen großen detaillirten Plan der Belagerung von Sebastopol in der Vogelperspective gezeichnet; die Schlacht bei Inkerman; die Portraits der Feldherren in der Krimm; die Portraits der Kaiser Alexander II., Napoleon III.; der Staatsmänner Freih. Bruck, Graf Buol; der Generale Pelissier, Espartero; die Ansichten von Kronstadt und Sweaborg; Karten der Krim und von Rußland u. s. w.

Alle wichtigen Ereignisse und Erscheinungen im Gebiete der Tagesgeschichte sowohl, wie in Wissenschaft, Kunst und Industrie sind in obigem Unternehmen vertreten. Belehrung mit Unterhaltung zu verbinden, von dem Neuen das Neueste und dem Guten das Beste zu bringen, ist Grundsatz dieses Jahrbuches.

Jurende's illustrirter

Vaterländischer Pilger für 1856.

Jurende's illustrirter vaterländischer Pilger, welcher sich seit nahezu einem halben Jahrhundert in der Gunst des Publikums zu erhalten gewußt hat, ist soeben pro 1856 erschienen. Unter einer tüchtigen Redaction hat dieß beliebte Volksbuch einen neuen Aufschwung genommen, wofür der vorliegende Band den vollgiltigsten Beweis liefert. An Reichhaltigkeit übertrifft derselbe alle ähnlichen Unternehmungen, da er nicht weniger als einen 300 verschiedene Aufsätze aus der Natur- und Völkerkunde, der Zeit- und Staatengeschichte, der Landwirthschaft, Industrie und Cultur, dann an Erzählungen, Novellen und Gedichten enthält. Der beigegebene Geschäftskalender kann, was die Tabellen über Münz-, Maß-, Gewichts-, Agio-, Interessen-, Stempel-, Post-, Telegraphen- und Eisenbahnwesen betrifft, vollständig genannt werden. Dieses wirklich höchst gediegene und populäre Unternehmen hat durch schöne Ausstattung und Beigabe einer Menge schöner Holzschnitte und einer großen Ansicht von Linz in Stahlstich, bei dem seitherigen billigen Preis von nur 1 fl. 30 kr., Anspruch auf die lebhafteste Theilnahme.

DICTIONNAIRE

de la

causerie française à l'usage des Allemands.

Deutsch-französisches Nachschlagebuch

der nahezu 10,000 bisher selbst in dem vollständigsten Wörterbuche (Abbé Mozin, letzte Ausgabe) übergangenen, in täglicher sowohl als vitziger Redeweise jeden Augenblick vorkommenden Ausdrücke, nach den besten, sowohl classischen als modernen französischen Schriftstellern.

Dieses Werk ist ein wesentliches Supplement zu allen seither erschienenen französischen Wörterbüchern. Mit Hilfe dieses Buches wird endlich jeder Deutsche sich jener echt national-französischen Wendungen bedienen können, von denen man bisher mit Recht sagte, dass sie nur durch vieljährigen Aufenthalt in Frankreich und namentlich in Paris erlernt werden können, weil bisher kein Buch alle die Schlagworte aufgefasst hat, denen in gewisser Gruppirung derselbe Gefühlsimpuls zu Grunde liegt.

Um dieses anerkannt vortreffliche Werk auch in Schulen, Pensionaten und Instituten einzuführen, hat sich die obige Verlagshandlung zu einer Ausgabe in Lieferungen mit einem **Pränumerationspreise von 5 fl. für das ganze Werk** entschlossen. Das Werk erscheint in 4°, auf schönem Papier, enthält 10 Lieferungen à 4 Bogen und wird bis längstens Ende 1855 beendet sein, worauf ein höherer **Ladenpreis** eintreten wird.

Einladung zur Subscription

auf das

Nationalwerk:

Der

große österreichische Hausschatz.

Unter den litterarischen Unternehmungen der Gegenwart können jetzt nur mehr diejenigen auf allgemeine Anerkennung rechnen, welche das große Losungswort der Zeit: **Praktische Volksbildung** an der Stirn tragen. Der **große österr. Hausschatz** wird ein solches Unternehmen sein, das sich die Aufgabe gestellt hat, Alles was dem österr. Staatsbürger nur immer wissenswürdig erscheinen kann, nicht etwa in ungenügenden Bruchstücken, sondern in gründlichen, gediegenen, von den besten inländischen Schriftstellern verfaßten Werken zu unglaublich niedrigen Preisen darzubieten.

Von dem Grundsatz ausgehend, daß die Kenntniß der vaterländischen Gesetze das Erste und Hauptsächlichste ist, was dem österr. Staatsbürger wissenswürdig erscheinen sollte, beginnen wir unseren „Hausschatz" mit einem

„Stadt- und Land-Advocat"

nach den neuesten gesetzlichen Vorschriften.

Ein praktisches Handbuch für alle Stände des österr. Kaiserstaates, enthaltend eine gründliche, mit beinahe 500 Beispielen und Formularen versehene **Belehrung zur Selbstverfassung** der in Geschäften aller Art vorkommenden Verträge und Urkunden, auch zur **Selbstvertretung** vor allen Staats- und Gemeindebehörden in den sich so vielfältig ergebenden Angelegenheiten, zusammengestellt aus den von mehreren praktischen Herren Beamten gelieferten Beiträgen durch die Rechtsgelehrten:

Doctoren Werner und J. F. Schopf.

Dies Handbuch liefert weit mehr als alle bisher erschienenen dieser Art, und zeichnet sich besonders durch seinen außerordentlich billigen Preis aus, indem es

☞ in drei Lieferungen, jede 9 compreß aber doch deutlich gedruckte Bogen (in groß Octav) stark, zu dem Preis von 24 kr. C. M. erscheint und vollständig also nur fl. 1 . 12 kr. kostet.

Dieser äußerst billige Preis wird aber nur den geehrten Herren Subscribenten des „Hausschatzes," welche sich vorläufig zur Abnahme dieser ersten drei Lieferungen à 24 kr. C. M. verbindlich machen, eingeräumt. Der bereits eingetretene Ladenpreis für den „Stadt- und Land-Advocaten" beträgt fl. 1 . 20 kr.

Die ferneren Abtheilungen des österreichischen Hausschatzes, welche in monatlichen Lieferungen, jede immer 8—9 Bogen stark à 24 kr., erscheinen, werden enthalten:

1. Der österr. Kaiserstaat. (Geographisch, statistisch, topographisch mit Ortslexiken. 2. Die Geschichte des österr. Kaiserstaates. 3. Die Lebensbeschreibungen der hervorragendsten Männer, welche sich um den österr. Kaiserstaat verdient gemacht haben. 4. Die Schriftsteller und Dichter Oesterreichs mit Proben aus ihren Werken von den ältesten bis auf die neueste Zeit. 5. Die österr. Industrie und das Gewerbewesen. 6. Die Communicationsmittel der österr. Monarchie (eine Geschichte und actenmäßige Beschreibung aller Dampfschifffahrt-, Eisenbahn- und anderer Gesellschaften, Post- und Telegraphenwesen) — u. s. w.

Die eben genannten und nach Erforderniß auch noch andere Werke populären, allgemein ansprechenden Inhalts werden nach und nach in unsern österr. Hausschatz aufgenommen. Die tüchtigsten literarischen Kräfte sind für unser Unternehmen gewonnen, und in einem ausführlichen Programm werden wir noch im Herbst dieses Jahres den ganzen Plan und alle Namen unserer Herren Mitarbeiter zur allgemeinen Kenntniß bringen.

Vorläufig richten wir diese ergebene **Ansprache und Bitte** an die Völker des österr. Kaiserstaates, unser gewiß zeitgemäßes und praktisches Unternehmen, von welchem die ersten drei Lieferungen à 24 kr. bereits erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben sind, durch recht zahlreiche Subscription fördern zu wollen.

Die Verlagshandlung der Universitäts-Buchdruckerei

von **L. C. Zamarski** in Wien,

Landstrassen Nr. 180 (vormals J. P. Sollinger).

Von Seidlitz

Druck von C. Schaarschmidt, Universitäts-Buchdruckerei
(vormals J. F. Bollinger).

Neue Gedichte

von

Johann Nep. Vogl.

Neue

Gedichte,

Epigrammatisches und Sprüchliches.

93. Von 3757.

Johann Nep. Vogl
(Dr.)

BIBL.
VNIVERS.
LIPS

Leipzig.
Verlag von Christian Ernst Kollmann.
1856.

Inhalt.

	Seite
Mein Herz	1
Die Frühlingslüfte wehen	3
Wo die Frühlingslüfte schweifen	4
Pfingsten	5
Beim Maitrank	6
Aus einem Tannenwald.	
Im Tannenwald	9
Tannendüfter	12
Ein Sternlein über'm Walde glänzt	14
Irrgang	15
Auflug	16
Waldnebel	17
Du glaubst ich sei allein	18
Tannennacht	20
Tannenwache	21
Waldfantasma	23
Auf öden Wegen	25
Auf dem Moose	27
Waldrast	28
Schlüßliche Besorgnis	31
Wandrer und Rose	32
Auf ein Grashälmchen	34
Im Korn.	
O selig zu schweifen	37
Lämmchen im Korn	39
Lerchenflug	41

Seite

Kapuzinerblümchen 42
Gemüthsruhe 44
Abendlandschaft 45
Mückentanz 47
Liebeserwachen 49
Im Regen 51
Genug 54
Ich möchte sterben, wie das Vöglein stirbt 56
Am Sprudel zu Karlsbad 57
Narrsicht 62
Dichtermomente 64
Wozu ein Lied 65
Der wohlbestellte Freier 66
Käthchen 69
Im Ungewitter.
Ode 71
Obermais in Tirol 77
Dem Rechenkünstler Zacharias Dase in das Album . . 78
Der Tannenbaum 80
Rast vom Vaterland 82
Das Königskind in der Fremde 84
Besang 85
Table-moving 87
Serbisches Hochzeitslied 89
Nächtlicher Gruß 90
Thal ab 91
Vorläufen 92
Liebeszauber 93
Ständchen 94
Nachtfahrt 95
Abendwolke 97
Im Fischerhause 99
Späterer Frühling. I—II. 101. 102
Ich bin allein 103
Einsam, verlassen sein 104

Seite

Erdentreiben 106
Ich träume 108
Du weißt es nicht 109
Der Kahlenbergermönch 110
Rothe Blätter. I—VI. . . . . 112—117
Reisemomente aus dem böhmischen Riesengebirge.
I. Auf der Schneekoppe 118
II. Im Höllenthal 119
III. Aberbach 120
IV. In der Wiesenbaude 121
V. Auf der Geiersgucke 123
VI. Rübezahls Lustgarten 125
Jägerlied 126
Im Herbst 128
Am Fenster 129
Das letzte Blatt 130
Der sterbende Wald. I—III. . . . . 132—134
Ermuthigung 135
Ich komme nach 136
Erster Schnee 138
Winter. I. II. 139. 140
Waldlieder im Winter. I—XIII. . . . . 141—162
Das versunkene Schloß 163
Weihnachtlieder. I. II. . . . . 165—168
Epigrammatisches und Sprüchliches . . . . . 169—194

Mein Herz.

Mein Herz iſt die Lerche,
Die ſingend entſchwebt
Dem engenden Pferche,
Von Wonne durchbebt.

Mein Herz iſt die Weide
Zum Bächlein geneigt,
Es trauert im Leide —
Es trauert und ſchweigt.

Mein Herz iſt die Wolke,
Die weinend entflieht,
Entweichend dem Volke,
Das Nied'res nur ſieht.

Mein Herz iſt die Blume,
Die, heimlich erfreut,
Dem Schöpfer zum Ruhme
Die Düfte verſtreut.

Mein Herz iſt die Rebe,
Von Feuer durchglüht,
Daß d'ran ſich erhebe
Ein treues Gemüth.

Mein Herz iſt die Flamme
Zum Himmel gekehrt,
Die nährend als Amme
Sich ſelber verzehrt.

Die Frühlingslüfte wehen.

Die Zacke schmilzt, es träuft vom Dach,
Lebendig wird der Mühlenbach,
Wie braus't er unversehen!
Es flüstert wie ein Liebeswort
Mit leisem Ton von Ort zu Ort,
Die Frühlingslüfte wehen.

Wie wird mein Herz so weit, so weit,
Es fühlt in trunkner Seeligkeit:
Die Frühlingslüfte wehen.
Die Nacht verblaßt, die mich umflicht,
Und eine heil'ge Ahnung spricht
Von einst'gem Auferstehen.

O Auge, das in Schmerzensdrang,
Umsonst nach einer Thräne rang,
Du wirst den Gruß verstehen.
Ein Naß an deiner Wimper hängt
Das sagt: die Rinde ist gesprengt,
Die Frühlingslüfte wehen!

Wo die Frühlingslüfte schweifen.

Wo die Frühlingslüfte schweifen,
Flieht der Tod,
All' die Wangen, die sie streifen,
Werden roth.

Jedes Aestchen, das sie beugen,
Bebt in Lust,
Nimmer mag das Vöglein schweigen
Lenzbewußt.

Freudig springen Bach und Quelle
Vom Gestein,
Bald in Grün und Sonnenhelle
Prangt der Hain.

Drum ihr Herzen, Thüren, Laden,
Auf im Nu!
Daß ja Keines, sich zum Schaden,
Bleibe zu!

Pfingsten.

Gekommen iſt das Feſt, o heil'ger Geiſt,
Das Chriſt und Jude feiern, Dir zu Ehren,
O möchteſt Du doch einmal zu uns kehren,
Daß Deine Segnungen die Erde preiſ't.

So viel des Wirrſals gibt es, und der Noth,
Aus denen wir uns nimmermehr entringen,
Doch trägſt Du uns empor auf deinen Schwingen,
Erglänzt uns bald ein neues Morgenroth.

In Feuerzungen thu' Dich wieder kund,
Wie Du Dich kund gethan in alten Zeiten,
Gleich den Apoſteln ſieh bereit zum Streiten
Auch uns für Dich, die Wahrheit nur im Mund.

Zur Feuertaufe neigen wir das Haupt,
Laß' Deine Flammenzungen niederlodern,
Denn was von Kraft an uns auch mußt' vermodern,
Der kräft'ge Wille ward uns nicht geraubt.

Beim Maitrank.

Waldmeisterlein,
Waldmeisterlein,
Du würzig duft'ges
Kräutelein,
Wie blühest Du
So zart und fein,
Im Buchenhag,
Am Wiesenrain,
Waldmeisterlein,
Waldmeisterlein!

Waldmeisterlein,
Waldmeisterlein,
Es ist so heißer
Sonnenschein,

Kein Regen fällt
Auf Strauch und Stein,
O weh, was schafft
Der Durst für Pein,
Waldmeisterlein,
Waldmeisterlein!

Waldmeisterlein,
Waldmeisterlein,
Zum Saft der Traube
Goldig rein,
O gib den Duft
Vom Buchenhain,
Und sprich, was gleicht
Wohl dem Verein,
Waldmeisterlein,
Waldmeisterlein?

Waldmeisterlein,
Waldmeisterlein,
Nur in die Schale
Frisch hinein,

Zum Nektar mach'
Für uns den Wein
Dann sollst Du hoch
Gepriesen sein,
Waldmeisterlein,
Waldmeisterlein!

Waldmeisterlein,
Waldmeisterlein,
Du würzig duft'ges
Kräutelein,
Am Donaustrand
So wie am Rhein,
Ist Maienlust
Bei dir allein,
Waldmeisterlein,
Waldmeisterlein!

Aus einem Tannenwald.

Im Tannenwald.

Wie ſo ſchlank
Frei und frank
Rings die Stämme ragen,
Habe d'ran
Grüner Tann
Freudiges Behagen.

Schaft an Schaft,
Friſche Kraft,
Kühn emporgeſchoſſen,
Steht ihr da,
Fern und nah'
Rieſ'ge Waldgenoſſen.

Junger Stolz,
Morſches Holz,
Uepp'ger Trieb dazwiſchen,
Eines ſchwellt,
And'res fällt,
Gönnend Raum dem Friſchen.

Rings hindurch
Furch' an Furch',
Spielend Lichtgefunkel,
Flücht'ger Glanz
Schweift im Tanz
Durch das Tannendunkel.

Froh und ſchnell
Springt der Quell
Fort mit flücht'gen Grüßen,
Moos und Kraut
Kühlbethaut
Duften mir zu Füßen.

Tief hinein
In's Geſtein

Zott'ge Fasern hängen,
Während schräg
In den Weg
Sich mir Wurzeln drängen.

Schau, wie hoch
Wölbt sich doch
Wipfelgrün zur Halle,
D'rinn den Herrn
Vöglein gern
Preis't mit lautem Schalle.

Seh' ich, Tann,
So dich an,
Möcht' beinah' ich sagen:
Scheinst ein Dom,
Den gar fromm
Goth'sche Säulen tragen.

Tannenduft.

O Tannenduft, wie lieb' ich dich,
Verhüllst du mir die Welt,
Welch' hold' Erquicken kommt auf mich
Von deinem duft'gen Zelt.

Der Sonne Feuerpfeil zerbricht
An deinem grünen Schild,
Du sänftigest so Schall als Licht,
Und machst sie beide mild.

Und so wie diese sänftigst du
Auch immerdar den Schmerz,
Und wiegst auf's Neu' in süße Ruh'
Das arme Menschenherz.

Nur stille Freude ist allein
Zu Haus' in dir, o Tann,
Der Guckguck und Eichhörnchen klein,
Der muntre Waldkumpan.

Doch ſcheuchſt die laute Luſt du fort
Aus deinem ſtillen Raum,
Der gern der Liebe treuer Hort
Für ihren flücht'gen Traum.

Darum wohl auch dein Zauber mich
Gebannt wie keiner hält,
O Waldesdüfter wie lieb' ich dich
Wenn du mir hüllſt die Welt.

Ein Sternlein über'm Walde glänzt.

Ein Sternlein über'm Walde glänzt
Der ſchwarz das nächt'ge Thal begrenzt,
Das Sternlein glänzt ſo hell,
Doch keinen Laut das Ohr erlauſcht,
Mit immer gleichem Schall nur rauſcht
In finſt'rer Schlucht der Quell.

Jetzt dringet durch's Gezweige dicht
Zum Tann hinein ſein flimmernd Licht,
Sein flimmernd Licht ſo ſcheu,
Da plötzlich blinkt aus dunkler Flut
Ein Stern zurück voll heller Glut;
Nun ſind es ihrer Zwei.

Irrgang.

Vom Wege bin ich abgekommen,
Und weiß nun weder ein noch aus,
Wohl möchte jetzt ein Steig mir frommen,
Der führte aus dem Wald hinaus.

Nur Tannennacht und Grabesschweigen,
Nur feuchtes Moos und Felsgestein,
Doch grüßt mich Ruh aus allen Zweigen,
Ich kann nicht irr' gegangen sein!

Anfang.

Kleines Tannchen, dessen Gipfel
Noch die Geis benagt,
Schau'st so sehnend nach dem Wipfel
Der zum Himmel ragt.

Möchtest wohl das Haupt erheben
All den Andern gleich,
Dicht von Zweigen rings umgeben
Und an Farren*) reich.

Siehst, von süßem Wahn befangen,
Nichts als Licht und Duft,
Denkst nur, wie so schön, zu prangen
Ueber Strauch und Kluft.

Doch du denkst nicht, daß erliege
Alles, Schritt um Schritt,
Und nur bloß den Zahn der Ziege
Einst das Beil vertritt.

---

*) Farren: Tannenzapfen.

Waldnacht.

Die Wälder dampfen rings umher,
In Rauch die Tannenwipfel steh'n,
Wie Riffe, die umwogt ein Meer,
Sind fast die Spitzen anzuseh'n.

So um die Seele schmerzlich mir
Als Schleier sich die Trauer schlingt,
Aus dem, wie Wipfel, dort und hier
Hervor ein süß' Erinnern dringt.

O hülle mir auch diese ein,
Du Flor, den nie zerreißt ein Wind,
Daß Alles mög' begraben sein,
Wie jetzt es dort die Tannen sind.

Du glaubst ich sei allein.

Du glaubst, ich sei im Wald allein?
O nein, o nein!
Denn mit der Zweige Schwanken
Da kommen die Gedanken
Auch schon zu mir herein.

Du glaubst, ich sei im Wald allein?
O nein, o nein!
Schon wandelt die Driade
Auf stillem Waldespfade,
Mit Laub geschmückt herein.

Du glaubst, ich sei im Wald allein?
O nein, o nein!
Da sieh' auf gold'nen Rossen
Von Gaukelglanz umflossen
Kommt Fantasus herein.

Du glaubſt, ich ſei im Wald allein?
O nein, o nein!
Schon fliegt ein Heer von Träumen,
Aus Sträuchen und aus Bäumen,
Zu mir auf's Moos herein.

Du glaubſt, ich ſei im Wald allein?
O nein, o nein!
Denn ſüßen Wohllaut bringen
Mit Zwitſchern und mit Singen
Die Vöglein mir herein.

Du glaubſt, ich ſei im Wald allein?
O nein, o nein!
Denn mählig ſenkt der Frieden,
Der lang von mir geſchieden,
Sich mir in's Herz hinein.

Du glaubſt, ich ſei im Wald allein?
O nein, o nein!
Denn mit des Tann's Geflüſter
Kommt auch der Herr in's Düſter,
Und läßt mich nicht allein!

Tannennacht.

Es iſt die Nacht im Tann zu Haus,
Im Tann bei Moos und Stein,
Dort breitet ſie den Mantel aus
Beim hellſten Sonnenſchein.

Die Zweige ſchwanken ſchlaff und ſchwer,
Die Wipfel nicken all',
Wie iſt der weite Raum ſo leer
Und ohne Klang und Schall.

Das munt're Vöglein ſchweigt und lauſcht
Hinab zu Wald und Steig,
Das Bächlein ſelbſt wie ſchläfrig rauſcht
Durch hängendes Gezweig.

Nur läſſig aus den Händen fällt
Die Farre einem Baum,
Wenn fern der Hund des Jägers bellt
Und ihn erſchreckt im Traum.

Tannenmarſch.

Ihr Tannen ſeid die ſchwarze Garde
Die nie auf Gnade ſich ergiebt,
Und, aufgepflanzt die Hellebarde,
Die Pflicht des treuen Wächters übt.

D'rum ſieht man eure Lanzenſpitzen
Noch ragen in die Nacht hinein,
Und ſieht im Morgengold ſie blitzen,
Sobald erglänzt der Sonne Schein.

Und kommt der Sturm mit ſeinem Toben,
Des Waſſers feſſelloſe Kraft,
So ſteht ihr, hoch den Speer erhoben,
Und wehrt dem Feind mit eurem Schaft.

Das nenn' ich pflichtgetreue Wächter,
Die ſo auf ihren Warthen ſteh'n,
Und niemals läſſiger und ſchlechter
Den altgewohnten Dienſt verſeh'n.

O blicket nicht so trotzig nieder!
Ich fürchte eure Speere nicht,
Und weiß zu wohl, daß heit're Lieder
Auch euch erhellen das Gesicht.

D'rum, komm' ich singend angeschritten,
Was gilt's? ihr zieht die Spieße ein,
Und laßt den Sänger, unbestritten,
In euer grünes Schloß hinein.

Waldfantasma.

Zwei Sonnenſtrahlen laufen
Einander nach im Wald,
So wie zwei flinke Wieſeln
Hinſchießen ohne Halt.
Das geht die Kreuz und Quere
Durch's Tannicht wie der Blitz,
Da ſteht kein Stamm im Wege,
Da iſt zu ſchmal kein Ritz;
Es flüchtet Eins vor'm Andern
Beinah' zu gleicher Friſt,
D'rum weiß man nicht, wer Flüchtling
Und wer Verfolger iſt.
So jagt ſich's hin mit Necken.
Und gönnt ſich keine Ruh',
Die Bäume ſchau'n verwundert
Dem närr'ſchen Treiben zu.
Doch luſt'ger ſtets und wilder
Geſtaltet ſich ihr Spiel,
Und weiß von keiner Grenze
Und weiß von keinem Ziel.

Wie das nur tollt und gaukelt
Ha, welch ein Springen! Hupp,
Iſt's über Strunk und Kloben,
Und über Stein und Strupp.
Nun klettern ſie am Baume
Eichhörnchen gleich hinan,
Und ringeln ſich wie Schlangen
Darauf im tiefſten Tann.
Jetzt ſtürzen ſie zur Erde
Mit ſcherzendem Gekoſ',
Und kugeln ſich kopfüber
Muthwillig hin im Moos.
Da trübet eine Wolke
Das Mutteraug' ſo klar,
Und ſieh', die Sonnenkinder
Sind fort, für immerdar.

Auf öden Wegen.

Ich geh' auf öden Bahnen
Im finstern Wald allein,
Nur harz'ge Tannen rauschen,
Und früh're Felsen tauschen
Mit später'n ihr Gestein.

Ein Bächlein mir zur Seiten
Durchschlängelt das Gehег',
Und ob den Wipfeln fliehen
Die Wolken hin, und ziehen
Mit mir denselben Weg.

Ihr flüchtigen Genossen,
Ihr wandert wohl noch weit,
So nehmt denn meine Grüße
Hin über Berg' und Flüsse
Mit euch noch als Geleit.

Sie ſeien an Jedweden,
Der einſam geht, geſchickt,
Sie ſei'n an jede Roſe,
Die ſehend aus dem Mooſe
Nach einem Fernen blickt.

Auf dem Moose.

Auf weichem Moose hingestreckt
Von Waldesschatten überdeckt,
Wie lösen da sich alle Schmerzen,
Mir ist, o daß kein Traum mich neckt,
Ich läg' an einem theuren Herzen.

Ja ja, ich spüre seinen Schlag
Herauf durch's Moos, mit dem der Hag
Es zart umhüllt, ich fühl' es beben;
Denn, wie sich's auch gestalten mag,
Zerfließt in Eins doch alles Leben.

O wär' mir's doch vergönnt, daß ich
Mich schmiegen könnte sanft an dich,
Wenn sie mir Ruh' und Trost verwehren,
Denn Alles läßt wohl leichter sich
Als wie ein Mutterherz entbehren.

Waldrast.

Wald und Kluft
Wie ſo ſtumm.
Harz'ger Duft
Rings herum.

Feucht und kühl
Schwellt das Moos,
Bauſcht zum Pfühl
Dir ſich groß.

Nah' dabei,
Wie ſo hell,
Friſch und frei
Springt der Quell —

Sprudelt fort,
Sich zum Weh',
„Grüner Hort,
Nun Ade!"

Doch es bleibt'
Wie zuvor,
Neues treibt
Frisch empor.

Ringsum rauscht
Blätterwucht,
Unbelauscht
Reift die Frucht.

Blum' und Kraut,
Tann und Stein,
Winken traut:
Komm' herein!

Schatten streut
Jeder Baum,
Jeder beut
Gold'nen Traum.

Und, o ſchaut!
Im Geäſt
Amſel bau't
Sich ihr Neſt.

Singet froh:
„Zweifler Du,
Weißt nun wo
Luſt und Ruh'?“

Erklärliche Besorgniß.

Ich bin so lang' im Wald gelegen,
Bei Grün und Duft und würz'gem Hauch,
Daß ich mich fast nun selber halte
Für einen frischergrünten Strauch.

Verdammt, wenn so ein Thier jetzt käme,
Von gleichem Aberwitz durchzuckt,
Und mich, verlockt durch meine Grüne,
Auffräße, als ein Waldprodukt.

Wandrer und Rose.

Wie blühst du, Rose, reich an Zier
Im Garten,
Es scheint die Sorgfalt deiner hier
Zu warten.

Wie prangst du in so junger Pracht
Und Fülle,
Und sprengtest, kaum zum Sein erwacht,
Die Hülle.

Doch überragst du, dir zum Ruhm,
Die Schwestern,
So wagt doch keine, dich darum
Zu lästern.

Ich aber darf dich pflücken nicht,
O Rose,
Darum verhülle dich nur dicht
Im Moose.

Ich brech' den Dorn nur vom Gehег',
Den herben,
Du würdeſt auf dem weiten Weg
Verderben.

So faß' ich denn auf's Neu' den Stab
Und ſcheide,
Muß lang' noch wandern auf und ab,
Zum Leide.

Beglückt, wer dich vom Strauche bricht
Indeſſen,
Der ferne Wandrer wird dich nicht
Vergeſſen.

Auf ein Grashälmchen.

O Hälmchen klein,
Am öden Rain
Entkeimt dem Mutterschooß,
Wie scheinst du mir
Voll selt'ner Zier,
Und wunderbar und groß.

Wie bist du hold,
Wenn Morgengold
Dein junges Sein erfreu't,
Wie fein, o Gras,
Das Schattchen, das
Dein niedlich Leibchen streut.

Wie iſt ſo ſchlank
Dein Hälschen blank,
Wie friſch dein Farbenton,
Wohl ſchöner kaum
Entragt der Baum
Dem heil'gen Libanon.

Wie neigſt du ſanft
Zum Wieſenrauſt
Dich hin im Abendwind,
Und ſchwankſt ſo weich
Und anmuthsreich,
Der Scholle ärmſtes Kind.

Kein Auge blickt
Nach dir, dich pflückt
Zum Strauß ſich keine Hand,
Verachtend tritt
Im flücht'gen Schritt
Der Fuß dich in den Sand.

Darauf noch mäh't,
Wenn gleich verſchmäht,
Die Sichel dich zum Schluß,

Damit dein Saft
In Lebenskraft
Sich wandle, wie er muß.

Und doch, du Halm,
Lobpreis't kein Pſalm
Den Ew'gen mehr als du,
D'rum dufte nur
Zum Schmuck der Flur,
Und grüne, grüne zu!

Im Korn.

O selig zu schweifen.

O selig zu schweifen
Durch's wogende Korn,
Wenn Weste durchstreifen
Den Hagebutdorn.
Wie säuseln und schwanken
Die Halme, die schlanken,
Wie nicken die schweren
Die grannichten Aehren,
Voll schwellender Körnchen,
Umbartet so kraus,
Wie leuchtet als Sternchen
Kornblümchen heraus.
Welch' reichliche Fülle
In goldener Hülle,
Vom Winde geschaukelt
Von Faltern umgaukelt,
Welch' Flüstern und Neigen
Welch' friedliches Schweigen,

Welch' Wehen und Düften
Die Felder entlang,
Und hoch in den Lüften
In morgichter Lohe
Die Lerche, die frohe,
Mit jubelndem Sang.
So seh' ich nur Segen
Auf allen Gehegen
Entsprießen und reifen
Aus ewigem Born;
O selig zu schweifen
Durch's wogende Korn!

Kämmchen im Korn.

Wie gern ſeh' ich die Felder
Von ſanftem Wind bewegt,
Wenn bald ſich's ſtark und bälder
Sich's ſchwächer drinnen regt.

Wie treibt da ohn' Ermatten
Herr Aeolus ſein Spiel,
Wie jagen Licht und Schatten
Darüber ohne Ziel.

So ſah ich einmal wogen
Das Kornfeld als ein Kind,
Wie ward nur das gebogen
Und neigte ſich dem Wind.

Es kam im weißen Schimmer
Durch's Feld als wie ein Meer,
Und ſchwand und kam doch immer
Auf's Neue wieder her.

„Das ſind die Himmelslämmchen
Mein Kind, die geh'n durch's Korn,
Es iſt, als jägte Flämmchen
Der Wind dahin im Zorn."

„O ſieh, wie weiß die Wieſe,
Wie drängt ſich Schaar auf Schaar,
Doch Keines das ſich ließe
Erſpähen ganz und gar."

„Und was ſie Eile haben,
Und wie ſie zieh'n ſo dicht'."
Die Mutter ſprach's zum Knaben,
Und ich vergaß es nicht.

Und wo die weißen Schimmer
Hinfort ein Feld durchweh'n,
Da ſeh' ich jetzt noch immer
Durch's Korn die Lämmchen geh'n.

Lerchenflug.

Wie selig muß der Lerche sein
Die da entschwebt in Morgenlüften,
Umhauchet von des Feldes Düften
Und angeglänzt vom Sonnenschein.

Vor Freude bebend scheint sich nur
Ihr leichtes Flügelpaar zu regen,
Wie zittert sie dem Licht entgegen,
Vergessend ihrer heim'schen Flur.

Wie wirbelt ihren Jubelsang
Sie aus der nimmermüden Kehle;
So denk' ich eine Dichterseele
Die ihrer Fesseln sich entrang.

Kapuzinerblümchen.

Armes Kapuzinerblümchen
Mit der röthlichen Kapuze
Und dem gelben Zipfelſchwänzchen,
Das dir wie ein Zöpfchen nachhängt,

Haſt nichts von den andern Blumen,
Nicht den Wohlgeruch der Roſe,
Nicht die Arroganz der Tulpe
Die ſo frech Jedweden anſchau't.

Rankeſt folgſam an dem fichern
Fädchen dich hinan, an welchem
Aufgeſponnen dich der Gärtner,
Wie er dieß zu thun dir vorſchreibt.

Wankſt nur läſſig hin und wieder
Mit dem röthlichen Kapuzchen,
Und den blaſſen Scheibenblättern
Die wie Regenſchirme ausſeh'n.

Schelmiſch hat der Mund des Volkes
D'rum benannt dich nach den Klausnern,
Die nur der Beſchauung fröhnten,
Und der Langenweile gleichfalls.

Und ſo führſt du uns vor's Auge
Selbſtgenügliche Beſchränktheit,
Die nichts fordert und nichts bietet,
Und nicht weiß, weshalb ſie da iſt.

Gemüthsruhe.

Wo Ruh' des Gemüthes
Der Himmel verlieh,
Da ſproßt es und blüht es,
Kein Glück ohne ſie,
Dieß Kleinod, o hüt' es,
Du Herz, du erglüthes,
Damit's nicht entflieh'.

O Ruh' des Gemüthes
Verlaſſe mich nie!

Abendlandschaft.

Schon liegt das Thal in tiefer Ruh',
Den Fluß nur hör' ich rauschen,
Es ist, als horcht' ihm Alles zu,
Ein Märchen zu erlauschen.

Die Sonne sank schon längst hinab,
Nur noch die Wolken glänzen,
Mich dünkt, es sei geschmückt ein Grab
Mit frischen Rosenkränzen.

Aus fernen Dörfern steigt der Rauch
In bläulich grauen Kräuseln,
Und duft'ger ist das Waldes Hauch
Und seine Wipfel säuseln.

Der Abendglocke Schall durchweht
Melodisch all' die Räume,
Ich glaub', es flüstern ihr Gebet
Die Sträuche und die Bäume.

O Bild des Friedens, präge tief
Dich mir in das Gedächtniß,
Du bist vom Tag ja, der verlief,
Ein wehmuthvoll Vermächtniß.

Mückentanz.

Wo nur ein Sonnenſtrahl
Tanzen die Mücken,
Brauchen nicht erſt den Saal
Feſtlich zu ſchmücken.
Putzig wie immerdar
Sind ja die Weibchen,
Haben gekämmtes Haar
Schillernde Leibchen.
Tanzen die Kreuz und Quer,
Weben und ſchweifen
Schwirren und ſtreifen
Sonder Ruh
Hin und her,
Und dazu
Machen auf gutes Glück
Männchen die Tanzmuſik,
Summen und ſurren
Brummen und ſchnurren,

Welch ein gewalt'ger Schall,
Welch ein Entzücken,
Sind ſie auch gleich zumal
Morgen vernichtet all,
Kann ſie nur Tanz und Ball
Heute beglücken!

Wo nur ein Sonnenſtrahl
Tanzen die Mücken.

Liebeserwachen.

Wie iſt mir geſchehen?
Nicht find' ich mich d'rein,
Seit ich ihm geſehen
In's Auge hinein.

Möcht' hüpfen und ſpringen,
Wie's Lämmlein voll Scherz,
Und jubeln und ſingen
Und weinen vor Schmerz.

Ich möcht' mich verſtecken
Vor ihm, wie ein Dieb,
Und weit nach ihm ſtrecken
Die Arme voll Lieb'!

Es treibt mich von hinnen,
Ich weiß nicht wohin,
Will ihm nur entrinnen,
Und — denk' nur an ihn.

So muß ich vergehen
In Wonne und Pein,
Seit ich ihm gesehen
In's Auge hinein.

Im Regen.

Wie fallen
Die Tropfen,
Und prallen
Und klopfen
Auf's durſtende Laub,
Wie ſchwanken
Und beben
Die Ranken
Und Reben,
Wie duftet der Staub!

Doch rauſchenden Chores
Erbrauſ't es, erſchallt es,
Im Dickicht des Rohres,
Im Zweigicht des Waldes,
Da ſäuſelt's
Und rieſelt's,
Durch's lautloſe Schweigen,
Da kräuſelt's
Und brieſelt's
In Farren und Zweigen,

Da würzen die Düfte
Mit friſchem Arom,
Der kühlenden Lüfte
Entfeſſelten Strom.

Schon ſpinnet in Flöre
Der Regen gemach
Die Wipfel der Föhre,
Die Erle am Bach,
Und grauer und grauer
In Nebel und Schauer
Zerfließet der Wald,
Mit Stämmen
Und Zweigen,
Mit Kämmen
Und Steigen,
Zur Schattengeſtalt.

Doch kräft'ger
Und voller,
Und beſt'ger,
Und toller

Entſtürzen die hellen
Geſchäftigen Wellen
Dem moos'gen Geſtein,
Und dringen
Und ſpringen
Die Lehnen hinunter,
Und ſchlängeln ſich munter
Durch Anger und Hain

O ſelig
Zu lauſchen,
Wie mählig
Das Rauſchen
Erfriſcht die Natur!
Sei Regen
Geprieſen,
Du Segen
Der Wieſen,
Du Labſal der Flur!

Frag.

Ich ging zum Waldesraum
Vom Abendroth beſchienen,
Und frug den Fichtenbaum:
„Was kannſt denn du?“
„„Nur grünen!““

Sah dort ein Röslein roth
An öden Waldesſchluften,
Von Lebensluſt durchloh't,
„Was kannſt denn du?“
„„Nur duften!““

Ein Bächlein ſprang vorbei,
Das Thal ſchien ihm zu lauſchen,
„Du Bächlein, wild und frei,
Was kannſt denn du?“
„„Nur rauſchen!““

Da blinkte hell ein Stern,
Schon war der Tag im Sinken,
„Du Lichtlein hold und fern,
Was kannſt denn du?"
„„Nur blinken!""

Da hob, umhaucht von Duft,
Ein Vöglein noch die Schwingen,
„Ei, Vöglein in der Luft,
Was kannſt denn du?"
„„Nur ſingen!""

Sieh, da begann im Nu
Mein Inn'res ſich zu lichten,
Ich ſprach: „Genug, wenn du
Auch ſonſt nichts kannſt
Als dichten!"

Ich möchte sterben, wie das Vöglein stirbt.

Ich möchte sterben, wie das Vöglein stirbt,
Das sorgenlos um Lust und Liebe wirbt,
Doch kommt die Zeit vom Erdenraum zu scheiden,
Sich tief verbirgt in's Dunkel dichter Weiden.

Dort träumt es noch von froher Maienzeit,
Von Waldeslust und Sangesherrlichkeit,
Dort zwitschert's noch mit todesmatter Kehle
Bis still verhaucht die kleine Sängerseele.

Ich möchte sterben, wie das Vöglein stirbt,
Verborgen, einsam, wenn das Grillchen zirpt,
In süßem Traum von Rosenmund und Reben,
Und mit dem letzten Liederhauch verschweben.

Am Sprudel zu Karlsbad.

Da ſteh' ich
Am Sprudel
Voll freud'gen
Erſtaunens,
Die Seele
Durchrieſelt
Von Schauern,
Und ſehe,
In niemals
Geſchwächter
Bewegung
Die Welle
Sich heben,
Und fallen,
Und kochen,
Und brauſen,

Und wogen,
Und ſchwellen
In ſteter
Umhüllung
Von Schwaden
Des Dampfes.

O ſchaut nur,
Wie mächtig
Entſteigt es
Der Tiefe!
Im Wechſel
Der Formen,
Bedünkt's mir
Zuweilen,
Als ſei es
Die weiße
Najade
Der Quelle,
Die Schönheit
Der Glieder
Enthebend
Dem Schooße

Der Thetis,
Dann wieder,
Als sei es
Ein grauses
Gebilde,
Ein Dämon
Des Abgrunds,
Der, zürnend
Die Bande
Des Orkus
Zerreißend,
Zum Lichte
Entstrebet.

So wirket
Allmutter,
Ein ew'ges
Geheimniß,
Und spendet
Der Labe
Und Stärkung
In Fülle,
Den Leiden

Befang'nen,
Den Schmerzen
Erfüllten,
Den Kindern
Des Staubes.

O Quelle
Des Segens,
Entſprudle
Auch künftig
Dem weiſer
Geword'nen
Dem beſſer'n
Geſchlechte,
Und ſchenke
Dem ärmſten
Der Menſchen,
Dem Siechen,
Auf's Neue
Das höchſte
Von allen
Den Gütern
Der Erde:

Geſundheit.
Und lehr' ihn
Erkennen
Das Walten
Des Ew'gen,
Des niemals
Erforſchten,
Der Feuer
Und Fluthen,
Die feindlich
Getrennten,
Die ewig
Sich fernen,
Der Menſchheit
Zum Heile,
In Eines
Verſchmilzt.

Karfunkel.

Dem Karfunkel gleich, im Schacht,
Iſt ein großer Schmerz,
Jenen birgt die tiefe Nacht,
Dieſen birgt das Herz.

Wo der Erſte Funken ſprüht,
Gibt kein Mahl dir kund,
Wo der Zweite wühlt und glüht
Das vertraut kein Mund.

Blumen blüh'n ob dem Geſtein
Das den Erſten deckt,
So auch manch' ein äuß'rer Schein
Dir den Schmerz verſteckt.

Jede Quelle wird verſcheucht
Von des Erſten Blitz,
Nimmer wird das Auge feucht
Wo des Zweiten Sitz.

Bald zu Tag durch Hammerſtreich'
Kommt Metall und Erz,
Bergtief, dem Karfunkel gleich,
Bleibt ein großer Schmerz.

Dichterornate.

Du Glücklicher, der du ſie nie gekannt,
Die Stunden, die ein Dichterherz beſchleichen,
Wenn ſeine Götter weichen,
Den, in beſchränktem Wirkungskreis gebannt,
Die geiſtigen Dämonen nicht erreichen.

Der nie der Zweifel Höllenpein gefühlt,
Empfunden nie, daß er im nicht'gen Streben
Vergeudet hab' ſein Leben,
Dem jeder Abend mild die Stirne kühlt,
Und munt're Genien des Tag's umſchweben.

O neide nicht des Muſenſohns Geſchick,
Der jede Gunſt der Götter muß bezahlen
Mit inn'ren Wundenmalen,
Und ungeſehen von der Menge Blick,
So oftmals ringt in ungekannten Qualen

Was ein Lied?

Es gleicht das Lied dem Frühlingswind
Der dich umkos't so weich und lind,
Zum Windmühldreh'n ist's nicht gemacht,
Drum hat auch sein kein Müller acht.

Es ist das Lied dem Bächlein gleich,
Das sorglos rauscht durch's Waldgesträuch,
Kein Fischlein führt's als leckre Fracht,
Drum hat auch sein kein Fischer acht.

Es gleicht das Lied dem Blümchen auch
Das unbemerkt erblüh't am Strauch,
Hat weder Frucht noch Farbenpracht,
Drum hat auch sein kein Gärtner acht.

Doch hegst du für das Schöne Sinn,
Und nicht für Nutz nur und Gewinn,
So bringt es dir Erquickung lind
Wie Blume, Bach und Frühlingswind.

Der wohlbestellte Freier.

Bin zum Freien nicht zu alt,
Auch nicht häßlich von Gestalt,
Habe schön gekraustes Haar,
Etwas röthlich ist es zwar.

Wohl an Pocken bin ich reich,
Doch man merkt es nicht sogleich,
Eben so, daß schief mein Blick,
Und ein Höcker im Genick.

Wären um das Knie herum
Nicht die Beine etwas krumm,
Müßte sagen Mann und Kind
Daß ich schlank, wie's wen'ge sind.

Doch, wenn gleich der Schönſte nicht
An Geſtalt und an Geſicht,
Bin voraus ich an Verſtand
Wohl den Meiſten hier zu Land.

Denn zur Schul' ward ich geſchickt
Als ich kaum das Licht erblickt,
Doch weil ich ſo fleißig war,
Mehr als einmal nicht im Jahr.

Auch an Gut und Habe fehlt
Mir es nicht auf dieſer Welt,
Und zu preiſen iſt gewiß
Was der Vater hinterließ.

Denn ein Haus, der Schulden bar,
Iſt mein eigen ganz und gar,
Schade iſt's nur, daß allein
D'ran noch fehlen Holz wie Stein.

Habe auch ein hübſch Geräth,
Wie ſich wohl von ſelbſt verſteht,
Einen Meſſerſtiel und dann
Eine Gabel ohne Zahn.

Bei ſo reichlichem Beſitz
Braucht's wohl eben keinen Witz
Um daraus es einzuſehen,
Daß ich könn' auf's Freien gehn.

D'rum ihr Mädchen hold und lind,
Kommt herbei, herbei geſchwind,
Zu entſcheiden ohne Groll
Welche ich beglücken ſoll.

Käthelein.

Noch hör' ich deine Stimme
Im Abenddämmerschein,
Durchwandle ich verlassen
Des Dorfes öde Gassen,
Käthelein.

Mir ist, du müssest springen
Hervor mit flinkem Bein.
So frisch, so froh, lebendig,
Wie ich dich sah beständig,
Käthelein.

Wohl flattert oft ein Dirnchen
Vorbei, so schmuck und fein,
Wie du, die ich erlesen,
Doch bist du's nicht gewesen,
Käthelein.

Mich freut nicht Hof noch Anger
Mir schmeckt nicht Mahl noch Wein,
Soll das so fort bestehen,
So ist's um mich geschehen,
Käthelein.

Dahin mit deinen Scherzen
Sind Lenz als Sonnenschein,
Dahin sind Lust und Lieder,
O bring' o bring' sie wieder,
Käthelein!

Im Ungewitter.

Ode.

Im grauen Nebel
Verdämmern
Die ragenden Zinken
Der Felswand,
Drüberhin steigen
Gewitterträchtig
Die Riesenberge des Himmels,
Rücken und schieben sich,
Krieg'rischen Schaaren gleich,
Näher und näher,
Langsam
Und dräuend.

Welch' Bangen,
Welch' Schweigen
Auf Feld und Wald,
Kein Säuſeln
Im Halme,
Kein Flüſtern
Im Laube,
In Nähe und Ferne
Nur athemloſe
Oede des Grabes.

Jetzt
Zerreißt ein blendender Blitz
Das rollende Gewölke,
Und ſo wie einſt
Beim Mahle Belſazars
Eine Hand,
Dem Himmel entragend,
Die flammenden Worte:
Mene, Thekel, Upharsin,
Geſchrieben,
So ſchreibt er
Im leuchtenden Zickzack

In das Gewölbe des Himmels
Mit riesigen Lettern
Das Wort: Jehova!

Jehova!
Ruft zugleich des Donners
Fernhinschmetternde Stimme,
Jehova
Hallt es zurück
Aus den gähnenden Schachten
Der Berge,
Jehova
Tönt es im Tosen
Des wälderbeugenden Sturmes,
Schallt es
Im Sturz
Des sausenden Wildbach's.

In den Staub
Erdengewürme,
Das, selbstsüchtigen Wahnes,
Ein Gott sich dünkt,
Und doch nur
Niederer Gierde voll!

Der Mahner pocht
Mit ehrner Faust
An die Pforte
Des schlafestauben
Gewissens,
Er ist's
Der da kommt
Auf dem Wagen des Donners,
Auf den Flügeln des Sturmes,
Auf den Schlangen des Blitzes.

Er ist's
Der da kommt,
Aber nicht um zu strafen,
Nicht um zu richten,
Nicht um zu rächen,
Wie die
Dem Olympus
Entstiegenen,
Menschenverderblichen,
Leidenschaftfröhnenden
Götter
Des Cecrops.

Er kommt,
Dem Reuigen
Zu verzeihen,
Den Hoffenden
Zu erſtärken,
Den Gläubigen
Zu erheben.
Er kommt,
Zu ſegnen
Im Flammen des Blitzes,
Zu ſegnen
Im Rollen des Donners,
Zu ſegnen
Im Brauſen der Flut,
Denn er iſt der Gott der Liebe.

Darum
Erkenne,
Bereue,
Und jauchze
O Herz,
In das Rollen
Des Donners

In das Leuchten
Des Blitzes,
In das Rauschen
Des Regens:
Jehova!

Obermais in Tirol.

Sprudelquellen, Weingehänge,
Roſenhecken, Rebengänge,
Wieſenſchmelz und Felſenkluft,
Nied're Hütten, luft'ge Warten,
Alles dies im reichſten Garten
Drüber azurblaue Luft.

Wo nur ſoll das Auge ſchweifen,
Durch den weiten Thalesſtreifen,
Zu der Berge Nebelrand,
Soll's auf Dorf und Anger weilen,
Soll es mit den Wellen eilen
In das ferne Zauberland?

Laß, o laß mich ganz verſchweben
In dein zauberhaftes Weben
Segenſpenderin Natur,
Fand ich doch an keiner Stelle
Zu des Paradieſes Schwelle
So wie hier die heil'ge Spur.

Dem Rechenkünstler Sacharias Dase in das Album.

Sie nennen Dich Beherrscher aller Zahlen,
Denn Deiner Völker Zahl ist nicht zu zählen,
Ja was geleistet Du im Reich der Zahlen,
Vermag kein Zahlenkünstler nachzuzählen.
Gleich Gnomen, sind Dir dienstbar alle Zahlen,
Die im Geklüft des Goldes Körner zählen.
Es schaaren sich auf Deinen Wink die Zahlen
Wie Krieger, die zu Deiner Fahne zählen.
Du schleuderst in's Gewühl ein Heer von Zahlen
Um Zahl von Zahl zu sondern und zu zählen,
Die Schlachten, die geführt Du mit den Zahlen
Wer ist vermessen, sie zu überzählen?
Wie Schatten zauberst Du an's Licht die Zahlen
Und Keine fehlt, beliebt Dir's sie zu zählen,
Sie wissen mit Gehorsam zu bezahlen,
Daß sie durch Dich erst gelten oder zählen.
Ein kühner Meister häufst Du Zahl auf Zahlen
Zum Bau, von dem die Enkel noch erzählen.

Mir ſchwirrt der Kopf vor Zählen und vor Zahlen
Da fern dem Dichter „zahlen“ ſo wie „zählen.“
Du ſeltenſte von allen Menſchenzahlen
Der fremd wie Keiner iſt das Wort „Verzählen“,
Vergiß nur Ein's nicht, über Deine Zahlen
Zu deiner Freunde Zahl auch mich zu zählen.

Der Tannenbaum.

O Tannenbaum, o Tannenbaum,
Du duftig grünes Haus,
Wie bist du mir so ferne
Wie ruhte ich so gerne
In deinem Schatten aus.

O Tannenbaum, o Tannenbaum,
Verborgen aller Welt,
Das war ein seeliges Liegen,
Das war ein fröhliches Wiegen
In deinem luft'gen Zelt.

O Tannenbaum, o Tannenbaum,
Wie süß dein Gast zu sein,
Eichhörnchen kam gesprungen,
Hat fröhlich sich geschwungen
Die Zweige aus und ein.

O Tannenbaum, o Tannenbaum,
Wie oft beſuchte dich
Krummſchnäbelchen und ſcharrte
Zuhöchſt am Stamm, und ſchnarrte,
Und war vergnügt wie ich.

O Tannenbaum, o Tannenbaum,
Und ſeh' ich nie dich mehr,
So mag man Dich zerſchlagen
Und zimmern einen Schragen,
Der bleibt nicht lange leer

Rose vom Baierland.*)

Rose vom Baierland
G'rad im Erblüh'n,
Sollst nun am Donaustrand
Duften und glüh'n.

Sollst in des Isters Flut
Spiegeln dein Bild,
Wangen voll heller Glut,
Aeuglein so mild.

Rose vom Baierland
Trau dem Bericht,
Bessere Gärtnerhand
Findest du nicht.

*) Das vorstehende, so wie das darauffolgende Gedicht beziehen sich auf die Ankunft Ihrer königl. Hoheit der Herzogin Elisabeth Amalie Eugenie von Baiern als Kaiserbraut in Oesterreich.

Pflegen zu jeder Stund
Wird ſie dich treu,
Niemals ſo ſchönem Bund
Folget die Reu'.

Nun dich der Liebe Band
Dauernd umſchließt:
Roſe vom Baierland
Sei uns gegrüßt!

Das Königskind in der Fremde.

Ein Königskind in die Fremde zieht
Geführt von inn'rem Drang.
Dem hängt eine Thrän' am Augenlied,
Dem iſt ſo bang', ſo bang'.

Es ſeufzt, vernimmt es gleich kein Ohr,
Es ſeufzt, das Herz ſo ſchwer:
„Mein Heimathland, das ich verlor,
Dich ſeh' ich niemals mehr!"

O Königskind, erbange nicht,
Wie fremd auch Flur und Strand,
Wo dich die Lieb' wie hier umflicht,
Da iſt dein Heimathland!

Erzug.

Wie das Leben ſich geſtalte,
Was die Zukunft mir entfalte,
Nimmer, nimmer macht's mir bang,
Zieht mit mir doch allerwegen
Gottes größter Erdenſegen
Der Geſang, ja der Geſang!

Mögen Stürme ſich erheben,
Denen Fels und Erz erbeben,
Drohend Allem Untergang,
Tret' ich kühn dem Sturm entgegen,
Zieht mit mir doch allerwegen
Der Geſang, ja der Geſang!

Spinnt ein Leid auch ſtill und leiſe
Mir das Herz in ſeine Kreiſe,
Währt's doch nimmer allzulang,
Flüchtig iſt der Schmerz hienieden,
Ward mir doch von Gott beſchieden
Der Geſang, ja der Geſang!

Aber lachen Luſt und Freude
Mir im heitern Frühlingskleide,
Unter Sang und Duft und Klang,
Tauch' ich tief in's Luſtgewimmel,
Denn die Erde macht zum Himmel
Der Geſang, ja der Geſang!

Und ſo zieh' ich ſingend weiter,
Selten trübe, meiſtens heiter,
Bis die letzte Saite ſprang,
Dann wird noch das Scheidenmüſſen
Mir zuletzt wohl auch verſüßen
Der Geſang, ja der Geſang!

Tafel-manier.

Ach Gott, was wird doch unſre Zeit
Nur alles noch erfinden,
Wo wäre noch die Schwierigkeit,
Die wir nicht überwinden?

Der Phyſick iſt befliſſen jetzt
Schon jeder Scheerenſchleifer,
Und die Polariſirung ſetzt
Nun alles gar in Eifer.

Es ſcheint von Gas und von Magnet,
Von Dampf und Galvanismus,
Der ganzen Welt der Kopf verdreht,
Wie einſt vom Hegelismus.

Nun fährt's den dummen Tiſchen gar
Elektriſch in die Beine,
Schon regt und rüttelt ſich fürwahr
Der große wie der kleine.

Von Lebensglut entbrennen ſie
Ganz ſichtbarlich inwendig,
Und ſchlüßlich gar noch rennen ſie
Als wären ſie lebendig.

Sie rennen, ſpringſt du nicht zur Seit',
Dich ſelbſt noch über'n Haufen,
Mir dünkt als wär's die rechte Zeit
Auf und davon zu laufen.

Serbisches Parteilied.

Ueber das Gebirg drei Vöglein flogen
Trug im Schnabel jegliches ein Zeichen,
Trug das erste Vöglein eine Aehre,
Trug das zweite Vöglein eine Rebe,
Trug das dritte Vögelchen den Frohsinn.
Jenes Vöglein, welches trug die Aehre,
Ließ sie fallen auf der Bakser Eb'ne,
Darum ist die Baksa reich am Korne.
Jenes Vöglein, welches trug die Rebe,
Ließ sie fallen auf's Gebirge Fruhska,
Darum ist auch Fruhska reich am Weine,
Jenes aber, welches trug den Frohsinn,
Ließ ihn fallen hier in uns're Runde,
Daß der Frohsinn sei mit uns im Bunde.

Nächtlicher Gruss.

Schlaftrunken hängt auf Strauch und Bäumen
Der bleiche Mond, es schweigt der Hain,
Die Wolken zieh'n in stummen Träumen,
Die Lieb', die Liebe wacht allein.

Gleichwie der See im weiten Kreise
Kaum hörbar schlägt an's Felsgestein,
So naht's auch dir und flüstert leise:
Die Lieb', die Liebe wacht allein.

Nicht wecke dich des Sängers Kehle,
Erschließend deiner Augen Schein,
Doch kling' es leis' durch deine Seele:
Die Lieb', die Liebe wacht allein!

Thal ab.

Der Abend ſinkt, ſchon ſeh'n die Sterne
Mit Geiſteraug' zur Erd' herab,
In Nebel ſchwindet rings die Ferne
Und vor mir liegt es wie ein Grab.

Und dennoch muß
O herbe Qual,
Hinab mein Fuß
In's finſt're Thal.

So ſteig ich denn zur Tiefe nieder,
Die fremd dem Fremden ſich erſchließt,
Wohl kehr' ich nie zur Höhe wieder
Wo mir ſo wohl, ſo wonnig iſt!

So fahr' denn hin
Du ſchöner Traum,
Mein trunk'ner Sinn
Begriff dich kaum!

Inläuten.

Lautlos ſchwankt auf dunklen Wogen
Nach dem Ufer hin der Kahn,
Lautlos kommt die Nacht gezogen
Und umhüllt den weiten Plan.

Wie nur klingt durch's nächt'ge Schweigen
Aveläuten nun ſo ſanft,
Hier aus ſchwarzen Waldeszweigen,
Dort vom luft'gen Bergeskranſt.

Und es zieht zu ſel'gen Räumen
Mich mit magiſcher Gewalt,
O welch' ſüßes Abendträumen
Wenn ſo frommer Klang erſchallt.

Und die Nebel dichter gleiten,
Sieh, der Berge Gold verglimmt,
Wann das erſte Aveläuten,
Das nicht mehr mein Ohr vernimmt?

Liederzauber.

Kennſt Du die Zauber des Liedes noch nicht?
Regte noch nie bei der Nachtigall Klage
Dir ſich ein Echo im Buſen, o ſage,
Ahneſt Du nie, was der Seele gebricht?

Kennſt Du die Zauber des Liedes noch nicht?
Dieſes Verſinken in Wonnen und Schmerzen,
Die da erwachen wie Träume im Herzen,
Mild wie des Mondes verklärendes Licht.

Kennſt Du die Zauber des Liedes noch nicht?
Weckten ſie nie noch ein heimliches Sehnen,
Lockten ſie nie Dir in's Auge noch Thränen,
Wenn ſie wie Weſt Dir umſpielt das Geſicht.

Kennſt Du die Zauber des Liedes noch nicht?
Horch, wie ſie nahen mit ſüßem Gekoſe,
Füge auch Du Dich dem ſchönſten der Looſe,
Höre was Liebe, die himmliſche, ſpricht!

Ständchen.

Schläfſt du ſchon, mein ſüßes Mädchen?
Weckt dich nicht der Mondenſchein,
Der durch's enge Fenſterlädchen
Späh't ſo gern zu dir hinein?

Haſt du keinen Schuh am Füßchen,
Komm nur gleich, ſo wie du biſt,
Friert's dabei dich auch ein Bißchen,
Denk', wie heiß mein Sehnen iſt!

Weh' herab im leichten Röckchen,
Weißt ja, daß in ſchlichter Tracht,
Schöner du, als all die Döckchen
Die nur ſchön ein Flitter macht.

Komm, damit dein Roſenmündchen
Mich durchſtröm' mit Seligkeit.
Nur ein kleines, kleines Stündchen
Für ſo viel verlor'ne Zeit!

Nachtfahrt.

Der Abend dunkelte herein mit Macht,
Grau war der See, und grau des Himmels Bogen.
Die Ufer lagen schwarz gehüllt in Nacht,
Als einsam ich durchschifft des Sees Wogen.

Kein Sternlein glomm, vom Strande schien kein Licht,
Nur graue Nebel wälzten ihre Massen
Mir schaurig nach, wie Geisterschaaren dicht,
Als wollten sie mit feuchter Hand mich fassen.

Doch wunderbare Ruh' kam über mich,
Den Einsamen, auf dunklen Murmelfluthen,
Als senkte eine Friedenstaube sich
Herab aus den erlosch'nen Himmelsgluthen.

Nicht Freude war es, was mein Herz durchdrang,
Es war nicht Trauer, was die Brust bewegte,
Noch war es Wehmuth, wie sie schwer und bang
So oftmals sich um meine Seele legte.

Es ſchien das Leben mir ſo arm, ſo klein,
So werthlos Alles, was ich wollt' erreichen,
Es dünkte mir mein ganz vergang'nes Sein
Der flücht'ge Schimmer, den ich ſah erbleichen.

So glitt ich fort, auf nachtumhüllter Bahn,
Im Inner'n kein Verlangen und Entbehren;
Mir war, als zöge ich in Charons Kahn
Zu jenem Strand, von dem kein Wiederkehren.

Abendwolke.

Abendwolken zieht ihr wieder
Hin durch's weite Himmelszelt,
Streuend mild auf uns hernieder
Schimmer einer beſſern Welt.

Milde Sühnungsengel gleitet
Ueber unſer Haupt ihr hin,
Wenn in's Meer hinunterſchreitet
Der Geſtirne Königin.

Weilt, o weilt, daß unſer Auge
Sich erfreu' an eurer Pracht,
Daß es neue Hoffnung ſauge
Für die lange bange Nacht.

Doch ihr habt für unſ're Erde
Ach, nur einen kurzen Gruß,
Da zu einem neuen Werde
Zieh'n euch heißt des Ew'gen Schluß.

Nun ſo zieht ihr luſt'gen Fahnen
Mit des Himmels Gold geſchmückt,
Habt ihr doch auf euren Bahnen
Manch' ein Menſchenherz erquickt.

Zieht, doch nehmt auf eure Reiſe
Noch mit euch, dieß flücht'ge Lied,
Das ſo ganz nach Wolken-Weiſe
Mit euch kam und mit euch ſchied.

Im Fischerhause.

Von nächt'ger Fahrt nun ruh' ich aus
Im netzumhang'nen Fischerhaus,
Vor'm Fenster brauf't der See;
Auf dem mich durch die schwarze Nacht
Der schwanke Kahn hierher gebracht,
Trotz Riff und Windgeweh'.

Wie ist es doch so traulich hier,
Bei kargem Talglicht, braunem Bier,
Bei Schwarzbrot und bei Fisch,
Der grüne Kachelofen glüht,
Die Lohe aus dem Windloch sprüht
Umflimmernd Wand und Tisch.

Behaglich durch die Glieder strömt
Die Wärme, die vom Alten kömmt,
Vor'm Fenster brauf't der See,
Wie träumt sich's jetzt so doppelt schön,
Von nächt'ger Fluth und Windgestöhn,
Hier in des Ofens Näh'.

So heimisch ist es rings umher,
Als ob im Elternhaus ich wär',
Wie traulich jed' Gesicht.
Die Kreidenrechnung auf der Thür',
Das Kruzifix im Winkel hier,
Der Hausrath rings so schlicht!

Horch, draußen in der Küche singt
Wirthstöchterlein, ha, wie das klingt,
Vor'm Fenster braus't der See;
Mir ist, ich sei ein Fischersmann,
Der einen guten Fang gethan,
Und wüßte nichts von Weh'!

Späterer Frühling.

I.

Noch denk' ich, wie vor Jahren
Der Frühling mich entzückt,
Wenn er mit Festtalaren
Die Seinen all' geschmückt.

Wenn er die eig'ne Stirne
Mit duft'gem Kranz umwand;
Und bis zur fernsten Firne
Des Winters Frost entschwand.

Wie kommt's, daß mir nun nimmer
Der Lenz das Herz bewegt,
Und daß bei Duft und Schimmer
Es nicht wie früher schlägt?

Wohlan, ich will dir's sagen,
Merk' auf, wie sich's gefügt,
Du kannst es mit beklagen:
Ich weiß: Der Frühling lügt.

II.

Die Fenſter möcht' ich all' verhängen,
Verſchließen möcht' ich Thor und Haus,
Nun neuerdings mit Strahl und Klängen
Der Frühling nah't, im Luftgebrauſ'.

Denn meinen kahlen Hoffnungsbäumen
Verleiht der Lenz kein junges Laub,
Mag auch ſein Gold den Himmel ſäumen,
Mein Himmel ward der Zeit zum Raub.

Mich mahnen nur der Lerche Lieder
An Freuden, die ich längſt entbehrt,
Und ach, der Traum von Tulp' und Flieder
An einen Lenz, der nimmer kehrt.

Faſt will's mein wundes Herz zerſprengen,
Bei all' dem Grüßen, all' dem Weh'n,
D'rum möcht' die Fenſter ich verhängen
Um nichts vom Frühling mehr zu ſeh'n.

Ich bin allein.

Wie Viel' auch mit mir wandern
Dahin durch Wald und Hain,
Jetzt Dieſe, jetzt die Andern,
So bin ich doch allein.

Wenn hell im Freundeskreiſe
Das Lied ertönt beim Wein,
Ob brauſend oder leiſe,
So bin ich doch allein.

Und liſpelt auch die Eine
Im traulichen Verein:
„Bis in den Tod die Deine!“
So bin ich doch allein.

Ja, wären mir als König
Vom Nilſtrom bis zum Rhein
Die Völker unterthänig,
So wär' ich doch allein.

Einsam, verlassen sein.

Wie nur so herb die Pein
Einsam, verlassen sein,
Nirgend ein fühlend Herz,
Fremde nur allerwärts.

Nimmer zu mir herein
Dringet ein Hoffnungsschein,
Fruchtlos der Freude Schall
Suchet nach Widerhall.

Niemals dem Auge lacht
Waldesgrün, Blumenpracht,
Und wie so schaal und todt
Sternlein und Morgenroth.

Nur in der Bruſt ſo bang
Wogender Sehnſuchtsdrang,
Ach, und allüberall
Meidens und Leidens Qual.

Keiner, dem's je mein Mund
Klagte in trauter Stund', —
Wie nur ſo herb die Pein:
Einſam, verlaſſen ſein!

Erdentreiben.

Wie du dich auch magst mühen
Wofür du auch magst glühen,
Es ist doch nur ein Traum,
Wenn ihn kein Sturm zerschmettert,
Wird von der Zeit entblättert
Dein grüner Hoffnungsbaum.

Viel besser ist's zerschellen
In wilden Sturmeswellen,
Noch nicht an Kräften matt,
Als langsam hinzustechen,
Bis endlich auch verblichen
Dein letztes grünes Blatt.

O Schmerz des Erdentreibens,
Es ist für Nichts des Bleibens,

Nur Wandel allerwärts,
Das Hehrste der Gefühle
Erstirbt und leer und kühle
Wird selbst das wärmste Herz.

Das ist der Fluch des Lebens,
Daß Alles doch vergebens,
Was immer hier gethan,
Und daß Dein höchstes Ringen,
Wie gut dir's mag gelingen,
Doch nur ein schöner Wahn.

Ich träume.

Ich träume oft von einem Thale,
Auf dem des Mondes Frieden ruht,
Wie auch an's Felsgestein, an's kahle,
Mit lautem Tosen schlägt die Flut.

Ich träume oft von einem Hause
Mit einem Bänkchen, nah' am Thor,
Um das die Rebe rankt, die krause,
Und Düfte streut des Gärtchens Flor.

Ich träume oft von einem Herzen,
Mir einst ein leuchtender Rubin,
Doch wach' ich auf, fühl' ich's mit Schmerzen,
Daß Thal und Haus und Herz dahin.

Du weißt es nicht.

Du weißt es nicht,
Welch' Harm mein Herz befangen,
Wie alles Licht
Mit dir in Nacht vergangen,
Du weißt es nicht.

Du weißt es nicht,
Wie traurig meine Wege,
Wie's vornendicht,
Wohin das Haupt ich lege,
Du weißt es nicht.

Du weißt es nicht,
Ob ohne es zu klagen,
Das Herz mir bricht
Schon in den nächsten Tagen,
Du weißt es nicht.

Der Kapuzinergemarkh.

Da ſteh' ich vor der Zelle
In früher Morgenhelle
Und ſchau' hinab in's Thal,
Die Stadt mit Thurm und Bogen
Hält weithin noch umzogen
Ein grauer Nebelſchwall.

Nur leiſe Vogellieder
Erklingen hin und wieder
Herauf vom Wieſenrain,
Kein Klang von frohen Worten,
Hier ſchallt aus Thür' und Pforten
Des Todes Gruß allein.*)

Dein Kleid iſt abgefallen
Nun darf dein Blick nur wallen
Als Pilgrim durch das Land;
Wo ſeid ihr hingeſchwunden
Ihr klängerichen Stunden
Am regen Donauſtrand?

*) Memento mori.

Als noch die Becher klangen,
Als noch die Schwerter ſangen
Den blutigrothen Sang,
Als noch im Lindenduft'r
Der Liebſten leiſ' Geflüſter
Wie Engelsſtimme klang.

O denk' nicht mehr der Zeiten
Voll Klang in Fried' und Streiten.
Die Gräber deckt das Moos,
Du haſt den Sieg erworben,
Lebendig und geſtorben,
So heißt dein Erdenloos.

Rothe Blätter.

1.

Es rauſchen rothe Blätter
Wohin mein Fuß nur wallt,
Kein Nachtigallgeſchmetter
Aus Strauch und Wipfel ſchallt.

Wie kinderloſe Greiſe
Die Bäume ſteh'n umher,
Und neigen trüber Weiſe
Die Häupter kummerſchwer.

Und wie im Herbſtesſchauern
Gethan ſo Baum als Strauch,
So that mit tiefem Trauern
Ich oftmals eben auch.

Viel ſchmerzensrothe Blätter
Verſtreut' ich ſchon im Wind;
Wo ſie im ſchlimmen Wetter
Doch hingerathen ſind?

II.

Wie mit rothen Blättern ſpielen
Muntre Kinder doch ſo gern,
Wenn von ihres Hauſes Dielen
Blumenglanz und Düfte fern.

O, des heit'ren Kindertraumes,
Wie das flattert, glänzt und weht,
Und nicht Eines denkt des Baumes
Der entblättert einſam ſteht.

So ergötzt wohl, wie ich wähne,
Mancher ſich an einem Lied,
D'ran er nicht die heiße Thräne,
Nicht das Blut des Herzens ſieht.

III.

Unterm rothen Blätterdache
Wie ſich's da ſo eigen ruht,
Wie in einem Prunkgemache
Flirrt's um dich von Purpurglut.

Und du träumſt, der Frühling habe
Alſo bunt dich überlaubt,
Während unter einem Grabe
Du gebettet haſt dein Haupt.

IV.

Ich pflücke dich, du rothes Blatt,
Vom sturmzerwühlten Baum,
Und gebe dich den Winden preis,
Schon fliegst du hin, im weiten Kreis,
Mein Auge sieht dich kaum.

Nun flatt're fort, du rothes Blatt,
Wie mancher schöne Traum,
Und such' dir in der weiten Welt
Ein Plätzchen, das dir wohlgefällt,
Zum stillen Grabesraum.

Doch nah't dir Einer, rothes Blatt,
Am fernen Waldessaum,
Der nassen Auges auf dich blickt,
Dem sag', es hab' dich ihm geschickt —
Ein Sturmzerwühlter Baum.

V.

Wie biſt du noch im Sterben ſchön,
Im Sterben, rothes Blatt,
Kein Aug' vermag dir's anzuſeh'n,
Daß du ſchon lebensmatt.

Dein ſchönſtes Kleidchen zogſt du an,
Zum Schmuck für's frühe Grab.
In Gold und Purpur angethan
Legſt du dich ſtill hinab.

Noch milder duftеſt du, als je
Geruſtet du am Aſt,
Nun, da auch dich des Todes Weh'
Mit kalter Hand erfaßt.

Ja, was noch Zier dem Tod verlieh,
Was je geſchmückt ihn hat,
Noch ſchön're Leichen ſah ich nie
Als dich, du rothes Blatt.

VI.

Von rothen Blättern einen Kranz
Will flechten ich im Wald,
Beim letzten rothen Sonnenglanz,
Wenn Abendläuten ſchallt.

Von rothen Blättern einen Kranz
Will bringen ich nach Haus,
Doch nicht zu Becherluſt und Tanz,
Da nähm' er ſchlecht ſich aus.

Von rothen Blättern einen Kranz,
Der keine Blume barg,
Den will ich legen heimlich ganz
Auf eines Dichters Sarg.

Reiſemomente

aus dem böhmiſchen Rieſengebirge.

I.

Auf der Schneekoppe.

Gefeſſelt von dem Anblick ſteh' ich da,
Auf höchſter Höh', dem Flug der Wolken nah,
Zu meinen Füßen unabſehbar weit
Des flachen Landes grüne Herrlichkeit,
Mit Stadt und Dorf, mit Anger, Wald und Hain,
Und d'rauf des Morgens gold'ner Sonnenſchein.

Das Auge ſchweift in niegeſeh'ner Luſt
Von einem Ort zum andern, unbewußt,
Ein Pilger, der von ſeiner Fahrt entzückt
Nicht ruhen kann, wie auch die Ruh' erquickt.
Wo iſt das Herz, das hier noch haßt und grollt,
Wo ſolch' ein Eden vor ihm aufgerollt?

II.

Im Villenthal.

Schwarznächt'ge Wälder ringsum aufgethürmt,
Ha, wie's in ihren Wipfeln brauſ't und ſtürmt,
Indeß kein Halm ſich hier im Thale regt,
Mein Herz allein in weiter Wildniß ſchlägt.

Da ſchaut kein Reh mit klugem Aug' durch's Laub,
Kein Vogel fliegt, es wäre denn — nach Raub,
Kein Falter ſchwingt der Flügel bunte Pracht,
Nur Friedhofseinſamkeit und Waldesnacht.

Doch horch! was dringt mit einmal an mein Ohr?
Wie heimlich Weinen kommt's vom Fels hervor,
Waldwaſſer iſt's, das, wenn's im Innern ſchwillt,
Als Thrän' dem Aug' des öden Berg's entquillt.

III.

Adersbach.

Wie schaut ihr mich so finstergrollend an,
Versteinerte Giganten? vom Orkan
Zusammgetragen auf der Haide Sand,
Die Todeskeule in geschwellter Hand.

Was lauert ihr und spähet meinem Gang
Verstohlen nach, mit zornesbleicher Wang'?
Mein Herz erschrickt, von Ahnungsnacht umqualmt,
Daß ihr, lebendig werdend, mich zermalmt.

IV.

In der Wirthsstube.

Der Ofen spaucht, der Wind an's Fenster schlägt,
Wie sitzt sich's hier, so friedlich eingehegt,
Der Pfannenkuchen prasselt über'm Herd,
Es schäumt das Bier, nach dem mein Durst begehrt,
Dazu noch bietet mir das Fremdenbuch —
Nebst mancher Albernheit — manch' klugen Spruch.

Doch auch mein inn'res Auge hängt erfreut
An einem Bilde holder Häuslichkeit.
Die Mutter spinnt, das schlanke Töchterlein
Versieht den Herd und auch zugleich den Schrein.

Es kommt die Magd und geht, indeß zu mir
Der alte Eigner, an die achtzig schier,
Im traulichen Gespräch sich hat gewandt,
Nachdem er seinen Holzkopf angebrannt.

Ihr Guten in dem Wüſtenhauſe hier,
Vermöchte ich's doch auch zu ſein wie ihr,
Wie neid' ich Euch um Euer ſtilles Glück,
Doch muß zum alten Schauplatz ich zurück,
Wo Trug und Lüge, Eitelkeit und Wahn,
Der größte Ballaſt in dem Lebenskahn.

V.

Auf der Geierzacke.

Rings umdrängt von Nachbarbergen
Wie von rieſenhaften Schergen,
Senkt ſich's thurmhoch, ſchroff und kahl,
Rings um mich, zu Kluft und Thal.
Fabelhafte Steingewirre,
Wo kein Wand'rer in der Irre,
Je noch meine Wege ging,
Und gleich mir am Abgrund hing.
Wo kein Aug' hinaus noch ſchweifte,
Und durch Thal und Wildniß ſtreifte,
Als des Geiers Aug' allein,
Der daheim hier im Geſtein.
Gut benannt, du luft'ge Wüſte,
Wurdeſt du, denn kein Gelüſte,
Als des Raubthiers, führte je
Hier herauf zu eig'nem Weh.

Niederſchau'n auf all' die Forſte
Von des Geiers Schwindelhorſte,
Ein Empfinden ſelt'ner Art,
Das mir hier zu Theile ward!
Doch hinab jetzt, ohne Bangen,
Werde wohl in's Thal gelangen —
Hat es nicht der Herr gewollt,
Daß mich hier der Geier holt.

VI.

Rübezahls Lustgarten.

Dieß also dein beliebter Aufenthalt,
Geborst'ne Bäume, finst'rer Felsenspalt,
Dazwischen Ginster, Moos und nackt Gestein,
Durchfurcht von Silberfäden? Nein, o nein,
Hier hauf't kein Berggeist. Längst schon zogst du fort,
Trägt gleich auch deinen Namen dieser Ort.

Nicht würzest du in dieser Einsamkeit
Wie sonst mit tollen Schwänken dir die Zeit,
Auch neckst du nicht in trüg'rischer Gestalt
Den Wand'rer mehr und übst an ihm Gewalt,
Noch brausest du bei Nacht und Wetterstrahl
Durch Waldeswipfel, mit der Gnomen Zahl.

Dahin, dahin, verschwunden und entrückt,
Kein Auge, das dich jemals hier erblickt,
Du lebst nur noch zu deinem eig'nen Fluch
Als Sündenbock in jedem Fremdenbuch.

Jägerlied.

Juhe, das Jägerleben,
Was kommt ihm jemals nah.
Wenn Morgennebel weben,
Von Duft und Grün umgeben,
Faleri, Falero, Falera!

Zugleich mit Jungfrau Sonne
Iſt auch der Jäger da,
Wie ſchlägt in jeder Zone
Das Waidmannsherz voll Wonne,
Faleri, Falero, Falera!

Horchauf von allen Seiten:
Holla, piffpuff, huſſa!
Hinaus d'rum in die Weiten
Wenn Muth und Kraft geleiten,
Faleri, Falero, Falera!

Mag feile Ruh behagen
Wer Luſt zum Padiſchah,
Wir loben uns das Jagen
Durch's Grün in grauen Tagen
Faleri, Falero, Falera!

Das nenn' ich ein Vergnügen,
Wohl dem, der ſich's erſah',
D'rum ſchlürft in raſchen Zügen
Die Jagdluſt nach Genügen,
Faleri, Falero, Falera!

Im Herbst.

O könnt' ich ſein
So wie als Kind ich war,
Vom Morgenſchein
Umſpielt das loſe Haar.

O wär' ich noch
Dem raſchen Knaben gleich,
So arm und doch
An ſchöner Hoffnung reich.

Wie flohſt du Zeit,
Als wie vom Sturm erfaßt,
Ein Röslein, weit
Entführt von Stromes Haſt.

Jedwede Spur
Dahin wie leichter Rauch,
Ein Thränlein nur
Verblieb am dürren Strauch.

Am Fenster.

Am Fenster jagt vorüber
Ein Blätterheer der Sturm,
Und trüber stets und trüber
Umnebelt's Berg und Thurm.

Die Bäume draußen neigen
Die Kronen mit Gebraus,
Bald nur mit nackten Zweigen
Noch ragen sie hinaus.

Dahin die schöne Hülle
Voll Schatten, Duft und Klang,
Die grüne Blätterfülle,
In der der Vogel sang.

An's Glas nur fallen Tropfen,
In Schlägen, schwer und karg,
Ist's doch, als hört' ich klopfen
Den Nagel in einen Sarg.

Das letzte Blatt.

Es flog herein zum Fenſter
Ein rothgefärbtes Blatt,
Das letzte, das gehalten
Bis jetzt am Stamme hat.

Wohl weiß ich mir zu deuten
Des Blattes ernſten Spruch,
Und will es ſorgſam legen
Als Zeichen in ein Buch.

Es iſt der letzte Falter
Der durch die Lüfte fliegt,
Das letzte Kind des Waldes
Das ſich im Winde wiegt.

Es iſt die letzte Letter
Vom Lebensalphabet,
Das letzte bunte Fähnchen
Vom fröhlichen Bankett.

Es iſt die letzte Nummer
Vom großen Rechnungsſchluß,
Der letzte Wanderbote,
Der in die Ferne muß.

Es iſt die letzte Note
Der heil'gen Simfonie,
Der Drias letzte Spende
Von Waldespoeſie.

Das letzte Pflanzenleben,
Das Aeolus geknickt,
Es iſt die Abſchiedskarte,
Die mir Natur geſchickt.

Der sterbende Wald.

I.

Es schwebt der Tod mit leisem Schall
Dahin durchs Waldbereich
Und streift im Flug die Blätter all,
D'rum werden sie so bleich.

Nur Trauer folget seiner Spur,
Die Drias floh erschreckt,
Und rings mit dürren Blättern nur
Ist jeder Raum bedeckt.

Wie's in den Zweigen nackt und kahl
So schaurig jetzt erschallt,
Horch' auf, das ist der Grabchoral,
Den selbst sich singt der Wald.

II.

Es iſt der Wald im Sterben,
Der letzten Zier beraubt,
Und neigt dem Tod, dem herben,
Sein ſturmzerwühltes Haupt.

Kein Laut, nur das Geſchnarre
Des Specht's allein ergellt,
Und wenn die Tannenfarre
Herab vom Baume fällt.

Verflattert gelb und gelber
Sind alle Blätter bald,
Mir iſt, als wär' ich ſelber
Der todeskranke Wald.

III.

Es geht ein großes Scheiden
Dahin durch die Natur,
D'rum trauern Wald und Halden
D'rum trauern Berg und Flur.

Als wie in Grabgedanken
Der Fels herniederſchaut,
Die düſtern Bäume wanken
Vereinſamt ohne Laut.

Des nahen Todes harret
Das Vöglein unter'm Laub,
Des Grillchens Herz erſtarret,
Die Blume dorrt zu Staub.

So ſtirbt ein Jedes einſam,
Was rauſcht und ſingt und zirpt,
Nur ich, ich ſterb' gemeinſam
Mit Jedem, was da ſtirbt.

Ermuthigung.

Nun iſt der Bäume ſtolzem Haupt
Das letzte loſe Blatt geraubt,
Wohlan, nun iſt es gut,
Das herbe Scheiden iſt vorbei,
Nun, Froſt und Winter, kommt herbei,
Wir trotzen eu'rer Wuth.

Ihr Flocken hüllt im dichten Fall
Nun immerhin die Wälder all,
Die Berge und die Au'n,
Gebrochen bald iſt euer Zwang,
Und rings die Welt, voll Duft und Klang,
In junger Pracht zu ſchau'n.

Gleicht doch die ewige Natur
Mit Waldesgrün und Blumenflur
Der heil'gen Poeſie;
Umgeben kann mit kurzer Nacht
Wohl jede des Bedrängers Macht,
Vernichten aber — nie.

Ich komme nach.

Faſt alle ſind vorausgegangen
An denen meine Seele hing,
Nicht wird ſie mehr mein Arm umfangen
Der ſie ſo liebewarm umfing.
Ach, nimmer aus der Schläfer Kreiſe
Ruft ſie mein heißes Sehnen wach,
Doch mir zum Troſte flüſtr' ich leiſe:
Ich komme nach, ich komme nach!

In deines Lebens Blüthetagen
Entſchwandeſt Du zur ſtillen Gruft,
Die tief im Herzen ich getragen,
Als wie den Edelſtein die Kluft;
Nun biſt Du mir für immer ferne,
Du Roſe, der der Dorn gebrach,
Doch wo Du weilſt, auf welchem Sterne,
Ich komme nach, ich komme nach!

Auch Du der mir im flüchten Wandern
Die Hand als treuer Bruder bot,
Und Du, und Du, und all ihr Andern,
Die mir vereint in Luft und Noth,
Ihr seid dahin! Und trüb und trüber
Umzieht die Nacht mich allgemach,
Doch ruf' ich froh zu euch hinüber:
Ich komme nach, ich komme nach!

Erster Schnee.

Wie plötzlich doch bedeckt mit Eis
So Strauch als Bäume steh'n,
Auf letztem Grün das erste Weiß
Wie traurig ist's zu seh'n!

Was bangst du Herz? Sei frisch und kühn,
Und denk', wenn Flocken weh'n:
Auf letztem Weiß das erste Grün,
Wie lieblich wird das steh'n!

Winter.

I.

Wie sind mit Einemmale
Vom Schnee die Berge weiß,
Wie ringsherum im Thale
Die Gräser voll vom Eis.

So ist nun eingezogen
Der Winter über Nacht,
Es rauschen nur die Wogen
Im Kampf mit seiner Macht.

Bald ist im Nordgebrause
Des Lebens Rest verglüht,
Wohl dem nun, dem im Hause
Ein holder Frühling blüht.

II.

Ich wollt' ich wär' mit Dir mein Herz
Im höchſten Alpenhaus,
Das über Thal und Bergeserz
Zum Himmel ragt hinaus.

Und thurmhoch läge weit und breit,
So viel vom Himmel fällt,
Der Schnee der ganzen Winterszeit
Und bärg' uns vor der Welt.

Waldlieder im Winter.

I.

Wie prangt doch nur voll Herrlichkeit
Der Wald, von Flocken überſchnei't,
So reich ward keine Majeſtät
Mit Diamanten noch beſä't.

Bedeckt von weißer Blüthenlaſt
Erſcheint dem Blick ſo Zweig als Aſt,
In Silberrüſtung, funkelnd, prall,
Vom Felſen ſtarrt der Waſſerfall.

Voll Löckchen hängt um's Steingeklipp,
Gleich Feſtguirlanden das Geſtripp,
Und jedes Hälmchen, noch ſo klein,
Ein Kleidchen trägt von Spitzen fein.

Es iſt, als hätt', zum Preis des Herrn,
Geſchmückt ſich Alles, nah und fern,
Und neig' ſich ſtumm jetzt im Gebet,
Nun durch den Wald dahin er geht.

II.

So ſchallend hat noch nie gebrauſ't,
Der Sturm durch's grüne Thal,
Als jetzt er in den Zweigen ſauſ't
In Zweigen nackt und kahl.

Der Nebel kriecht zur tiefſten Kluft,
Das Vöglein flieht verzagt,
Erſeh'n ſie, wie er in der Luft
Dahin die Wolken jagt.

Und wo er nah't mit lautem Schall
Da ſchwirrt das Laub im Kreis,
Da wirbelt rings um ihn ein Schwall
Von Flocken ſilberweiß.

Und Alles was den Schall vernimmt
Und nicht gefeſſelt ganz,
Das dreht zu wilder Luſt geſtimmt
Sich raſch im Wirbeltanz.

In ſolchen Kehraus, wild und frei,
Erblickſt du nur, ſo bald
Der Nordſturm ſeine Melodei
Aufſpielt im eiſ'gen Wald.

III.

Wo nur Wintervöglein ſchwirren
Hörſt du's klirren,
Ting, ting,
Kling, kling,
Tönt's in den kriſtall'nen Räumen,
Von den Sträuchen, von den Bäumen,
In den Wipfeln
Von den Gipfeln
Schallt
Hallt
Weit
Weit
[illegible]ch die ſtille Einſamkeit
Waldesgruß in Winterszeit.

Summen nicht durch Eis und Flocken
Ferne Glocken?
Ting, ting,
Kling, kling,
Nein, am Ring der Tannenrinde
Hackt der Specht und auf der Linde

Pickt die Meiſe,
Leiſe, leiſe,
Pickt,
Schickt,
Weit,
Weit,
Durch die ſtille Einſamkeit
Waldesgruß in Winterszeit.

Iſt das nicht ein ferner Reigen,
Sind's nicht Geigen?
Ting, ting,
Kling, kling,
Nicht doch, in des Berges Spalte
Sitzt Silvanus ſelbſt, der Alte,
Läßt die Saiten
Rauſchend gleiten,
Klingt,
Singt,
Weit,
Weit,
Durch die ſtille Einſamkeit
Waldesgruß in Winterszeit.

IV.

Wie ſo lieblich iſt's zu ſchauen
Wenn der Schnee vom Himmelszelt,
Durch die Zweige, durch die grauen,
Luſtig wirbelnd niederfällt.

Wie ſich da die Flocken jagen,
Neckiſch Eins das And're ſucht,
Bis ſie fort vom Wind getragen
Uebernebeln Wald und Schlucht.

Welch' ein Flunkern, Flattern, Drehen,
Wie das fröhlich flockt und blinkt,
Bis es matt vom luſt'gen Wehen
Auf das Moos, das fahle, ſinkt.

Mög't dem Winter d'rum vergeben,
Was er Schönes uns verſchlingt,
Seht, welch' neues luſt'ges Leben
Er dafür dem Walde bringt.

V.

Der Mond ſteht über'm Walde
In ſeiner vollſten Pracht,
Wie Silber glänzt die Halde
Aus des Gehölzes Nacht.

Und rings, im weiten Kreiſe
Vom Leben keine Spur,
Es iſt als hör' man leiſe
Den Athem Gottes nur.

Als wie verzaubert ſtehen,
In Glanz und Mondenſchein,
Die Bäume rings und ſehen
In's lichte Thal hinein.

So ſtehen ſie und träumen
Von künft'ger Frühlingszeit,
Von grünen Bachesſäumen
Und Blumenherrlichkeit.

Sie ſchütteln ihre Locken
Mit heimlichem Erfreu'n
Und wähnen ſtatt der Flocken
Schon Blüthen zu verſtreu'n.

VI.

Die grauen Bäume ſtrecken
Die Zweige himmelwärts,
Als läge in Leichendecken
Verſenkt der Erde Herz.

Kein Blümchen hängt am Strauche,
Am Zweig nur dürres Laub,
Ward Alles nach altem Brauche
Dem böſen Nord zum Raub.

Wie ſchaut zum Wald herunter
Der Himmel, licht und weit,
Als wäre das Leid darunter
Für immer überſchnei't.

Erkennſt du nicht was Beide
Damit dir geben kund,
Im grauen und lichten Kleide,
So hör's aus meinem Mund:

Was dich umgiebt iſt eitel
Als wie das Laub am Baum,
Es neigt ſich ein jeder Scheitel,
Es ſchwindet jeder Traum.

Vom Wald, dem nackten, kalten,
Schau' d'rum hinauf zum Licht,
Du mußt an den Himmel halten,
Der Himmel trügt dich nicht.

VII.

Um beſchnei'te Tannenwipfel
Schweifen Nebel grau und dicht,
Nur des Bergwalds weißer Gipfel
Dämmert fern im Morgenlicht.

Unter'm Eiſe gluckt die Quelle
Eingeengt von Winters Macht
Und Gedörn' nur zeigt die Stelle,
Wo Waldröslein hat gelacht.

Nur die flinke Meiſe ſchwirret
Durch's Geäſte aus und ein,
Nicht durch Froſt und Schnee beirret,
Wie in Lenz und Sonnenſchein.

So auch ſchweifet ohne Zügel
Durch den Wald mein munt'rer Sinn,
Und des Nordens rauher Flügel
Brauſ't an mir vergeblich hin.

Denn ob dicht von Eis umrindet,
Ob voll Blumenpracht die Flur,
Jeder Lebensfrohe findet
Ewig herrlich die Natur.

VIII.

Wie ſchaurig in der todten Nacht
Biſt du beſchnei'ter Wald,
Es ſauſ't der Wind, die Tanne kracht
Entragend dem Baſalt.

Die Füchſe bellen in der Kluft,
Von Waldſtrupp überbauſcht,
Und durch die ſtimmberaubte Luft
Des Raben Fittich rauſcht.

Verbleicht und ſeltſam ſtarrt ringsum
Das Baumgeripp herab,
Dazwiſchen glotzt es, ſchwarz und ſtumm,
Ein augenloſes Grab.

Nur aus dem Försterhäuschen fern
Ein Lichtlein blinkt heraus,
Das blinkt und winkt, ein heller Stern
Zu Nacht und Wüstengraus.

Gern folg' ich dir, du holder Schein,
Du trügst den Wand'rer nicht,
Wie wohl, wie wohl wird's d'rinnen sein
Bei Wärme und bei Licht.

IX.

In des Nebels weißem Schwaden
Scheint der finst're Wald zu baden,
Denn versenkt in dichten Flor
Ist so Baum als Strauch und Rohr.

Nicht der Tannen Zweiggehänge,
Nicht der Stämme wirr' Gemenge,
Siehst du in dem dunst'gen Meer,
Das gebreitet rings umher.

Nur der Fichten Spitzen ragen
Hier und dort, mit scheuem Zagen,
Vom umhüllten Felsenbruch,
Aus dem ries'gen Leichentuch.

Da beginnt es in den Schichten
Des Gespinnstes sich zu lichten,
Und es bräut und kocht und webt
Wie von inn'rem Kampf durchbebt.

Plötzlich blitzt ein Strahl von Oben
Durch der Maſſen wirres Toben,
Wie des Cherub's Flammenſchwert
In's Gezücht der Hölle fährt.

Sieh, darauf, welch' Wogen, Ringen,
Weben, Drängen und Verſchlingen,
Bis zuletzt, ein dichter Chor,
Siegreich taucht der Wald hervor.

Und das ſtrahlend neue Werde
Scheint zu predigen der Erde:
„Sei das Dunkel noch ſo dicht,
Glaub', am Ende ſiegt das Licht!"

X.

Welch' ein geheimnißvolles Weben
Durchſäuſelt den entlaubten Tann,
Es iſt als rauſchte ungeſehen
Ein Heer von Geiſtern rings heran.

Die Sterne ſchau'n in ſeltner Klare
Herunter auf die nächt'ge Welt,
Gleich Lichtern, die am Feſtaltare
Zu hoher Feier hingeſtellt.

Die Lüfte ſcheinen rings zu leben,
Es klingt und ſchallt von Berg und Thal,
Und durch die Zweige geht ein Beben
Als käm' der Lenz mit Klang und Strahl.

Die Bäume ſteh'n wie fromme Beter
Die Sträuche knieen nebenbei,
Und ſeine Arme ſtreckt zum Aether
Die ganze Waldesklerifei.

Wie flüchtet doch und birgt ſo ſchnelle
Der ſcheue Fuchs ſich unter'm Schnee,
Nur mit dem Auge der Gazelle
Verwundert blickt um ſich das Reh.

Die Vöglein ſchütteln ihr Gefieder,
Das pipt und zwitſchert, wie im Traum,
Doch immer klingt's und klingt es wieder,
Wie's wohl der Wald vernommen kaum.

Und weißt du, was ſo ſelt'ner Weiſe
Die Wildniß, fern von Herd und Ried,
In ferne zauberhafte Kreiſe
Mit Reh und Baum und Vogel zieht?

Die Chriſtnacht iſt es, deren Mahnen
Im Glockenton herüberweht,
Und die, durchbebt von heil'gem Ahnen,
Nun auch der öde Wald begeht.

XI.

Wald zum Scheinen abgezehrt,
Dürr' Gehölz auf nacktem Stein,
Wenn der Frühling wiederkehrt,
Wie, ach wie dann wird es ſein?

Werden wohl die Zweige all',
Die nun jedes Schmuck's beraubt
Wieder unter'm Blätterſchwall
Heben ihr verjüngtes Haupt?

Wird nicht mancher arme Aſt
Kahl verbleiben, wie er iſt,
Wenn auch gleich der holde Gaſt
Eingekehrt im Walde iſt?

Bin vielleicht ich ſelbſt ſodann
Solch' ein Zweig, des Laubes bar,
Der nichts Grünes weiſen kann
Außer dem was früher war?

Herz, das ſchon ſo lang' entbehrt,
Hoffnungsgrün und Liebesſchein,
Wenn der Frühling wiederkehrt,
Wie, ach wie dann wird es ſein?

XII.

Voll Schwermuth ſinkt darnieder
Die Dämm'rung auf den Wald,
Und hüllt die Oede wieder
In ihre Schleier bald.

Im Nebelgrau verſchwimmen
Die Formen mehr und mehr,
Verſtummt ſind alle Stimmen,
Es ſchallt nicht eine mehr.

Gleich Grabgeſtalten ſtarren
Im Todtenfeld herum,
Wo ſie der Leiche harren,
Die Bäume, bleich und ſtumm.

Wohl iſt's auch eine Leiche,
Der das Geleit ihr gebt,
Es iſt der Tag, der bleiche,
Den jetzt die Zeit begräbt.

XIII.

Eines, Wald, das möcht' ich wiſſen,
Wie zur Winterszeit dir iſt,
Ob dein Inn'res ſchmerzzeriſſen,
Ob du ſtill und freudig biſt?

Sieh' da rauſchen Zweig und Farren,
Wie von inn'rem Drang bewegt,
Und die luft'gen Wipfel knarren
Ohne daß der Wind ſie regt.

Und zum Ohr darauf erklinget
Mir die Antwort alſobald:
Glaube mir, der Winter bringet
Keinen herben Schmerz dem Wald.

Schön wohl iſt es, ſich umgeben
Rings zu ſeh'n von Duft und Schein,
Doch noch ſchöner, nicht zu leben,
Und lebendig doch zu ſein.

Das versunkene Schloss.

Will eine Mähr' dir künden
Von einem stolzen Schloß,
Das stand ob finst'ren Schlünden,
Der Wolke ein Genoß.

Das stand mit hehrem Prunken
In Sonnenschein und Sturm —
Nun ist's in's Meer versunken,
In's Meer mit Fels und Thurm.

Es rauscht die kalte Welle
Wo einst ein lachend Land,
Und Niemand weiß die Stelle
Wo Thurm und Säule stand.

Zuweilen aus dem Grunde
Nur tönts, durch Tang und Schwall,
Als wie aus Glockenmunde
Ein längst vergeß'ner Schall.

Der klingt ſo ſanft und leiſe
Mit all' ſo ſüßem Klang,
Wie eine Schlummerweiſe,
Die mir die Mutter ſang.

Der klingt ſo weich und ſehnend,
Wie nie erklang ein Erz,
Bis mir, das Auge thränend,
Gleich ihm erbebt das Herz.

Da horch ich in die Räume,
So trüb' und wehmuthſchwer:
O Schloß der Jugendträume,
Daß du verſankſt in's Meer!

Weihnachtlieder.

I.

Hörſt du, wie die Glocken klingen,
Siehſt du rings der Lichter Pracht?
Wieder kommt auf Engelsſchwingen
Ernſt und ſtill die heil'ge Nacht.

Auf die froſterſtarrten Wälder,
Auf der Haiden ödes Grab,
Auf die Städte, auf die Felder
Sinkt es wie ein Lenz herab.

Denn die Liebe ward geboren,
Um zu ſühnen jede Schuld,
Alle, ſelbſt die ſie verloren,
Nimmt ſie auf mit gleicher Huld.

O du Himmelsbild von Oben,
Sieh' gebeugt uns hier im Staub,
Von der Stürme grimmen Toben
Hingeweht, ein ſchwankes Laub.

Komm, o komm zu uns hernieder,
Langerwartet Gotteskind,
Gib uns Muth und Tröſtung wieder,
Die uns lang' entſchwunden ſind.

Scheuche fort die Nachtgeſtalten
Von des Abgrund's Gift entſtellt,
Laß auf's Neu' die Liebe walten
Als Beglückerin der Welt.

II.

Weihnacht, Weihnacht iſt gekommen,
Wie ein ſüßer Himmelstraum,
Und ein Jeder von den Frommen
Zündet ſeinen Weihnachtbaum.

Rings aus allen Fenſtern winket
Ihrer Lichter milder Schein;
Wie's in jeder Stube blinket,
In Gemächern groß und klein!

Viele aber gehen einſam,
Durch die ſchweigend finſt're Nacht,
Die mit andern nicht gemeinſam
Was ſie trüb' und fröhlich macht.

Viele ſeufzen hinter Mauern,
Kummerbleichen Angeſicht's,
Ach, zu deren Harm und Trauern
Nicht ein Schimmer kommt des Licht's.

Alle dieſe mache theilhaft
Unſ'rer Freude, Gott der Huld,
Spende ihnen neue Heilkraft:
Süße Hoffnung und Geduld.

Einen Chriſtbaum laß erſtehen
Von des Himmels Glanz erfüllt,
Der für Jeglichen zu ſehen,
Wie ſein Aug' auch ſei verhüllt.

Und ſein Weiheſchimmer dringe
Tief in jedes kranke Herz,
Daß es ſich der Qual entringe
Und erhebe himmelwärts.

Epigrammatiſches und Sprüchliches.

Wo er immer trat in's Sein,
Und wie auch ſein Kreis bezirket,
Groß iſt nur der Menſch allein,
Der zum Heil der Menſchheit wirket.

Ihr möget ſprechen, was Ihr wollt,
Das Recht, ich gönn' es Jeden,
Doch wenn ich widerſprechen ſollt',
So müßten And're reden.

Der Staat allein nur dauernd währt,
Der ſeine Bürger denken lehrt.

Nie kommt das Geld
Zu dir allein:
Die Sorge ſtellt
Mit ihm ſich ein.

Die meiſten Sclaven zählt zu jeder Zeit
Der kleinlichſte Despot. Die Eitelkeit.

Nicht denkt, der's liebt mit Körperkraft zu prahlen,
Daß Büffel, Rind und Bulldogg' die Rivalen.

Was mich erbittert hat von je
Das iſt: Gemeinheit in Glacé.

Singen kann man im Verein,
Aber ſprechen nur allein.

Nicht was du biſt
Iſt's was dich ehrt,
Wie du es biſt,
Beſtimmt den Werth.

Es iſt kein Wirkungskreis ſo klein.
Daß er nicht ſollt' von Nutzen ſein.

Die Schönheit welche an Geſittung Mangel,
Erſcheint mir, wie ein Köder ohne Angel.

Ein Thor, der ſich die Gegenwart verbittert,
Indem er vor der Zukunft Schatten zittert.

Der Quell der Frauenliebe
Iſt alſo tief und heiß,
Daß ihn ſelbſt nicht das Alter
Erſtarren macht zu Eis.

Der Freunde viele raubt der Tod,
Allein noch mehr raubt dir — die Noth.

So Manchem, der der Knechtſchaft Joch getragen,
Gelingt es, ſich der Kette zu entſchlagen,
Doch wird es niemals wieder ihm gelingen,
Des Niegebeugten Würde zu erringen.

Es laß' des Glaubens Stern
Sich Keiner rauben,
Ich selber glaubte gern,
Könnt' ich nur glauben.

Er weiß die Nomen und Nomenklaturen,
Doch von Verstand sind keine Spuren.

So Mancher ist mit Schmähen gleich zur Stelle,
Obgleich er selbst der schmählichste Geselle.

Mit roher Kraft kannst Vieles du erzwingen,
Nur läßt sich Liebe nicht durch sie erringen.

Wo Rohheit zu der Dummheit sich gesellt,
Da wird zum Thier das Menschenbild entstellt.

Zwei Segel gibt's, die durch den Sturm dich tragen:
Zur rechten Zeit Beharren und Entsagen.

Dem Wort nicht trau', das schmeichelnd ohn' Ermessen,
Es ward Rothkäppchen auch vom Wolf' gefressen.

Haſt Du was Rechtes, was Tücht'ges gethan,
Gleich feindet Dich der oder jener an,
Doch thuſt Du nicht mehr als die Andern eben,
Wird Keiner wider Dich die Stimm' erheben.

Im Schaffen liegt das Glück des Lebens,
Du ſuchſt es im Beſitz vergebens.

Im Aug' der Dummheit bleibt es ſtets Verbrechen,
Wenn Du Dich, Geiſt zu haben, kannſt erfrechen.

Glaub' mir, 's iſt am Erſprießlichſten,
Kannſt lächeln Du zum Mißlichſten.

Die Freiheit iſt des Lebens Sonnenſchein,
Doch muß die Menſchheit ihrer werth auch ſein.

Willſt Du, daß ſich Dein Weg zum Rechten lenke,
So grüble nicht ein Langes, ſondern: Denke!

Die größten Schlachten ſind es nicht,
Die man auf einem Schlachtfeld ficht;

Es wird manch' größere geſchlagen,
Von der kein Zeuge weiß zu ſagen.

Entſtellt Verläumdung Dich im Spiegel
Des Truges, bleib' Du unbeirrt,
Sie iſt ja bloß der ſchlechte Tiegel,
D'rinn erſt das Gold zum Golde wird.

Gewalt hat Recht, ach, wär's nur ſtets das Rechte,
Allein auch oftmals hat Gewalt der Schlechte.

Der Wohlthat Lohn iſt meiſt nur Lug und Schein,
Denn dankbar iſt nur die Natur allein.

Wie viel des Schönen hier auch immer,
Das Schönſte iſt die Poeſie,
Und oft erſt reizt durch ihren Schimmer,
Was achtlos bliebe ohne ſie.

Populär kann Alles werden,
Nur nicht die Vernunft auf Erden.

Die ſtärkſte Kette, die dich feſſeln kann,
Iſt die Gewohnheit, der du unterthan,
Denn kannſt du jede and're auch zerſprengen,
Sie wird dich ſtets in ſtärk're Klammern zwängen.

Was nicht gelangt in ihrem Kopf zum Reifen,
Nach dieſem wird wohl nie die Menge greifen.

Kannſt du auch nicht alle Steine
Schaffen von der rauhen Bahn,
Räume Einen nur zur Seite,
Und 's iſt auch ſchon was gethan.

Legt man, ging's mit ihm zu Ende,
Einen Geizhals in den Schrein,
Steigt aus dieſem ſchon behende
Alles Geld hinaus, was ſein.

Ward dir das Leben kurz nur zugemeſſen,
Ward's auch dein Schmerz, das darfſt du nicht vergeſſen.

So Manche lernen mit den Jahren
Zu hungern wohl, doch nicht zu sparen

Wie auch manche hohe Schule
Mit der Weisheit sich befasse,
Findest du doch mehr der Weisheit
Oefters in dem Staub der Straße.

Für einen Schimmer, dem es hold,
Gibt manch' ein Herz sein bestes Gold.

Soll dein Besitz nach deinem Wunsch sich mehr
So lerne früh': Unnöthiges entbehren.

Kennst du den Durst des Tantalus?
Das ist: die Gierde nach Genuß.

Verweilt das Glück zu lang' in einem Haus
So jagt's der Eig'ner selbst zur Thür hina

Gar oft geschieht's, daß sich erst recht verste
Zwei Menschen, wenn sie auseinandergehen.

Mögt ihr auch dem Dichter nehmen
Was das Glück ihm gab und lieh',
Ein Asyl müßt ihr ihm lassen
In dem Reich der — Phantasie.

Drei Dinge sind es, ohne die
Kein Mensch ertrüg' dieß Erdenleben,
D'rum dankt dem Herrn, der uns gegeben
Den Schlaf, den Wein, die Phantasie.

Schlürft zu viel dein durst'ger Mund
Von des Lebens Nektarspende,
Bleibt der Ekel nur am Ende
Dir noch in des Bechers Grund.

Nicht könnte Gott uns gröss'res Leid bescheeren,
Als würde er uns alles das gewähren,
Was wir begehren.

Vertrau' auf Gott und sei dabei nicht müßig,
So wird dir jeder Helfer überflüssig.

Und mög'ſt die größte Weisheit du entfalten,
Nie wirſt du von der Dummheit Recht erhalten.

Haſt du ein Haus erbaut,
Ganz ſo wie's dir gefällt,
So denk': Wo wird darin
Mein Sarg wohl hingeſtellt?

Das Lautenſchlagen laſſe bleiben
Wo des Gewerkes Räder treiben.

Ein Kind noch bleibt mit weißem Haar,
Wem nicht die Zeit ein Lehrer war.

Die Armuth, ach, entbehrt wohl ſehr,
Allein der Geiz entbehrt noch mehr.

Der Einzle mag noch taugen oder paſſen,
Verächtlich ſind allüberall' die Maſſen.

Wer ſtets nur äußert ſeine eig'ne Meinung,
Iſt ſicherlich die ſeltenſte Erſcheinung.

Soll es ſich nach Wunſch geſtalten,
Gönne Zeit auch dem Entfalten.

Und war das Schlimme noch ſo ſchlimm,
Iſt ſchlimmer doch das: Interim.

Je mehr Reſpect ein eitler Thor begehrt,
Um deſto wen'ger iſt er deſſen werth.

Und ſollt' auch alles Recht zu Unrecht werden,
So ſtraft ſich jedes Unrecht doch auf Erden.

Wohlthätig magſt du ſein, wo's immer kann geſchehn,
An Jedem, den du glaubſt nie wieder mehr zu ſehn.

Dem Frohſinn iſt es Pflicht,
Sich zu beſchränken,
Will er am Ende nicht
Sich ſelber kränken.

Ein Jeder, wär' er auch ein Bettler eben,
Iſt doch die Hauptperſon in ſeinem Leben.

Reichte aus dem Erdgewimmel,
Aus dem Reich' des Jammers hier,
Nicht die Liebe in den Himmel,
Schenkt' ich, Herr, den Himmel dir.

Zwei Millionen Jahre braucht
Die Kohle, bis zum Stein sie wird,
Was sagst du wohl dazu, der stets
Von ew'gem Nachruhm phantasirt?

Bettlerkleid und Purpurs Zierde
Geben dir nur äußer'n Schein,
Doch nur der ist Mensch allein,
Der bewährt des Menschen Würde.

Ach Gott, wie wen'ge Ausnahm' von der Menge,
Die werth nur, daß sie ew'ge Nacht verschlänge!

Mag ein Gaukler seinen Namen
Auch mit Riesenlettern schreiben,
Wird er, wenngleich voll die Bude,
Doch nur stets ein Gaukler bleiben.

Den Fortſchritt hinderte zu jeder Zeit
Beſchränktheit mehr als wie die Schlechtigkeit.

So ſchnell iſt nichts mit Schlechtem im Vereine
Als das Gemeine.

Wo das Geſetz kein Recht verſchafft,
Dort wird zum Recht die rohe Kraft.

Ach, daß der Menſch doch die Natur ſtudiere,
Nicht ſtänd' er oft beſchämt — vor einem Thiere.

„Das Publikum ſagt dieß und das,"
So hört man ohne Unterlaß',
Und dennoch, frägſt du rings herum,
Zählt Keiner ſich zum Publikum.

Wird mit einem beſſern Kleide
Der Gemeine angethan,
Zieht er größtentheils mit dieſem
Auch zugleich den Hochmuth an.

Verlang kein Vorwärts von den Krabben,
Und von der Schnecke keine Haſt,
Denn Jeder thut nach ſeinen Gaben,
Und wie ſein Sinn ein Ding erfaßt.

Kaum dem Mutterleib' entſproſſen
Sucht das Kind ſchon zu zerſtören,
Ach, daß doch ſo viel der Großen,
Zu den Kindern noch gehören.

Beſſer würd' es ſein auf Erden
Suchtet beſſer ihr zu werden.

Oft macht's bloß Jugend, daß zuſammen paßt,
Was ſpäter ſich mißachtet oder haßt.

Den Menſchen ändert jeder Akt des Lebens,
Die Rückkehr zu dem Alten iſt vergebens.

Biſt du ein Talent, erheben
Kann dich eine Kotterie,

Aber auch nichts weiter eben,
Dich erhalten kann ſie nie.

Wer ſelbſt ſich zu beherrſchen nicht die Kraft,
Der iſt die Puppe ſeiner Leidenſchaft.

Eins bleibt für Dichter ſtets
Das Unbeſchreibliche,
Und dieſes Eine iſt:
Das Ewig-Weibliche.

Schwer wie weniges hienieden
Muß fürwahr die Treue ſein,
Geht ſie doch zumeiſt auf Vieren,
Und ſo ſelten nur auf Zwei'n.

Zu'm Beſten ſelbſt muß man die Menge zwingen,
Sie zu verſtändigen, wird nie gelingen.

Denkt ein Wicht dich zu benützen,
Iſt er ſtets dein Freund, zum Schein.

Aber iſt's geſchehn, ſo wirſt du
Ihm ſo fremd wie früher ſein.

Willſt du, daß dir's am beſten frommt
Nimm Alles hin, wie's eben kommt.

Nichts hat Beſtand, und wenn's der Klügſte leitet,
Was die beſtehenden Gränzen überſchreitet.

Und wäre auch das Flücht'ge noch ſo ſpärlich,
So glaub' doch Keiner, er ſei unentbehrlich.

Ob du arm, ob reich geboren,
Glaub' es iſt in allen Zonen
Mit dem Leben nichts verloren,
Mit dem Tode nichts gewonnen.

Das Glück iſt heimiſch nicht im flücht'gen Leben,
Zerglied're jedes nur, von dem der war,
Und tief im Innerſten wird dir es klar,
Es hab' noch keinen Glücklichen gegeben.

Der Tod iſt nur ein leeres Wort,
Du findeſt ihn an keinem Ort,
Denn wo dir ſcheint das Leben gar,
Nimmt tief'rer Sinn ein neues war.

Sei noch ſo ſtark der Stamm und hoch,
Der junge Sproß verdrängt ihn doch.

Mit der Jugend ſtirbt der Jüngling,
Mit der Mannskraft der Mann,
So — zweidrittheil ſchon geſtorben —
Langt der Greis am Grabe an.

Mancher klagt am Rand des Lebens
Ueber deſſen Flucht und Eile,
Der die längſte Zeit vergebens
Rath geſucht vor Langerweile.

Nimm das Närriſche und Schlechte
Weg aus dieſem Erdentreiben,
Und du wirſt dich weidlich wundern,
Was dir noch wird übrig bleiben.

Was Wunder, daß dem Greis am Stab
Der Tod erfüllt mit Leid,
Nur ungern legt ein Jeder ab
Ein langgetrag'nes Kleid.

Vergang'ne Schuld zu büßen,
Erheischt der Frommen Rath,
Allein die beste Buße
Ist eine schöne That.

Der Meister hat ein Werk vollbracht,
Und denkt: Ach Gott, wie schlecht gemacht,
Der Stümper hat ihm's nachgethan,
Und meint, er sei ein rechter Mann.

Den Gedanken mußt du meiden,
Soll die That dir bleiben fern,
Denn die That nur ist die Schale,
Der Gedanke ist der Kern.

Willst Freund du sein, so sei es,
Willst Feind du sein, so wag' es,

Es iſt für mich nichts Neues,
Und glaub' mir, ich ertrag' es.

Ganz ſicher würde Jeder etwas taugen,
Sähſt du ihn nur mit ſeinen eig'nen Augen.

Fehlt Tröſtung dir im bunten Erdgewimmel,
So hol' ſie dir vom ſternbeſä'ten Himmel.

Wie hoch er ſteht, ſo zeigt der Wetterhahn
Uns doch nur bloß, daß er ſich drehen kann.

In alles Unvermeidliche
Gib dich geduldig d'rein,
Sonſt ſteigert in's Unleidliche
Sich dir des Lebens Pein.

Iſt dir dein eig'ner Stand zu ſchlecht,
Behagt dir auch kein and'rer recht.

Wo auch dein Forſchergeiſt verfolg' die Spur,
Du findeſt zwecklos — nichts in der Natur.

Kannſt du keine Palme ſein,
Such' der Tanne doch zu gleichen,
Die im Winter nur allein
Grünend ragt aus Waldesleichen.

Schlimm iſt's, wenn dich Böswillige verletzen,
Doch ſchlimmer, wenn dich Thoren überſchätzen.

Unter Finden und Zerſtreuen,
Wie es Zufall will und Pflicht,
Wird ſich Alles ſtets erneuen,
Doch das Alte iſt es nicht.

Wem wär' der Freude Wechſel nichts Bewußtes,
Iſt Luſt doch ſchon die Mutter des: Verluſtes.

Wie du erwirbſt dein Brot
Wird der Verſtand dich lehren,
Doch willſt du ſein nicht hören,
So lehrt es dich — die Noth.

Das Alter ehre immerdar,
Das nur nach Ehr' getrachtet,

Ein Schuft jedoch mit grauem Haar
Sei ſtets von dir verachtet.

Je voller im Schulhaus die Bänke
Je leerer Gefängniß und Schenke.

Der Menſch nur kann vor Schaam erröthen,
Die Thiere haben's nicht von Nöthen.

Den Geiſt zu bilden ſtrebt man immer mehr,
Wo kommt doch nur ſo viel der Dummheit her?

Mit Recht man den nur weiſe nennt,
Der ſeine eig'ne Thorheit kennt,
Doch wüßt' ich gern, wo man den Selt'nen findet,
Der jede eig'ne Thorheit überwindet.

Einer Nußſchale ſpannt ſo manch' ein Thor
Sechs ſtolzwiehernde Roſſe vor,
Und meint mit ſelbſtiſchem Behagen
Jetzt ſei's ein Hofſtaatsgallawagen.

Soll dir das Kleine nicht die Zeit entraffen,
So sei bedacht, auch Größeres zu schaffen.

Es steht wohl um sein täglich Brot
So Groß als Klein im Land,
Doch Keiner hält's zu fleh'n für Nóth
Um täglichen Verstand.

Nur im Vergehen
Jedes Bestehenden,
Liegt das Bestehen
Alles Vergehenden.

Der selbst muß sein der Achtung voll,
Der achten kann das, was er soll.

Versinkt in ihrer Farbenzier
Die Außenwelt in Nacht und Graus,
So mal' sie rasch nur selber dir
Mit Farben aus dem Inner'n aus.

Das meiſte Unglück bringt dir das Begehren,
Das meiſte Glück hingegen das Entbehren.

Geld bringt nur Lohn in jenen Händen,
Die's nicht verſcharren, nicht verſchwenden.

Was ich am Seltenſten noch konnt' gewahren,
Das iſt ein Menſchenfreund, ergrau't von Haaren.

Beſchimpf'ſt du was jeder Verſtändige ſchätzt,
Haſt du dir nur ſelbſt eine Schelle verſetzt.

Willſt du genirt nicht ſein und — nicht geniren,
Verleg' vor Allem dich auf's Ignoriren.

Ich will's ja glauben und ſogar
Beſchwören, wenn es nöthig iſt,
Nur ſag' es mir nicht immerdar
Welch' ein berühmter Mann du biſt.

Verirren kann man ſich geſchwind
Irrwege gibt es aller Enden,
Wenn nur, die am Verirren ſind,
Ein Beiſpiel an Verirrten fänden.

Der Frost, der für den Wanderer kläglich,
Erscheint am Ofen ganz erträglich.

Alles übersteigt die Gränzen —
Kein's das And're mag ergänzen,
Kein's das And're anerkennen,
Und sie wollen's Fortschritt nennen?

Glücklich zu sein,
Jagst du hinaus,
Arbeit allein
Macht's dich im Haus.

Die Welt ist enge, die Welt ist weit,
Wie du sie selbst dir machst,
Sie ist voll Trauer und Fröhlichkeit,
Nachdem du weinst oder lachst.

Jemehr als sich dein Geist
Zum Lichte ringt empor,
Um so verthierter kommt
Dir auch die Menge vor.

Manch' Einer ſchwärmt von Lenz und Sang,
Von Quell und Waldesruh',
Und ſieht in Wieſe, Wald und Hang,
Nicht mehr als eine Kuh.

Vermagſt du's nicht, aus dir zu ſchöpfen,
So ſtiehl auch nicht aus andern Töpfen.

Je heftiger ein Beifall iſt,
Um deſto kürzer ſeine Friſt.

Und hinget ihr heute die Wahrheit auf,
Erſäuftet ſodann ſie elendig,
Und ſchöſſet ſie todt, und erſchlügt ſie d'rauf,
Sie würde doch wieder lebendig.

Gewinnt Vornirtheit nur ein wenig Holz,
So trägt ſie gleich das rothe Aepflein: Stolz.

Nur wo das Schöne hingehört
Iſt's ſchön, wenn fern die Luppe,

Ich möchte von Frau Venus selbst
Kein Haar in meiner Suppe.

Nicht schön're Blume giebt's
Als Mutterlieb' auf Erden,
Doch keine kann so schnell
Wie sie zum Unkraut werden.

Nur im Gesichtspunkt liegt allein
Verächtlichkeit und Glorie;
Du kannst für mich eine Gottheit sein
Und auch eine Infusorie.

Säß' nicht auf jeder Treppenstufe
Ein Engelchen und hielte Wacht,
So würde groß kein Kindlein werden,
So sehr man's nähme auch in Acht.

Im Schaffen und Genießen
Liegt alles Lebens Kern,
Wo sie zusammenfließen
Da stehst du nah' dem Herrn.

In gleichem Verlag erschienen früher:

Ewald und Bertha.

Idyllisches Epos

in sechs Gesängen.

Von

August Gahlert.

Taschenformat cart. 10 Ngr.

Blüthen und Perlen,

die herrlichsten der ächten deutschen Lyrik, in ein Diadem gewunden

für

Deutschlands sinnige Frauen

von

Ferdinand Stolle.

Taschenformat. Fein in gepreßtem Atlaspapier gebunden mit Goldschnitt in Futteral 15 Ngr.

Maikuospen

(Gedichte)

von

Constantin Tischendorf.

8. In Golddruckumschlag cart. 15 Ngr.

Alle drei eignen sich, sowohl wegen ihres sinnigen Inhaltes, als auch wegen der eleganten Ausstattung, ganz besonders zum Geschenk an Damen.

1920. 397.

Die

Poesie beim Weine.

Von

Dr. Johann Nepomuck Vogl.

Wien, 1857.

Druck und Verlag von J. B. Wallishausser's
k. k. Hoftheater-Druckerei.

Dd. 3 1/6

GROSSHERZOGL. BIBLIOTHEK
WEIMAR

Blätter und Trauben.

(Vierte vermehrte Auflage.)

Lauben und Trauben.

Grün und rothe Lauben,
Schwarz und weiße Trauben,
Ei, wie lieblich seid ihr anzuseh'n;
Wenn noch Bursch' und Dirnen,
Frisch von Aug' und Stirnen,
Singend euch am Weingeheg' umsteh'n.

Grün und rothe Lauben,
Schwarz und weiße Trauben,
Schön vom Sonnenschein und Thau bemalt,
Ach an Stab und Reben
Welkt das grüne Leben
Mahnt auch euch, zu ändern die Gestalt.

Grün und rothe Lauben,
Schwarz und weiße Trauben,
Erſt des Winzers, jetzt des Schenken Stolz;
Bunte Kränze jene,
Flatternd auf der Tenne,
Dieſe eingezwängt in Reif und Holz.

Grün und rothe Lauben,
Schwarz und weiße Trauben,
Ei, wie lieblich ſeid ihr nun zu ſeh'n,
Da wir wack're Zecher,
Hoch den Freudenbecher,
Laut aufjubelnd euer'n Sarg umſteh'n.

Von der Rebe.

Mond erzählt zur Nacht den Reben
Manch ein Märlein ſelt'ner Art,
Daß ſie ſanft erſchauernd beben,
Kindern gleich, noch jung und zart.

Weſt erzählt den luſt'gen Ranken
Viel von ſeiner Wanderſchaft,
Daß ſie reiſeluſtig ſchwanken,
Zürnend faſt auf ihre Haft.

Thau, die ſtille Himmelsthräne,
Schwärmt von Wolken goldbeſäumt,
Die da zieh'n als luſt'ge Schwäne,
Bis die Rebe ſelig träumt.

Sonne aber, heiß von Liebe,
Küßt die Rebe still entzückt,
Bis entflammt zu gleichem Triebe
Sie zu ihr in Thränen blickt.

Wundert euch darum nicht länger,
Daß im Wein so selt'ne Kraft,
Die auch selbst dem ärmsten Sänger
Sein versäumtes Eden schafft.

Leselust.

O Wächterhorn, du süßer Klang,
O freier froher Winzersang,
Wie tönt ihr von des Berges Hang,
So lieblich nun auf's Neu'!

Was faßt für Lust mein krankes Herz,
Wie stiehlt sich fort der bleiche Schmerz,
Wie naht der lose Flatt'rer Scherz,
Der uns vermied so scheu.

Durch Berg und Thal nur Klang und Schall,
Und Schall und Klang all überall,
Als wäre auf dem Erdenball
Sonst nichts als Lieb' und Treu'!

Das iſt die Zeit des gold'nen Wein's,
Das iſt die Zeit des ſchönſten Sein's,
Wo Luſt und Leben wieder Eins
Und alles And're Spreu.

O Wächterhorn, du ſüßer Klang,
O freier froher Winzerſang,
O ſchallt, o ſchallt, daß ſich noch lang
Des Menſchen Herz erfreu'!

Kelter-Lied.

Keltert, keltert nun den Wein,
Alles muß gekeltert ſein;
Gold und Schlacke muß ſich ſcheiden,
Keines kann die Kelter meiden,
Erſt geläutert wird's zu Wein.

Keltert, keltert nun den Wein,
Alles muß gekeltert ſein,
Seit die erſten Menſchen lebten,
Seit die erſten Ranken bebten,
Seit gepflanzt der erſte Wein.

Keltert, keltert nun den Wein,
Alles muß gekeltert ſein,
Hoffen, Lieben, Zweifeln, Glauben,
Kämme, Beeren, Stengel, Trauben
Macht die Kelter erſt zu Wein.

Keltert, keltert nun den Wein,
Alles muß gekeltert ſein,
Nichts entgeht dem Druck auf Erden,
Was ein Beſſres hofft zu werden,
Und das Beſte iſt der Wein.

Herbstfrage.

Grauer Himmel, frische Lüfte,
Weingebirge um und um,
Voller Trauben, voller Düfte,
Ei, ich frage,
Bruder sage:
Gibst du nicht den Lenz darum?

Welch ein Bücken, Holen, Bringen,
Lust und Leben um und um,
Wie sie keltern, wie sie singen;
Ei, ich frage,
Bruder sage:
Gibst du nicht den Lenz darum?

Wir inmitten den Geländen
Fröhlich blickend um und um,
Volle Becher in den Händen;
Wer die Frage
Da noch wage:
Ob man gäb' den Lenz darum?

Wann iſt es Zeit?

Sagt an, wann iſt die beſte Zeit
Zum trinken, ja, zum trinken?
Die beſte iſt's, wenn über uns
Die hellen Sterne blinken.

Sagt an, wann iſt die beſte Zeit
Zum ſingen, ja, zum ſingen?
Die beſte iſt's, wenn laut dazu
Die vollen Becher klingen.

Sagt an, wann iſt die beſte Zeit
Zum küſſen, ja, zum küſſen?
Die beſte iſt's, wenn uns beim Lied
Die Becher überfließen.

Wohlan, ſo iſt's die rechte Zeit,
Da jetzt die Sterne blinken,
D'rum kommt und trinkt und ſingt und küßt,
Bis ſie hinunterſinken.

Der Nebel.

Der Nebel ſich herniederſenkt,
Der Nebel in den Weinberg hängt,
Und jede Traube trinkt daran
So viel ſie kann.

Das eben freut den Winzer ſehr,
Da gibt es Wein um deſto mehr,
Ein Nebel ſo zu ſeiner Zeit
Iſt ſehr geſcheidt.

Mir aber iſt es plötzlich klar,
Was mir ſo lang ein Räthſel war,
Woher es: daß man kann vom Wein
Benebelt ſein.

Lieblich, lieblich ſprießt der Wein.

Lieblich, lieblich ſprießt der Wein,
Möchte faſt ein Weinſtock ſein,
Wie ſie ſchwanken
All' die Ranken,
Welch ein Duft durch Flur und Hain.

Lieblich, lieblich blüht der Wein,
Möchte faſt ein Weinſtock ſein,
Im Gehänge
O der Menge
Beerchen grün und Beerchen klein.

Lieblich, lieblich reift der Wein,
Möchte faſt ein Weinſtock ſein,
Wie das pranget,
Wie das hanget,
Schafft die Trauben doch herein.

Lieblich, lieblich blinkt der Wein,
Möchte nun kein Weinſtock ſein,
Blinkt's im Glaſe
Steck' die Naſe
Lieber ich doch ſelbſt hinein.

Keller-Lied.

Der Keller iſt ein guter Platz,
Weis keinen beſſern mir, mein Schatz;
Denn ſieh, er ſchließt was echt und rein
In ſeine ſich're Huth mir ein.

Und grade wie der Keller iſt,
Soll ſein dein Herz zu jeder Friſt,
Soll wie der Keller nur allein
Bewahren mir was echt und rein.

Soll bergen deutſcher Liebe Glut,
Soll bergen Treu' und frohen Muth,
Auf daß an Dir ſich ohne Reu',
Gleichwie an ihm, mein Herz erfreu'

Und wie der Keller gut und feſt
Nichts Schlimmes zu dem Weine läßt.
So ſollſt auch du in Ernſt und Scherz
Nichts Schlimmes laſſen in dein Herz.

Verſchließen ſollſt du fruh und ſpat
Dein Ohr dem Wort, das ſchmeichelnd naht,
Der Falſchheit, die ſo gern und fein
Sich ſchleicht in Herz und Keller ein.

Und birgt mein Keller klare Flut,
Und biſt du treu wie er und gut,
So tauſch ich, armer Erdenſohn,
Selbſt nicht mit Zeus auf ſeinem Thron.

Rundgesang.

Wenn wir in der Runde die Gläser erblicken,
Was mag sich wohl schicken?
Sie alle
Zu füllen,
Bis oben
Zum Rande,
Damit wir
Nicht dürsten
Wie Fische
Im Sande.
So will mich's bedünken,
Und wacker dann trinken,
Das ist's, was sich schickt,
Wenn man Gläser erblickt.

Wenn wir in der Runde die Gläser erblicken,
Was mag sich wohl schicken?
Die Gläser
Die vollen,

Zuſammen
Zu ſtoßen,
Ein Proſit
Zu bringen
Jedwedem
Genoſſen,
So will mich's bedünken,
Und wacker dann trinken,
Das iſt's, was ſich ſchickt,
Wenn man Gläſer erblickt.

Wenn wir in der Runde die Gläſer erblicken,
Was mag ſich wohl ſchicken?
Im Chorus
Zu ſingen
Gewohnten
Gebrauſes,
Daß drüber
Erbeben
Die Pfeiler
Des Hauſes.

So will mich's bedünken,
Und wacker dann trinken,
Das ist's, was sich schickt
Wenn man Gläser erblickt.

Wenn wir in der Runde die Gläser erblicken,
Was mag sich wohl schicken?
Von vorne
Beginnen,
So wie wir
Begonnen,
So lange
Ein Tropfen
In Kufen
Und Tonnen.
So will mich's bedünken,
Nur immerfort trinken,
Das ist's, was sich schickt,
Wenn man Gläser erblickt.

Beim Weine.

Es macht ſich jeder ſeine Welt,
Wie ſie ihm eben wohlgefällt,
So mache ich mir die meine
Beim Weine.

Bei Frauenlieb' und Häuslichkeit
Erträumt ſich Der die gold'ne Zeit,
Glück auf, ich ſuch' die meine
Beim Weine.

Der And're wähnt ſein Glück im Ruhm,
Rauft ſich mit aller Welt herum,
Gern gönn' ich dem das Seine,
Beim Weine.

Ein Dritter iſt dem Geld nur hold,
Der will nur Gold und ſucht nur Gold
Ich ſuch' mein Gold, das reine,
Beim Weine.

Ein Vierter lebt nur bloß der Kunſt
Dem iſt ſonſt alles And're Dunſt,
Reſpekt der Kunſt — nur keine
Beim Weine.

Ein Fünfter nur in Sternen reiſt,
Der ſchätzt ſonſt wieder nichts als Geiſt,
Auch ich, doch den vom Rheine,
Beim Weine.

So macht ſich jeder ſeine Welt,
Und meint, am beſten ſei's beſtellt,
Gerade wie ich's meine
Beim Weine.

Lied vom Wein.

Spukt mir im Kopf oft Dies und Das,
Was Unmuth macht ohn' Unterlaß,
Da ruf' ich: Schenke, schenk' mir ein,
Doch guten Wein,
Doch klaren Wein,
Da wird mir wohl bald wohler sein!

Denk' oft an alte Zeit zurück,
Wie treulos mir und falsch das Glück,
Da ruf' ich: Schenke, schenk' mir ein,
Doch guten Wein,
Doch klaren Wein,
Was hin ist, muß vergessen sein!

Denk' manchmal, wie ſo ſchwarz mein Haar,
Das grauer nun von Jahr zu Jahr,
Da ruf' ich: Schenke, ſchenk' mir ein,
Doch guten Wein,
Doch klaren Wein,
's wird auch wohl zu ertragen ſein!

Denk' oft auch an ein liebes Lieb,
Von dem mich einſt das Schickſal trieb,
Da ruf' ich: Schenke, ſchenk' mir ein,
Vom beſten Wein,
Vom klarſten Wein,
Mög' ſie noch lange glücklich ſein!

Im Keller.

Sehr dunkel iſt's im Keller,
Es kann nicht anders ſein,
Doch d'roben iſt's nicht heller
Nicht heller,
Für den, der keinen Wein.

Ja, ſitzeſt du im Keller,
Und ſchenk'ſt du fleißig ein,
So wird's dir immer heller
Ja heller,
Und dieſes macht der Wein.

D'rum mag es hier im Keller
Auch noch ſo dunkel ſein,
Ich wünſch' es gar nicht heller,
Nicht heller,
So lang' noch rinnt der Wein.

Die gefeſſelten Geiſter.

Es wohnen umduftet
Vom goldenen Naß,
Die Geiſter der Jugend
Im bauchichten Fäß.

Sie ſchmachten und trachten
An's Licht nur hinaus,
Doch bannt ſie ein Zauber
In's finſtere Haus.

D'rum laßt uns befreien
Die Armen zur Stund,
Nicht länger verſchließe
Sie Daube und Spund.

Laßt quellen die Wellen
Aus Zapfen und Krug,
Daß jene uns wieder
Umkreiſen im Flug.

Wohlan denn, nun ſeid ihr
Entfeſſelt und frei,
O Geiſter der Jugend,
Nun flattert herbei.

Vergebt es, wenn Mancher
Euch treulos vergaß,
Und gaukelt und ſchaukelt
Auf Kanne und Glas.

Ihr, die ihr, als Falter
Umkoſet das Kind,
O ſcheucht doch wie früher
Die Sorgen geſchwind,

Und führt uns im Reigen
Zurück in das Land,
Das, ach, nur zu ſchnelle
Uns allen entſchwand.

Laute Freude.

Freut Euch, Brüder, nicht im Stillen,
Freut ihr Euch, ſo freut Euch laut,
Auch der Freude ihren Willen
Die ſich Andern gern vertraut.

Laß die Gleißner ſich verſtecken,
Wenn ſie froh bei Sang und Wein,
Wir doch, die nichts Schlimmes hecken,
Wollen ohne Trug auch ſein.

Ja, in lauten Jubelchören
Schall's in alle Welt hinaus,
Und wer taub nicht iſt, mag hören,
Daß die Freude hier zuhaus.

Hell erſchall' der Klang der Becher,
Laut und kräftig unſer Chor,
Doppelt ſchmeckt der Wein dem Zecher,
Klingt Geſang dabei in's Ohr.

D'rum der Freude ihren Willen
Die ſich Andern gern vertraut,
Freut Euch, Brüder, nicht im Stillen,
Freut ihr Euch, ſo freut Euch laut.

Zechers Rath.

Freunde, haltet's mit dem Wein,
Wein nur iſt der Sorgenbrecher,
Wenn er hell erglänzt im Becher
Flieht Euch Sorg' und Noth allein.

Freunde, haltet's mit dem Wein,
Hab es ſelbſt erprobt im Leben,
Eitel iſt der Menſchen Streben,
Und ein ſchöner Wahn ihr Sein.

Freunde, haltet's mit dem Wein,
Liebe iſt ein flücht'ger Falter,
Stirbt in ſeinem ſchönſten Alter,
Letzt ſich nur am grünen Hain.

Freunde, haltet's mit dem Wein,
Freundſchaftsbund, ihr müßt es wiſſen,
Iſt vom Schickſal bald zerriſſen,
Nichts oft als — ein Leichenſtein.

Freunde, haltet's mit dem Wein,
Erdengüter bringen Sorgen,
Erben harren, Arme borgen,
Und der Mißmuth ſtellt ſich ein.

Darum haltet's mit dem Wein,
Füllt die Krüge, leert die Becher,
Wein nur iſt der Sorgenbrecher
Auf der Welt voll Trug und Schein!

Aufſchrift.

Ob der alten Rathhauspforte
Steh'n zu Como dieſe Worte:
Qui entra in quaesto loco
Parli bene, parli poco!

Beſſern Spruch gibt es mit nichten,
Mög' darnach ſich jeder richten,
Wenig aber gut nur reden
Iſt von Nutzen wohl für jeden.

Nah'ſt daher du einer Schwelle,
Denk' nur immerdar zur Stelle:
Qui entra in quaesto loco
Parli bene, parli poco!

Aber nicht nur bloß mit Worten
Halte ſo man's aller Orten,
Nein, beſonders will's mich dünken,
Gilt das Sprüchlein auch für 's Trinken.

D'rum wo Wein verſchied'ner Sorte,
Auf die Schenke ſchreibt die Worte:
Qui entra in quaesto loco,
Beva bene, beva poco.

Vom Weinberge.

Ist ein Weinberg dir gegeben,
Sorge, wie's ein Vater thut,
Süße Frucht belohnt dein Streben,
Aber pflege, pfleg' ihn gut.

Ist ein Weinberg dir gegeben,
Lab' sich d'ran dein froher Muth,
Wenn die Ranken dich umweben,
Aber pflege, pfleg' ihn gut.

Ist ein Weinberg dir gegeben,
Ford're nicht zu viel Tribut,
Was er gibt, das gibt er eben,
Aber pflege, pfleg' ihn gut.

Trinklehre.

Wem bring' ich wohl das erſte Glas?
Wer lehrt mich das?
Das erſte Glas dem großen Geiſt,
Der Troſt im Wein uns finden heißt,
Der unſ're Welt ſo ſchön gemacht,
Ihm ſei das erſte Glas gebracht.

Wem bring' ich wohl das zweite Glas?
Wer lehrt mich das?
Das zweite Glas dem Vaterland,
Wo meiner Kindheit Wiege ſtand,
Wo Mutterſorge mich bewacht,
Ihm ſei das zweite Glas gebracht.

Wem bring' ich wohl das dritte Glas?
Wer lehrt mich das?
Das dritte Glas dem deutſchen Weib,
Das eigen mir mit Seel' und Leib,
In deſſen Blick mir Liebe lacht,
Ihm ſei das dritte Glas gebracht!

Wem bring' ich wohl das letzte Glas?
Wer lehrt mich das?
Das letzte Glas dem guten Recht,
Das stets verdammt was falsch und schlecht,
Und alles Gute hält in Acht,
Ihm sei das letzte Glas gebracht.

Auf den Bergen.

Auf den Bergen wächst der Wein,
Auf den Bergen laßt uns leben,
Frische Luft und volle Reben,
Sagt, wo kann es besser sein?

Schaut das Weingehäg nur an,
Zeigt es nicht im schönsten Bilde,
Was der Herr in seiner Milde
Für der Menschen Lust gethan?

Freu't euch d'rum des schönen Seins,
Unter traubenreichen Ranken
Dankt dem Spender im Gedanken,
Und genießt des edlen Wein's.

Auf den Bergen nur allein
Naht das Göttliche in Flammen,
Stoßt die Becher d'rum zusammen;
Hoch die Berg und der Wein!

Das grüne Glas.

Ein grüner Baum weit über mich gespannt,
Ein grünes Glas kredenzt von schöner Hand,
Ein grüner Raum umglänzt vom Sonnenschein,
Das ist's, was mir zum Nectar macht den Wein.

Ein grünes Glas würzt erst des Trunkes Lust,
Man schlürft das Grün in sich fast unbewußt,
Dann grünt der Baum der Hoffnung wieder neu,
Ja Grün, ja Grün, dir bleib ich ewig treu.

D'rum reicht mir nur ein grünes Glas geschwind,
Da grün umher noch Baum und Sträuche sind,
Da grünes Laub noch unser Haupt umwankt,
Und Hoffnungsgrün noch um die Brust sich rankt.

Ja, hoch das Grün, und hoch das grüne Glas,
Nur kurze Frist, so welkt ja Herz und Gras,
D'rum laßt uns jetzt, nie werdet ihr's bereu'n,
Am grünen Baum, am grünen Glas uns freu'n.

Trinklied für Jüngere.

Wir Schiffersleut', wir braven,
Wir sitzen noch im Hafen,
Und uns're Schiffe schaukeln sich
In sich'rer Huth gar wonniglich,
Als gäb's nicht Sturm noch Riffe,
O Schiffe!

Doch wird's nicht lange dauern,
So kommt's mit Sturmesschauern,
Und reißt die Schiffe, groß und klein,
In's wilde grimme Meer hinein,
Da gibt es Stöß und Püffe,
O Schiffe!

D'rum laßt uns jetzt noch singen
Derweil die Becher klingen,
In Kurzem gibt es andern Klang,
Doch wird uns allen d'rum nicht bang,
Ein Vater lenkt durch Riffe
Die Schiffe!

Beim Oesterreicher.

Bei einem Landsmann bin ich gern,
Wo könnt's auch besser sein?
Es ist ja doch der schönste Stern
Das Heimathland allein.

Ja, treff' ich einen Landsmann wo,
Wird gleich das Herz mir weit,
Da fühl' ich mich so leicht und froh,
Frag' nichts um Schlaf noch Zeit.

O bringt mir einen Landsmann her
Von Grinzing oder Rötz,
Daß sich mein Herz, was braucht es mehr,
So recht nach Lust ergötz'.

Sei auch ein Fremder noch so gut,
Und aller Makel frei,
Ein Landsmann gibt doch froher'n Muth,
Wer stimmte da nicht bei?

D'rum mit dem Landsmann nur herein,
Sein Platz sei obenan,
Und sollten's ihrer mehr auch sein,
So liegt g'rad auch nichts d'ran.

Sind sie nur aus dem rechten Faß,
Und ist nichts Fremdes d'rin,
So sollen sie's bald merken, daß
Auch ich ihr Landsmann bin!

Das Turnier der Weine.

Es gab ein großes Fechten,
Wer sollte König sein,
Das Schwert in starker Rechten
Die Kämpfer zogen ein.
War auch ein deutscher Ritter
Dabei vom Donaustrand,
Mit off'nem Helmesgitter
Hielt der den andern Stand.

Schon naht ein nicht sehr zahmer,
Ein fränk'scher Rittersmann,
Von der Champagne kam er
Und stieß den Deutschen an.
Der aber mocht' nicht wanken,
Und gab manch' guten Stoß,
Bis hin das Blut der Franken
In heißen Strömen floß.

Gleich d'rauf kam noch ein Zweiter
Madera war ſein Nam',
Doch konnt' der braune Streiter
Ihm machen wenig Gram.
Aus Ungarn kam ein Dritter
Ein feurig rother Held,
Der kam wie Ungewitter,
Und fiel wie todt in's Feld.

Gleich d'rauf kam noch ein kecker
Geſell vom Böhmerland,
Das war der Herr Melneker,
Der dort den Meiſter fand.
Ein Welſcher folgte dieſen,
Der war nun vollends Glut,
Doch lag auch er vor'm Rieſen
Gar bald im ſchwarzen Blut.

Nun kam ein alter Recke
Heran vom grünen Rhein,
Da gab's erſt blaue Flecke
Und Beulen hinterd'rein,

Das war ein wildes Ringen
Das war ein wilder Klang,
Doch keinem mocht's gelingen
Daß er den Andern zwang.

Da warfen sie zur Seiten
Die Waffen alle Zwei
„Wozu, daß wir noch streiten
Wer fürder König sei?"
Und in die Arm sich fallen,
Die erst zerstampft den Hain,
Und jauchzen: „Hoch vor Allen
Die Donau und der Rhein!"

Jungfrau Kanne.

Viel holde Jungfer Kanne,
Was ist Sie für ein Schatz!
Sie hat in meinem Herzen
Den allerbesten Platz.

Sie ist so rund vom Leibe,
Sie ist so blank und rein,
Ich wüßte nichts auf Erden,
Was schöner könnte sein.

Ihr Inn'res erst, o Himmel!
Wie ist das frisch und klar,
Nur pure Lieb' und Milde
Und echtes Gold fürwahr.

Auch ist Sie gegen Alle
So folgsam wie ein Kind,
Nicht zänkisch oder brummig,
Wie oft die Frauen sind.

D'rum ſchwör' ich Ihr auch Treue
In jeder Luſt und Noth,
Bis mich, o Jungfer Kanne,
Von Ihr einſt trennt der Tod.

Nur muß Sie ſtets erglühen
Für mich, wie jetzt Sie glüht,
Noch darf je eine Leere
Ihr kommen in's Gemüth.

Und nun herzliebe Kanne,
Nichts mehr von Soll und Muß,
Nun reiche Sie die Lippen
Nur raſch mir dar zum Kuß.

Reißt die Zeiger von den Uhren.

Reißt die Zeiger von den Uhren,
Denn die Zeit iſt uns ein Tand,
Auf, ihr edleren Naturen,
Folgt des Frohſinns roſ'gen Spuren,
In das heit're Jugendland.

Wollen einmal ganz vergeſſen
Auf die Zeit und auf die Welt,
Sorge ſich wer will indeſſen,
Laßt uns nicht den Frohſinn meſſen,
Wie man ſonſt wohl mißt und zählt.

Schifften durch des Lebens Klippen
Kühn in Sturm und Sonnenſchein,
D'rum auch ſollen eu're Lippen
Jetzt nicht ſcheu vom Becher nippen,
Nein, in Strömen ſchlürft den Wein!

Hegst du Liebe oder Haß.

Hegst du Liebe oder Haß,
Nimm die Zuflucht nur zum Faß,
Hoffnung wird dein Herz dann finden
Und dein Haſſen wird verſchwinden,
Aber halte rechtes Maß.

Iſt dein Aug' von Kummer naß,
Nimm die Zuflucht nur zum Faß
Schon nach wenig guten Zügen
Wird dein Schickſal dir genügen,
Aber halte rechtes Maß.

Biſt du juſt gelaunt zum Spaß,
Nimm die Zuflucht nur zum Faß,
Wein und Scherz gehört zuſammen,
Wenn aus gutem Grund ſie ſtammen,
Aber halte rechtes Maß.

D'rum ihr Brüder vom Parnaß
Nehmt die Zuflucht nur zum Faß,
Ob nun Jünger oder Meiſter,
Geiſt'ger Trank gehört für Geiſter,
Aber haltet rechtes Maß.

Durſt.

Ein ſchlimmes Ding zu jeder Friſt
Bleibt's immer, wenn man durſtig iſt,
Und kann den Durſt nicht ſtillen
Mit ſeinem beſten Willen.

Der Durſt nach Ruhm und Lorbeern rafft
Dahin gar oft die ſchönſte Kraft,
In's Gras muß Mancher beißen
Und konnt' berühmt nicht heißen.

Der Durſt nach Liebe, wie man weiß,
Macht Vielen Herz und Stirne heiß,
Und was nicht ſehr vergnüglich,
Die Letztere vorzüglich.

Doch kann ſchon gar nichts ſchlimm'res ſein,
Als wie da iſt der Durſt nach Wein,
Probatum est, ſeit Jahren
Hab' ich's an mir erfahren.

Der Durſt nach Lieb', der Durſt nach Ruhm
Verſiegt, man weiß oft nicht warum,
Nicht ſo der Durſt nach Flaſchen,
Die uns die Kehle waſchen.

Der Durſt nach Wein iſt immer neu,
Der Durſt nach Wein iſt immer treu,
D'rum gebt euch d'rein geduldig,
Doch bleibt den Wein nicht ſchuldig.

Lied und Wein und Wein und Lied.

Das Lied behagt nur recht beim Wein,
Der Wein nur recht beim Lied allein,
D'rum muß beim Wein gesungen sein.

Was eine Kette ohne Glied,
Und was ein Ambos ohne Schmied,
Das ist der Wein, wobei kein Lied.

Was eine Lampe ohne Schein,
Was ohne Schliff ein Edelstein,
Das ist das Lied, wobei kein Wein.

D'rum trinkt und singt und singt und trinkt,
So lang's noch schallt, so lang's noch blinkt,
Und uns wie heut der Frohsinn winkt.

Denn nur beim Lied behagt der Wein,
Und nur beim Wein das Lied allein,
D'rum muß beim Wein gesungen sein.

Beim Tokayer.

Flüssiges Feuer
Ist der Tokayer,
Schenkt ihn nur ein;
Laßt uns zusammen
Lodern in Flammen,
Selig nun sein!

Innig verbunden,
Würz' uns die Stunden
Feuer und Flut,
Schwell' uns die Adern,
Ohne zu hadern,
Rolle das Blut.

Klebe wer wolle
Träg' an der Scholle,
Wo er zu Haus,
Weit in die Ferne
Ueber die Sterne
Reißt's uns hinaus.

Freudig Erwärmen,
Schweifen und Schwärmen,
Wonniges Glück,
Nie aus den Räumen,
Die wir uns träumen,
Kehrt mehr zurück.

Feuer iſt Leben,
Feuer der Reben
Doppeltes Sein,
Klingt d'rum zuſammen
Éljen den Flammen
Éljen dem Wein!

Vor der Flasche.

Betrachtet Freunde doch einmal
Die schöne Flasche von Kristall,
So Schliff als Form wie rund und fein,
Zumal, wenn sie gefüllt mit Wein.

Und sagt, ist sie vergleichbar nicht
Dem Stundenglas, das mahnend spricht,
Und dessen ewig reger Sand
Die Zeit uns weiset, die entschwand?

Noch ist sie voll, da seht nur her,
Und eh' ihr's denkt, so ist sie leer,
Und jeder Tropfen zeigt sodann,
Wie schnell die Zeit entrinnen kann.

Das Gute aber ist dabei,
Daß man sie füllen kann auf's Neu'
Und wie uns auch die Zeit entschlüpft,
Der Anfang sich an's Ende knüpft.

D'rum ſei die Flaſche ſchön und rund,
Noch oft geleert bis auf den Grund,
Noch oft gefüllt bis an den Hals,
Gäb's auch ein Zöpf'chen allenfalls.

Sonſt war's die Zeit, die uns belehrt
Heut' aber iſt dieß umgekehrt,
Heut' ſind wir mit Saturn im Streit,
Und machen ſelbſt uns unſ're Zeit.

Genügsamkeit.

Fordert nicht zu viel vom Leben,
Duft'ge Rosen, volle Reben,
Seien euer schönster Lohn,
Und das Schlimme künft'ger Tage
Heiter'n Sinn's ein Jeder trage,
Wie's ertrug Anakreon.

Fordert nicht zu viel vom Leben,
Dankbar nehme, was zu geben
Ihm beliebt, der Erde Sohn,
Selbst an seinen kleinsten Gaben
Sollt ihr harmlos euch erlaben,
Wie es that Anakreon.

D'rum zu viel nicht wollt vom Leben,
Leicht an euch vorüberschweben
Laßt es, bis zum Acheron;
Holde Lippen, volle Becher
Findet jeder frohe Zecher,
Wie sie fand Anakreon.

Liebesgedanken beim Wein.

Ich denke dein
Beim ersten Glas,
Die nie mein Herz
Bisher vergaß.

Beim zweiten Glas
Doch frage ich:
Gedenkst auch du
Noch jetzt an mich.

Und trinke ich
Das Dritte leer
So macht mein Herz
Die Sehnsucht schwer.

Beim vierten Glas
Da wünsch ich steet:
Wenn ich doch nur
Zwei Flügel hätt'!

Und leer ich gar
Das Fünfte aus,
Da reißt's mich fast
Zum Dach hinaus.

Doch seh' ich's ganz
Beim Sechsten ein:
Bei dir nur ist
Mein Glück allein.

Was uns liebt und was wir lieben.

Was uns liebt und was wir lieben,
Freunde ſagt, wer ſtimmt nicht ein?
Laßt das Trauern uns verſchieben,
Denn nicht ſoll uns jetzt betrüben
Jrd'ſcher Trennung kurze Pein,
Was uns liebt und was wir lieben
Soll nur unſer Wahlſpruch ſein.

Was uns liebt und was wir lieben,
Jedem, jedem ſagt's ſein Herz,
Ob wir bald wie Spreu zerſtieben,
Jſt uns doch ein Troſt geblieben,
Freunde ſchaut nur himmelwärts,
Was uns liebte, was wir lieben,
Ewig halte d'ran das Herz.

Was uns liebt und was wir lieben
D'rauf ihr Freunde leert das Glas,
Ob sie uns vereint geblieben,
Oder ob sie längst schon d'rüben
Schlafen unterm Friedhofsgras,
Was wir liebten, was wir lieben,
D'rauf ihr Freunde leert das Glas.

Sage Dank.

Hat dir der Herr ein Gut geſchenkt,
Das Sorg' und Noth verbannt,
So mög' aus deinem Dank er's ſeh'n
Daß du es haſt erkannt.

Und ward dir ein Talent beſcheert,
Das dich zu Edler'm macht,
So dank's aus tief'ſter Bruſt dem Herrn
Und nütz' es mit Bedacht.

Und gibt er dir ein Glas voll Wein,
Zum ſtärkend friſchen Trank,
So leer es fröhlich bis zum Grund,
Und ſag' ihm fröhlich Dank.

Begießet!

Die Blume welkt im Sonnenſchein
Die Blume muß begoſſen ſein,
D'rum gießet,
Und doppelt lieblich anzuſeh'n
Wird ſie in neuer Pracht erſteh'n
O gießet,
O gießet!

Nicht anders geht's dem Zecher auch,
Was ſcheint das für ein dürrer Strauch,
D'rum gießet,
Bald blüht er wieder friſch und groß,
Der Blume gleich, die man begoß:
O gießet,
O gießet!

Doch preiſ't den Mann, der luſtbeſeelt
Jedwedem, der vom Durſt gequält,
Begießet;
Er ſei der König hier im Buno,
Und oft noch ruf' ſein froher Mund:
Begießet,
Begießet!

Theorema.

Den Guten nur erquickt der Wein,
Vernehmt von mir die Lehre,
Den Böſen, den betäubt er bloß,
Der wird darum den Wurm nicht los
Und ſöff' er ganze Meere.

Den Guten aber macht der Wein
Den Sel'gen ebenbürtig,
Er iſt ihm Troſt in Noth und Harm,
Und macht ihn froh, beredt und warm,
Und zwiefach liebenswürdig.

D'rum ſchmälet ja den Mann, der froh,
Beim Weine ſitzt mit nichten,
Denn in dem Wein liegt das Gericht,
Und wer beim Glas nicht lacht und ſpricht,
Den zählt nur zu den Wichten.

Waſſer und Wein.

Ich bin ein großer Haſſer
Von Fluß- und Regenwaſſer,
Doch lieb' ich ſehr den Wein.
Beim Wein da iſt's behäglich,
Das Waſſer macht nur kläglich,
Das ſieht wohl Jeder ein.

Aus off'nen Himmelsſchleußen
Thut Waſſer ſich ergeußen,
Damit uns wachſ' der Wein;
Sonſt wär' es überflüſſig
Und lief herum ganz müſſig,
Das ſieht wohl Jeder ein.

Einſt trank ich nichts als Waſſer,
Da wurd' ich immer blaſſer,
Jetzt aber trink' ich Wein,
Und glüh' ſo roth wie Zunder,
D'rum iſt auch Wein geſunder,
Das ſieht wohl Jeder ein.

Das Waſſer d'rum den Fiſchen,
Uns aber zu erfriſchen
Uns gebt den beſten Wein;
Denn nicht für Hecht und Lachſen,
Er iſt für uns gewachſen,
Das ſieht doch Jeder ein.

Sahara.

Sahara iſt ein ſchlimmes Wort,
Sahara iſt ein ſchlimmer Ort,
Nicht eine Rebe ſiehſt du dort,
Sahara!

Nur Sand und Sand und wieder Sand,
Und droben nichts als Sonnenbrand,
Das wär' mir ſo das rechte Land,
Sahara!

Kameel und Reiter ſchleppen ſich
Darüber hin im Sonnenſtich,
Und ſchwitzen gottesjämmerlich,
Sahara!

Doch die Kameele macht's nicht bang,
Sie durften ganz unmenſchlich lang
Auf einen ſolchen Wüſtengang,
Sahara!

Dieß aber kommt, weil ſie zu Haus'
Schon trinken auf ein Jahr voraus,
Und vollen Schlauch's erſt zieh'n hinaus,
Sahara!

Ein Wink ſei das für Menſch und Vieh,
D'rum frage Keines: Wann und wie,
Und ſäumt mir nur im Trinken nie,
Sahara!

Wer weiß, ob nicht ſo überquer
Uns plötzlich kommt ein Fleck daher,
Auf dem nicht eine Schenke mehr,
Sahara!

Und Schenkenburſche höre du,
Ruf' ich das Wört ſo ſchlepp' im Nu
Nur gleich den größten Krug uns zu!
Sahara!

Geſellenlied.

Die Samſtagnacht, die Samſtagnacht
Vor allen andern hoch!
Mit Sturmgebraus und Sternenpracht,
Iſt ſie die ſchönſte doch.

Hat Jeder auch die Woche lang
Gefröhnt an ſeinem Pflug,
So bringt doch ſie mit Sang und Klang
Ihm Scherz und Luſt genug.

Genießt d'rum was euch zubedacht,
Der Himmel hat's beſcheert,
Wer froh nicht in der Samſtagnacht
Iſt nicht des Sonntags werth.

Nicht mahnt uns heut der Zeiger dort,
Wie's ſonſt uns wohl geſchah,
Und rück' er auch bis morgen fort,
So bleiben wir doch da.

Und trank auch Einer im Gebraus
Ein Gläschen mehr als gut,
So schläft er sich am Sonntag aus
Und hat den alten Muth.

So fröhlich sitzt es sich fürwahr
In keiner Nacht beim Wein,
Ach, könnt' es doch das ganze Jahr
Nur immer Samstag sein.

Alles iſt mein.

Alles iſt mein,
Hab' ich nur Wein;
Dichtergedanken wie nie ſie vernommen,
Kommen wie Fiſchlein im Meere geſchwommen,
Brechen gewaltſam auf mich nun herein,
Alles iſt mein!

Alles iſt mein,
Hab' ich nur Wein;
Schätze wie ſie aus golkondiſchen Schachten
Je noch die Menſchen an's Tageslicht brachten,
Gnomenentrungenes Edelgeſtein,
Alles iſt mein!

Alles iſt mein,
Hab' ich nur Wein;
Frauen, wie Götter den Helden nur ſchenken,
Frauen, wie Türken die Houris ſich denken,
Lieblich wie Roſen, wie Lilien, ſo rein,
Alles iſt mein!

Alles iſt mein,
Hab' ich nur Wein;
Städte und Dörfer und Thäler und Auen,
Was da nur Schönes auf Erden zu ſchauen,
Gärten auf Creta und Schlöſſer am Rhein,
Alles iſt mein!

Alles iſt mein,
Hab' ich nur Wein;
Ja ſelbſt die Sterne, die ſchimmernd dort prangen,
Kann nach Gefallen herunter ich langen,
Hier, dieſen Einen, den ſtecke dir ein!
Alles iſt mein!

Feuer.

Glocken läuten! Welch Gebraus!
Feuer, Feuer iſt im Haus!
Schenke, Schenke löſch' geſchwind,
Eh' wir gänzlich Aſche ſind.

„Sehe keinen Feuerſchein,
Wo denn mag das Feuer ſein?"
Feuer, Feuer! Frag' nicht lang,
Innen brennt's mit wildem Drang.

Flaſchen, Gläſer ſchnell herein!
Bringt den beſten Elſerwein!
Sind die Flaſchen erſt zur Hand,
Legt ſich wohl von ſelbſt der Brand.

An den Schenkentiſch.

Schenkentiſch auch du einmal
Warſt ein grüner Baum,
Streckteſt deine Zweige aus
In den luft'gen Raum.

Vögel flogen aus und ein,
Sangen dir manch Lied,
Bis die böſe Axt auch dich
Von den Wurzeln ſchied.

Und nun ſtehſt du hier im Haus,
Wo oft roh gezecht,
Duldend manchen Ruck und Stoß
Als ein ſtummer Knecht.

Seufzeſt oft im harten Frohn
Unter ſchwerer Laſt,
Und zum Danke ſchlägt auf dich
Manch ein wüſter Gaſt.

Denkt nicht, daß du jemals warſt
Jugendfriſch und grün,
Und vergeſſen haſt du ſelbſt
All das reiche Blüh'n.

Nur wenn dich ein deutſches Lied
Hell und froh umbrauſ't
Naht vielleicht die Drias noch,
Die in dir gehauſ't.

Die Naſe im Wein.

Spiegelt oft ſich meine Naſe
In dem Becher, in dem Glaſe,
Scheint ſie mir entſetzlich lang,
Daß mir faſt darüber bang.

Was ſind das für tolle Fachſen,
Iſt ſie kürzer doch gewachſen,
Juſt, daß man ſie tragen kann,
Seh' ich ſie im Spiegel an.

Aber nur zwei gute Züge,
Und ich weiß den Grund der Lüge,
Denn im Wein nur hat der Witz
Seinen ränkevollen Sitz.

Spricht zu mir dann ſolchermaßen:
Wie nur magſt du dich befaſſen
Mit noch Ander'm als allein
Mit dem Becher, mit dem Wein.

Lang genug, du alter Haſe,
Führten doch an deiner Naſe
Frauenliebe, Glück und Ruhm
Und noch And're dich herum.

Ward ſie nicht ſo lang gezogen,
Dank's dem Glück, das dir gewogen,
Ging's nach Rechtens, müßt' ſie ſein,
Wie du ſie erblickſt im Wein.

Piff! Puff! Paff!

Nun Kameraden in die Schlacht!
Die erſte Salve hat gekracht.
Piff! Puff! Paff!
Doch haltet treu und muthig aus,
Es kämpft ſich heiß im Schenkenhaus,
Piff! Puff! Paff!

Voran euch geht der Kommandant,
Der manch' Geſchütz ſchon abgebrannt,
Piff! Puff! Paff!
Ihr Andern folgt ihm auf den Fuß,
Nun Kinder gilt's, nun Schuß auf Schuß,
Piff! Puff! Paff!

Kanonen vór! Jetzt bricht es los!
Der Fahne nach in's Kampfgetos'!
Piff! Puff! Paff!
Das klingt und ſchallt, und ſchallt und klingt,
Gebt acht, daß euch kein Glas zerſpringt,
Piff! Puff! Paff!

Ihr Veterane friſch voraus,
Die Garde nach im Sturmgebraus,
Piff! Puff! Paff!
Nun Knall auf Knall: ſchon fehlt's an Blei,
Nur neue Flaſchen flink herbei!
Piff! Puff! Paff!

Jetzt Freunde ſind wir mitten drinn,
Jetzt gilt es gleich, was hin iſt hin,
Piff! Puff! Paff!
Nun zeig' ſich Jeder als ein Mann,
Und ſchieße was er ſchießen kann,
Piff! Puff! Paff!

Triumph nun iſt der Feind beſiegt,
In ſeinem Blut der Unmuth liegt,
Piff! Puff! Paff!
Die Langeweile flieht das Feld,
Die Sorge gab das Ferſengeld
Piff! Puff! Paff!

Nun eine Freudenſalve noch,
Wer mit uns focht, der lebe hoch,
Piff! Puff! Paff!
Vor Allem unſer General,
Held Bachus, unter Jubelſchall,
Piff! Puff! Paff!

Tempora mutantur.

Viel volle Becher klangen,
Viel helle Stimmen ſangen
Vor uns in dieſem Raum,
Doch Sang und Klang verhallten,
Verweht ſind die Geſtalten,
Und Alles war ein Traum.

Noch klingen Lied und Becher,
Doch ſitzen and're Zecher,
Wir ſelbſt, in dieſem Raum,
Und laſſen's uns behagen
Nach gut und ſchlimmen Tagen,
Doch Alles iſt ein Traum.

Nicht lang ſo füllen wieder
Bei Becherklang und Lieder
Ganz and're dieſen Raum,
Und treiben, was wir trieben,
Und ſingen, trinken, lieben,
Bis Alles wieder Traum.

In einer Winternacht.

Sturm, der wüſte Nachtgeſelle,
Peitſcht die Flocken hin im Flug,
Halb verſchneit iſt ſchon die Schwelle,
Doch wir ſitzen froh beim Krug.

Mag er brauſen, mag er ſauſen,
Warm und freundlich iſt es hier
An dem Schenkentiſch zu hauſen,
Wo noch Wein und ſchäumend Bier.

Klopft er auch mit frechen Händen
An die Thür und will hinein,
Mag wo anders hin ſich wenden,
Haben nichts mit ihm gemein.

Alles Wüſte, alles Rohe
Bleibe fern von unſerm Kreis,
Wo der Lenz noch blüht, der frohe,
Wenn auch draußen Schnee und Eis.

D'rum auch laßt euch jetzt nicht stören
Durch den grimmigen Kumpan,
Nein, in rauschend lauten Chören
Stimmt die frohsten Lieder an.

Singt zu hellem Glasgeklirre,
Singt die Nacht aus ihrer Ruh',
Und der Sturm accompagnire
Als ein Spielmann uns dazu.

Auf Du und Du.

Zwei Brüderbecher ſtellt mir her,
Gefüllt mit edlem Wein,
Bedarf's doch eines Trunk's nur mehr,
Um Brüder ganz zu ſein.

Wenn ſich ein Herz zum andern fand,
Von inner'm Drang bewegt,
So will's auch Gott, daß Hand in Hand
Zum Bruderband ſich legt.

D'rum nimm das Glas, wie's alter Brauch
Und trinke mir es zu,
Und ſo wie du, ſo thu' ich's auch:
Auf fröhlich Du und Du!

Wohin dein Pfad auch künftig geht,
Ob hier in guter Ruh',
Ob fern von uns und ſturmumweht,
Auf dauernd Du und Du!

Ob wie, ob wo, Eins bleibt uns doch,
Gebar's auch nur ein Nu;
Ja, bis in's Grab und d'rüber noch
Ein ew'ges Du und Du!

Drei Toaste.

Dieſes erſte Glas der Blume,
Die zu ödem Raum verſtreut,
Aufgeblüht um zu verwelken,
Eh' ein Herz ſich d'ran erfreut.

Dieſes zweite Glas dem Funken,
Den des Zufalls Macht erſtickt,
Eh' als helle luſt'ge Flamme
Ihn des Menſchen Aug' erblickt.

Dieſes dritte aber jedem
Glutgefühl von edler Art,
Das in Dichters Bruſt erſtorben,
Eh' es noch zum Liede ward.

In der alten Schenke.

In der alten Schenke wieder
Sitz' ich vor dem vollen Glas,
Wo ich schon vor vielen Jahren,
Ach, vor vielen Jahren saß.

Manches hat sich hier verändert,
Anders ist Geräth und Wein,
Und doch kann ich mir's nicht denken,
Daß es könne anders sein.

Ja mich dünkt, als wäre Alles,
Was seitdem geschah, ein Traum,
Und ich säße noch der Alte
So wie einst im alten Raum.

Wähne, wenn die Thür sich öffnet,
Daß noch Mancher käm' herein,
Der einst froh bei mir gesessen
Und nun schläft im engen Schrein.

Und noch viel der alten Bilder
Zieh'n an mir vorbei mit Hast,
Und der saure Wein, er mundet
Besser mir als jedem Gast.

So vergüldet manche Trümmer
Noch der Abendröthe Schein,
Und ich schäm' mich nicht der Thräne,
Die sich mischt mit meinem Wein.

Flaſchen und Taſchen.

Leere Taſchen,
Volle Flaſchen
Laß' ich mir noch gelten,
Leere Flaſchen,
Volle Taſchen
Wäre Traum zu ſchelten.

Volle Taſchen,
Volle Flaſchen,
Freunde, das iſt ſelten,
Leere Flaſchen,
Leere Taſchen
Trifft du aller Welten.

Der saubere Kumpan.

Saß mit Einem einst beim Wein,
Schien ein wack'rer Bursch zu sein,
Trank so wohlgemuth, als man
Nur sein Gläschen trinken kann.

Viele Gläser wurden leer,
Manche Flasche mußte her,
Waren Freunde da im Nu,
Tranken gar auf Du und Du.

Doch wie's mit dem Trinken aus,
War der Freund zur Thür hinaus,
Schmähte gleich, zu schuld'gem Dank
Ueber Alles frei und frank.

Seht doch! Kommt der Gauch daher,
Trinkt mir Glas und Flasche leer,
Und schimpfirt noch Wirth und Wein,
Ei, da schlag' der Donner d'rein!

Folgt darum des Herzens Drang
Nicht zu ſchnell beim Gläſerklang
Denn iſt Wein und Geld verpufft,
Zeigt ſich nur zu oft der Schuft.

Ich und mein Schatten.

Du ſchwarzer Geſelle,
Du Zerrbild der Wand,
Komm her nun und reich mir
Auch einmal die Hand.

Du, der mir Genoſſe
Bei Tag und bei Nacht,
So lang nur ein Schimmer
Des Lichtes gelacht.

Du folgteſt, wie Keiner,
In Luſt mir und Qual,
Und ſchwingſt nun auch wieder
Mit mir den Pokal.

Zwar flohſt du, ſobald nur
Der Schimmer entſchwand,
Wie mancher, der eben
Kein Schatten der Wand.

Doch wie auch dein Weſen
So flüchtig und ſcheu,
Du bleibſt doch dem Einen,
Dem Lichte getreu.

D'rum trink ich den Becher
Dir Schatten jetzt zu,
Bald ſelbſt nur ein Schatten,
Ein Schatten wie du.

Stoß' an und bring's wieder,
Geſpenſtiges Nichts,
Dem Sklaven des Lebens,
Der Sklave des Lichts.

Gute Nacht.

Wir haben nun genug getrunken,
Darum ihr Freunde, gute Nacht,
Schon manches Aug' iſt zugeſunken,
Und mancher ſtumm, der erſt gelacht.

D'rum reicht noch einmal euch die Hände,
Und geht nach Hauſe, ſtill und ſacht;
Und ſeid ihr an des Weges Ende,
So ſagt noch einmal: Gute Nacht.

Schaut noch hinauf zum Heer der Sterne,
Dort ſteh'n die Worte: Gute Nacht,
Die gelten Jedem nah' und ferne,
Der redlich ſeinen Tag vollbracht.

Dann denkt noch der entſchwund'nen Freuden,
Und ſchlaft, von Gottes Hut bewacht,
Und allen Denen, die jetzt ſcheiden,
Noch eine gute, gute Nacht!

Neue Weinlieder.

St. Urban. *)

O heiliger Urban
Du wack'rer Gottesmann,
Du nimmſt den Wein in deinen Schutz
Das iſt für uns ein großer Nutz,
O heiliger Urban.

O heiliger Urban,
Wir flehen d'rum dich an,
Beſchütz' auch heuer uns den Wein,
Und laß ihn nur nicht ſauer ſein,
O heiliger Urban.

O heiliger Urban,
Wir ſchmücken um und an
Mit Rebenlaub dein Steingebild,
Das wir geſetzt in's Weingefild,
O heiliger Urban.

*) Noch im ſechzehnten Jahrhunderte pflegte man in einigen Gegenden Oeſterreichs und auch Deutſchlands am St. Urbanstage, welcher in die Zeit der Weinblühte fällt, dem Standbilde dieſes Heiligen, als dem Schutzpatron des Weines, einen Weinkranz

O heiliger Urban,
Halt' jeden Reif hinban,
Es ſoll zum Dank ein Fläſchchen Wein,
Vom Beſten dir verehret ſein,
O heiliger Urban.

O heilger Urban,
O nimm das Fläſchchen an,
Wir hängen dir es um den Hals,
Und noch ein zweites allenfalls,
O heiliger Urban.

O heiliger Urban,
So ſteh' geſchmückt fortan,
Mit Kranz und Flaſche nach Gebühr,
Doch wahr' uns auch den Wein dafür
O heiliger Urban.

---

aufzuſetzen und eine Flaſche um den Hals zu hängen, oder auch eine Statuette deſſelben mit Weinlaub geſchmückt, in einer Prozeſſion um die Weingelände zu tragen.

Weinkobold.

Ein Kobold ſteckt im Weine
Es ſcheint das Faß ſein Haus,
Doch kommt der munt're Kleine
Nicht wie man will heraus.

Umſonſt wirſt du beſchwören
Den Knirps herauf vom Grund,
Er mag auf dich nicht hören
Wie ihn auch lockt dein Mund.

Doch ſchallt ein Lied zum Weine
Voll heit'rer Melodei
Wie man es ſingt am Rheine,
So iſt er flucks dabei.

Und ſchwärmt nach Elfenweiſe
Herum im neck'ſchen Spiel,
Und hüpft und tanzt im Kreiſe,
Und treibt der Poſſen viel.

Er ſchwirrt und flirrt und gaukelt
Von Gaſt zu Gaſt im Flug,
Und wieget ſich und ſchaukelt
Auf Stengelglas und Krug.

Er kennt nun kein Verweigern,
Von Uebermuth beſchwingt,
Und weiß die Luſt zu ſteigern
Bis Glas an Glas erklingt.

Das iſt ein munt'res Geiſtchen
Das manchen Trunk verſüßt,
Doch lacht es ſich in's Fäuſtchen
Sobald das Haupt dir wüſt.

Zuvor.

Ich ging mit den Gesellen
Einmal in's Schenkenhaus,
Dort tranken wir zusammen
So manch' ein Fläschchen aus.

Da meinten all die Andern:
Zu herbe sei der Wein,
Indeß er mir bedünkte
Wie Zucker süß zu sein.

Und fragt ihr, was alleine
Nur mir den Wein versüßt?
Es hatte mich vor'm Trinken
Ein rother Mund geküßt.

Wirthstöchterlein.

Frau Wirthin, ach, Frau Wirthin,
Wie lieb' ich ihren Wein,
Doch ist mir noch viel lieber
Ihr schmuckes Töchterlein.

Frau Wirthin, ach, Frau Wirthin,
Wie goldig ist ihr Wein,
Doch gold'ner sind die Flechten
Von ihrem Töchterlein.

Frau Wirthin, ach, Frau Wirthin,
Wie schmeckt so süß ihr Wein,
Doch süßer schmeckt ein Küßchen
Von ihrem Töchterlein.

Frau Wirthin, ach, Frau Wirthin,
Nie laß' ich ihren Wein,
Und lasse noch viel minder
Ihr schmuckes Töchterlein.

Traubenchur.

Die Traubenchur, die Traubenchur,
Nichts Beſſ'res gibt's auf Erden,
Es müſſen nur, es müſſen nur
Die Trauben flüſſig werden.

Und iſt auch gleich, und iſt auch gleich
Nicht der Erfolg zu ſpüren,
So laſſet euch, ſo laſſet euch
Durch Solches nicht verführen.

Nur immer friſch, nur immer friſch
Das Glas zur Hand genommen,
Rezeptenwiſch, Rezeptenwiſch,
Wird nun und nie uns frommen.

Geſundheit quillt, Geſundheit quillt
Nur aus dem Saft der Reben,
Schon pulſt und ſchwillt, ſchon pulſt und ſchwillt,
In uns ein neues Leben.

O ſeht, wie blinkt, o ſeht, wie blinkt
Der Trank ſo wunderhelle,
Ihr Freunde trinkt, ihr Freunde trinkt
Aus Hygieas Quelle.

Doch habt Vernunft, doch habt Vernunft
Und quält euch nicht mit Zweifeln,
Die Baderzunft, die Baderzunft
Doch jagt zu allen Teufeln.

Ein Schöppchen noch, Kath'rein.

Es kann doch keines Schenken Haus
So ſchlecht wie dieſes ſein,
Mir iſt's fürwahr nun ſchon ein Graus,
Wer klug, der mache ſich hinaus.
Ein Schöppchen noch, Kath'rein!

Welch' wüſte Wirthſchaft! Ringsherum
Nur Staub und Ruß allein,
Dem's hier behagt, den heiß' ich dumm,
Weit beſſer iſt's ich kehre um. —
Ein Schöppchen noch, Kath'rein!

Was ſtellt ſie für ein Glas mir her?
Das meine ſoll es ſein?
Und noch dazu ein Drittheil leer?
Nicht einen Tropfen trink' ich mehr! —
Ein Schöppchen noch, Kath'rein!

Und was das wieder für ein Trank!
Dieß Spülicht nennt ihr Wein?
Ein Glück, wer d'rauf nicht sterbenskrank,
Für solch' ein Labsal sag' ich Dank. —
Ein Schöppchen noch, Kath'rein!

Jetzt kriegt' ich erst ein recht Gebrau!
Das wird doch Essig sein?
Davon wird Einem völlig flau,
Zeit ist's, daß ich zum Wandern schau! —
Ein Schöppchen noch, Kath'rein!

Gewiß, der lebt sich selbst zur Qual,
Der da gelangt herein;
Nur Aerger ohne Maß und Zahl,
Bei mir ist's heut zum Letztenmal
Ein Schöppchen noch, Kath'rein!

Ich möchte doch nur wiſſen, was
Für ein Geſöff da d'rein?
Noch nie trank ich ein Zeug wie das,
D'rum war das auch mein letztes Glas. —
Ein Schöppchen noch, Kath'rein!

Vom Walther von der Vogelweide.

Walther von der Vogelweide
Sang zu aller Menſchen Freude,
Trank jedoch bei Sang und Schmaus
Auch ſo manch ein Gläſchen aus.

Als er aber kam zum Sterben
Da gebot er ſeinen Erben:
Grabt in meinen Leichenſtein
Ringsum kleine Grübchen ein.

Dieſe füllt mit Waſſer immer
Daß darin ein Mangel nimmer,
Wenn der Durſt die Vöglein quält
Und herab kein Regen fällt.

Sonderbar war dieſes freilich,
Doch vollführten ſie's getreulich,
Machten Grübchen groß und klein
In des Sängers Leichenſtein.

Und die munt'ren Vöglein kamen,
So die wilden, wie die zahmen,
Holten dort ſich, frei und frank,
Aus den Grübchen ihren Trank.

Walther von der Vogelweide
Der da ſang zu Aller Freude,
War gewiß ein Ehrenmann,
Da er ſolches hat gethan.

Denn er wünſchte noch im Grabe
Jeder luſt'ge Vogel habe
Heut' wie morgen ſeinen Trank,
Und dafür gebührt ihm Dank.

Gäb's doch einen Mäzenaten
Der, wenn wir in Durſt gerathen,
Einen Trunk uns böth', allein
Echter Mosler müßt' es ſein!

Der beſchenkte Becher.

Was biſt du für ein ſchlimmer Wicht
Du lockend Traubenblut,
Ja wahrlich du verdienſt es nicht,
Daß dir der Menſch ſo gut.

Als jüngſt ich eingekehrt bei dir
Voll wahrer Liebesbrunſt,
Da machteſt du zum Abſchied mir
Aus Bosheit einen Dunſt.

Und als ich wieder kam ſodann,
Es iſt ein wahrer Graus,
Hingſt du mir einen Nebel an,
Faſt fand ich nicht nach Haus.

Ein Stiefel wurde mir darnach
Noch aufgemutzt mit Zwang,
Der machte mir viel Weh und Ach,
Und zwackte mich noch lang.

Und d'rauf in einer kurzen Friſt,
Ich nahm's nicht lange krumm,
Da hingſt du mir mit arger Liſt
Gar einen Säbel um.

Ein andermal, wie läppiſch doch
Zuweilen iſt dein Witz,
Gabſt du mir zum Geleite noch
Wer denkt ſich's, einen Spitz.

Hierauf bekam ich einen Stich,
Und ſpäter einen Hieb,
In Wahrheit, du behandelſt mich
Wie einen Strolch und Dieb.

Wohl ſchmeichelteſt du mir darauf
Damit ich blieb nicht fern,
Und gabſt voll Freundlichkeit mir auf
Den Heimweg einen Stern.

Doch neckteſt du ſchon wieder mich,
Kaum ich gewandt die Hand,
Denn eh' ich's dachte, hatte ich
Im Kopfe einen Brand.

Und gleich darnach, das ist kein Lohn
Für unser Eins, auf's Wort,
Da ging ich, zu Gespött' und Hohn,
Mit einem Affen fort.

Heut' kommt nun gar ein Zopf hinzu,
Ich weiß nicht, was du denkst,
Doch bin begierig ich, was du
Mir nur noch alles schenkst.

Becherlied.

Als noch die Alten tranken
Aus Bechern groß und klein,
Aus roſtigen und blanken,
Da war noch gut der Wein.

Als noch die Alten ſangen
Bei Bechern groß und rund,
Da machte Herz und Wangen
Noch glüh'n ein Sängermund.

Als noch die Alten ſcherzten
Bei Bechern voll und weit,
Und ungenirt ſich herzten,
Da war noch ſchön die Zeit.

Nun wir aus Gläſern trinken
Aus Gläſern blank und fein,
Nun will es mir bedünken
Sei ſchlechter viel der Wein.

Nun wir bei Gläſern ſingen,
Bei Gläſern dünn und ſchmal,
Nun reget ſeine Schwingen
Kein Lied wie dazumal.

Nun wir bei Gläſern ſcherzen,
Zerbrechlich wie das Glück,
Nun wünſchen wir vom Herzen
Die Becherzeit zurück.

Wir trinken jetzt.

Wir trinken jetzt auf Du und Du,
Da g'rad sich schickt die Zeit dazu,
Wohlan,
Stoß' an:
Den ersten Trunk vom gold'nen Saft
Auf unſ're neue Brüderschaft!

Wir trinken jetzt auf Du und Du,
Weil gleicher Sinn uns drängt dazu,
Wohlan,
Stoß' an:
Den zweiten Trunk auf Einigkeit
Und gutes Glück zu aller Zeit!

Wir trinken jetzt auf Du und Du,
Die lieben Englein schau'n uns zu,
Wohlan,
Stoß' an:
Den dritten Trunk auf Wohlergeh'n,
Und auf ein fröhlich Wiederseh'n!

Widerſpruch im Weine.

Was iſt das für ein Widerſpruch
Im Wein von unſer'm Schenken,
Wie kann doch bei einander ſein
Was nicht vereint zu denken.

Und g'rad weil ſolch' ein Wunder liegt
Im Trank des Rebenblutes,
So findet alle Welt in ihm
Ein Tröſtendes und Gutes.

Und Jeder holt ſein Theil davon
Mit klüglichem Ermeſſen,
Bei'm Einen iſt's: Erinnerung,
Bei'm Andern iſt's: Vergeſſen.

Beim Becher.

Haſt du nicht deine Freude d'ran,
Daß du, wie wir, ein deutſcher Mann,
So meide unſer Rund,
Trink' deinen Wein, wie's dir behagt,
Uns aber ſei's nicht nachgeſagt,
Daß du mit uns im Bund.

Uns bringt es in das tiefſte Herz,
Daß Deutſche hier, wie allerwärts,
Sich gleich an Sinn und Muth,
Wir leeren gern darauf das Glas,
Und färben gern dafür das Glas
Mit unſer'm wärmſten Blut.

D'rum dreimal hoch ein jeder Mann,
Der, froh mit uns, ſich rühmen kann
Solch' eines Vaterlands,
Sein iſt die Stelle, wo er fußt,
Denn freudig iſt er ſich bewußt
Des heiligſten Verband's.

Und wie die Becher hier am Tiſch,
So ſchwingen wir behend und friſch
Wenn's Noth thut, auch das Schwert,
Und ſchreibens jedem frechen Wicht
Mit blut'gen Lettern in's Geſicht,
Daß wir des Landes Werth.

In der Waldschenke.

Düst're Stube, alt Geräthe,
Draußen Abenddämmerschein,
Windesrauschen, Baumgeflüster,
Durch den grünen Tannenhain.

Dicht am Fenster, mit der Kunkel
Eine Magd, wie Schnee und Blut,
Golden glitzern Haar und Locken
Von der Sonne letzter Glut.

Dort im Winkel braune Männer,
Breite Hüte, rauh' Gewand,
Flinten zwischen nackten Knieen,
Und am Glas die nerv'ge Hand.

Nächst dem Ofen noch ein Alter,
Weiß das Haar und kraus den Bart,
Träumerisch die Zither spielend
Nach der Waldbewohner Art.

Jetzo fernes Hundebellen,
Und nicht lang darauf ein Schuß,
Wieder dann die alte Stille
Und des Windes leiser Gruß.

Und ich hier am Eichentische,
D'rauf im Glas der gold'ne Wein,
Fern der Heimath, fern der Liebe, —
Das wird doch Romantik sein!

Die Trünke.

Der erſte Trunk
Iſt wie kein and'rer ſein,
Der liebt ſo recht
Im Glas den gold'nen Wein.

Der zweite Trunk
Verlangt ſchon Companei,
Der ruft geſchwind
Den dritten Trunk herbei.

Der dritte Trunk
Der iſt ein heit'rer Gaſt,
Er ſpricht: Nur flink
Vertrinkt der Sorgen Laſt.

Der vierte Trunk
Der hegt ſchon höh'ren Drang,
Der will zum Wein
Auch hellen Sang und Klang.

Dem fünften Trunk
Doch ist's zu still im Haus,
Denn ihm gefällt
Nur lauter Saus und Braus.

Der sechste Trunk
Ist noch viel mehr beschwingt,
Dem mundet's nur,
Wenn Glas an Glas erklingt.

Vor'm sieb'nten Trunk
Die Lust wie Spreu zerstiebt,
Der ist am Platz
Nur dort wo's Scherben gibt.

Der achte Trunk
Hingegen will nur Zank,
Er külpt das Glas
Und hinterher die Bank.

Der neunte Trunk
Doch ist der gröbste Daus,
Der wirft zumeist
Die andern acht hinaus.

Zweierlei Wirkung.

Beim Wein träum' ich mir jung zu ſein,
Beim Bier fällt mir das Alter ein,
Mit Zipperlein,
Ach nein,
Ach nein,
D'rum bringt allein
Nur gold'nen Wein,
Ja Wein,
Nur Wein,
Daß ich mich, ſei's auch bloß im Wahn,
In meine Jugend träumen kann.

Beim Wein träum' ich im Lenz zu ſein,
Beim Bier fällt mir der Winter ein,
Mit Froſt im Bein,
Ach nein,
Ach nein,
D'rum bringt allein
Nur gold'nen Wein,

Ja Wein,
Nur Wein,
Daß ich mich in den grünen Tann,
Zu Quell und Roſe träumen kann.

Beim Wein träum' ich mir frei zu ſein,
Beim Bier fällt mir mein Drache ein,
Das ſtünde fein!
Ach nein,
Ach nein,
D'rum bringt allein
Nur gold'nen Wein,
Ja Wein,
Nur Wein,
Daß ich vom lieben Eh'geſpann
Mich wieder ledig träumen kann.

Beim Wein träum' ich Poet zu ſein,
Beim Bier fällt mir kein Jotta ein,
O herbe Pein!
Ach nein,
Ach nein,

D'rum bringt allein
Nur gold'nen Wein,
Ja Wein,
Nur Wein,
Daß ich mich wieder himmelan
Auf den Parnaſſus träumen kann.

Beim Wein träum' ich von Engelein,
Beim Bier fall'n mir die Schulden ein,
Kann ſchlimm'res ſein?
Ach nein,
Ach nein,
D'rum füllt allein
Mit gold'nen Wein,
Mit Wein,
Mit Wein,
Den allergrößten Humpen an,
Daß ich von Englein träumen kann.

Die Wahrheit im Wein.

Zur Erde einſt die Wahrheit kam
Da hatte ſie gar große Scham,
Sie trug zu ihrer Schande
Am Leib ja kein Gewande.

D'rum lief mit Lachen Groß und Klein
Auch immer hinter ihr darein,
Was ſollte ſie beginnen
Den Kläffern zu entrinnen?

Da ſtund ein Schloß, zu dieſem nahm
Die Zuflucht ſie in ihrer Scham,
Da rief's: Entfleuch, du Metze,
Eh' ich die Hunde hetze!

Zu einer Einkehr kam ſie dann
Dort ließ ſie hart der Eigner an,
Und ſchnob: Hinweg, du Freche,
Sonſt zahlt dein Fell die Zeche!

Und weiter nahm ſie ihren Lauf
Und nahte einer Hütte d'rauf,
Da hieß es: Fort und trolle
Von hinnen dich; du Tolle!

D'rauf kam zu einer Klauſe hin
Die Flüchtige, da ſchrie darinn
Des Eremiten Kehle:
Verſuch' nicht meine Seele!

Und wieder lief ſie für und für,
Da ſah ſie unſ're Kellerthür',
Und ſchlüpfte ohne Säumen
Herein zu dieſen Räumen.

Hier barg ſie ſich in's nächſte Faß,
Sie ſcheute nicht das duft'ge Naß,
Da ſie durch ihm entgangen
Dem Biß der Läſterſchlangen.

Seit dieſer Zeit iſt nur allein
Zu finden ſie im gold'nen Wein,
Sie wagt ſich nicht zum Lichte
Ob all' der ſchlimmen Wichte.

D'rum bleib' der Wein auch ihr Aſil,
Wir wünſchen, daß ihr's ſtets gefiel,
Nichts ſoll ſie mehr verbannen
Aus unſer'n vollen Kannen.

Verſchiedene Träume.

Als ich ſchlief im Felde ein,
Ach, wie ward mir bang und ſchwühle
Denn ich ſah ob meinem Pfühle
Senſen blinken, Schnitter mähen,
Element! Wie leicht geſchehen
Konnt's da um die Naſe ſein!

Als ich ſchlief im Walde ein,
Ach, was hatt' ich für Entſetzen,
Denn ich ſah ein wildes Hetzen,
Reiter brauſten hin auf Roſſen,
Hunde klafften, Jäger ſchoßen,
Und ich glaubt' der Hirſch zu ſein.

Als ich ſchlief bei Reben ein,
Ach, wie ward ich da ſo heiter,
Denn ich ſah die Himmelsleiter,
Und daran, in lichten Reigen,
Englein auf und niederſteigen,
Und bedienen mich mit Wein.

Jugendlied.

O gönne der Jugend,
Die ſchnelle verfliegt,
Die Roſe im Haare
Vom Weſte gewiegt.

Sie freu' ſich des jungen
Des fröhlichen Sein's,
Des ſchallenden Liedes,
Des funkelnden Wein's.

Sie freu' ſich des Kuſſes
Von roſichtem Mund,
Und gab es mit Jubel
Dem Ewigen kund.

Nicht Dome und Thürme,
Nicht Meer nur und Stern,
Auch grünende Zweige
Lobpreiſen den Herrn.

Burschenchor.

Gesungen muß sein,
Gesungen, beim Wein,
Und will uns das Singen
Nicht völlig gelingen,
So lasset uns heulen
Wie Wölfe und Eulen,
Und quicken und quacken
Wie Unken in Lacken,
Und schnarren und schrillen
Wie Kerben und Grillen,
Wie Katzen mianen,
Und schnurren wie Pfauen,
Und brüllen und krähen,
Und mähen und pähen
Es braucht nur des Schalles
Zum Gläsergetön'
Beim Weine klingt Alles
Vergnüglich und schön.

Zecheruhr

Der Mond der blinkt
Der Zecher trinkt,
Die Uhr ſchlägt acht,
Nun friſch ein neues Glas gebracht.

Wie ſchmeckt ſo gut
Der Traube Blut,
Die Uhr ſchlägt neun',
Der Hauswirth ſchließet Hof und Scheun'.

Der Nachtwind bläſt,
Durch's Baumgeäſt,
Die Uhr ſchlägt zehn,
Nach Hauſe die Philiſter geh'n.

Manch Einer ſucht
Den Krug, und flucht,
Die Uhr ſchlägt Elf,
Daß Gott doch jedem Durſt'gen helf'.

Hier iſt's noch naß,
Das freut uns baß,
Die Uhr ſchlägt zwölf',
Im Walde heulen Bär' und Wölf'.

Weit ſchön'ren Klang
Hat Rundgeſang,
Die Uhr ſchlägt eins,
Wie liegt der Friedhof hellen Schein's!

Der Röhrbrunn' rauſcht,
Der Wächter lauſcht,
Die Uhr ſchlägt zwei,
Nun ſchnell ein Schöppchen noch herbei.

Der Mond vergeht,
Der Haushahn kräht,
Die Uhr ſchlägt Drei,
Nun iſt uns Alles einerlei.

Gluck gluck, gluck gluck,
Noch einen Schluck,
Die Uhr ſchlägt vier,
Der Bäcker öffnet ſeine Thür.

Den Schlußtrunk jetzt
Zu guter Letzt,
Die Uhr ſchlägt fünf,
Nun Lumpe, macht Euch auf die Strümpf'!

Das ſchönſte Trinklied.

Es ſaßen Sänger, jung und alt,
Beim Wein in froher Runde,
Und Scherz und Lieder mannigfalt
Beflügelten die Stunde.

Da ward von einem Sänger auch
Ein Zecherlied geſungen,
Das hatte wie ein Frühlingshauch
Ein jedes Herz durchdrungen.

Sprach Einer: „Der dieß Lied gemacht,
Das war ein fert'ger Reimer,
Doch ſchwör' ich d'rauf, es ward erdacht
Bei edlem Rüdersheimer!“

Und gleich darnach ein Sänger bringt
Ein and'res Lied zum Beſten.
Und lieblicher an's Ohr noch klingt
Dieß zweite Lied den Gäſten.

Wie brach da Alles im Verein
Dem Sänger Lorbeerreiſer,
„Dieß Lied kann nur entſtanden ſein
Bei echtem Asmannshäuſer!“

Und wieder ſcholl zum Saitenſpiel
Ein Lied aus ihrer Mitte,
Und über alle Maß gefiel
Den Zechern dieſes Dritte.

Denn niemals ward durch Wort und Klang
Solch' Zauber noch verrichtet,
„O ſagt, wer hat den Meiſterſang,
Den herrlichen gedichtet?“

Und Einer ſprach: „Schon hüllt die Nacht
Des Grabes den Verfaſſer,
Der dieſes Weinlied hat gemacht
Bei einem Glas voll Waſſer.“

Inhalt.

Blätter und Trauben.	Seite
Lauben und Trauben	1
Von der Rebe	3
Leſeluſt	5
Kelter-Lied	7
Herbſtfrage	9
Wann iſt es Zeit?	11
Der Nebel	12
Lieblich, lieblich ſprießt der Wein	14
Keller-Lied	15
Rundgeſang	17
Beim Weine	20
Lied vom Weine	22
Im Keller	24
Die gefeſſelten Geiſter	25
Laute Freude	27
Zechers Rath	29
Aufſchrift	31
Vom Weinberge	33
Trinkkehre	34
Auf den Bergen	36
Das grüne Glas	37
Trinklied für Jüngere	38
Beim Oeſterreicher	39
Das Turnier der Weine	41
Jungfrau Kanne	44
Reißt die Zeiger von den Uhren	46
Hegſt du Liebe oder Haß	47
Durſt	49
Lied und Wein und Wein und Lied	51
Beim Tokayer	52
Vor der Flaſche	54
Genügſamkeit	56
Liebesgedanken beim Wein	57
Was uns liebt und was wir lieben	59
Sage Dank	61

Seite

Begießet 62
Theorema 64
Waſſer und Wein 65
Sahara 67
Geſellenlied 69
Alles iſt mein 71
Feuer 73
An den Schenkentiſch 74
Die Naſe im Wein 76
Piff Puff Paff 78
Tempora mutantur 81
In einer Winternacht 82
Auf Du und Du 84
Drei Teufte 86
In der alten Schenke 87
Flaſchen und Taſchen 89
Der ſaubere Kumpan 90
Ich und mein Schatten 92
Gute Nacht 94

Neue Weinlieder.

St. Urban 97
Weinkobold 99
Juror 101
Wirthstöchterlein 102
Traubenkur 103
Ein Schöppchen noch, Kath'rein 105
Vom Walther von der Vogelweide 109
Der beſchenkte Zecher 110
Becherlied 113
Wir trinken jetzt 115
Widerſpruch im Weine 116
Beim Becher 117
In der Waldſchenke 119
Die Tränke 121
Zweierlei Wirkung 123
Die Wahrheit im Wein 126
Verſchiedene Träume 129
Jugendlied 130
Burſchenchor 131
Zecheruhr 132
Das ſchönſte Trinklied 135

Von

Dr. Johann Nepomuk Vogl

erschienen an poetischen Werken.

Balladen und Romanzen, Sagen und Legenden. Dritte sehr stark vermehrte Auflage, mit dem Portrait des Verfassers Bei J. B. Wallishausser in Wien.

Lirische Dichtungen. Zweite vermehrte Auflage. Rohrmann in Wien. (Lechner.)

Klänge und Bilder aus Ungarn. Dritte stark vermehrte und illustrirte Auflage. Strauß & Sommer in Wien.

Der fahrende Sänger. Nachbildungen aus dem Schwedischen, Englischen, Spanischen, Serbischen. Bei Wallishausser in Wien.

Neuer Liederfrühling. Bei J. B. Wallishausser.

Trommel und Fahne, ein Liedercikus mit Compositionen sämmtl. Capellmeister der öst. Armee, enthaltend: die kleine Marketenterin. Strauß & Sommer. | Zweite Auflage bei Jasper in Wien.

Karthäuserneilen. Sagen und Legenden aus der christlichen Vorzeit, mit Titel in Farbendruck und Initialen. Dritte Auflage. Bei L. Sommer.

Neueste Gedichte. Gustav Hekenast in Pest.

Blätter und Trauben. Gesellige Lieder mit Original-Compositionen von 50 der vorzüglichsten Componisteure. Dritte Auflage, Jasper (vergriffen).

Domsagen. Nebst Baugeschichte und Beschreibung des Stefansdomes in Wien. Vierte Auflage. Zamarski in Wien.

Deutsche Lieder. Mauke in Jena.

Liedertafel in zwanglosen Heften mit Compositionen. 1.—3. Heft. Witzendorf & J. Müller in Wien.

Frauenrosen. Erklärende Gedichte zu einer Sammlung von Frauenbildern, gezeichnet von Decker und Anderen. 2 Hefte. Tendler in Wien.

Aus der Tenfe. Bergmännische Dichtungen, mit Xylographien nach Zeichnungen von Geiger, und Singweisen. Zweite vermehrte Auflage. Gerold in Wien.

Soldatenlieder, mit Bildern, nach Zeichnungen von Geiger, und Singweisen. Zweite vermehrte Auflage, ebendaselbst.

Schnadahüpfeln. Beitrag zur österr. Volkspoesie mit illustr. Umschlag. Zweite Auflage. Tendler & Comp.

Scherzhaftes, mit Illustrationen von Geiger und Gajetan. Sollinger in Wien.

Blumen. Romanzen, Lieder und Sprüche aus der Blumenwelt. Zweite vermehrte Auflage. Pfautsch & Voß in Wien.

Bilder aus dem Soldatenleben, mit 30 Xylographien. Dritte vermehrte Auflage. Zamarski.

Marko Kraljevits. Serbische Heldensage. 2te Aufl. Zamarski.

Passiflore. Sagencyklus aus der Leidensgeschichte des Herrn. Prachtausgabe mit Vignetten Initialen und Randzeichnungen von Schöller. L. Sommer in Wien.

Klosterneuburg. Balladenkranz mit Titelkupfer. Zamarski in Wien.

Neue Gedichte. Epigramatisches und Sprüchliches. E. Kollmann in Leipzig.

Poetisches Sylvesterbüchlein, mit Illustrationen von Hasselwander und Gajetan. Dritte Auflage. Zamarski.

Jägerbrevier.

Waidmannsscherze, Waldreime und Jägerlieder, für alle Monate

209. 12/4

von

Dr. Johann Nepomuk Vogl.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Wien.
H. Markgraf & Comp.
1902.

Vorwort.

Ein Jägerbrevier ist wohl wesentlich unterschieden von jenem erbaulichen Breviarium, dessen sich die ehrwürdigen Diener des Herrn zu bedienen pflegen.

Das Letztere enthält die brünstigen Gebethe und frommen Bitten, welche diese täglich an den Herrn der Welten richten, jenes die einfachen und naturgemäßen Empfindungen und Anschauungen, welche Wald und Jagd in dem Waidmann erzeugen.

Der wahre Jäger ist fromm und gottesfürchtig, nur anders als der Priester.

Er ist rechtschaffen und fröhlich, wenn auch zuweilen derb und rauher Art, und so sind seine Gedanken und Aussprüche urwüchsige Produkte, wie Baum und Quell, und Alles was ihn umgiebt.

Wer gesunde und derbe Kost nicht verschmäht, der nehme dieses Büchlein in die Hand, und er dürfte sich daran seinen gesunden Magen nicht verderben, wie dieß nur zu oft der Fall bei leckerer Kost ist.

Frisch und grün, wie das Laub des Waldes, und frei und ungebunden, wie der Wind, der in den Wipfeln der Bäume rauscht, oft wohl auch rauh wie der Sturm, der ihre Äste durchwühlt, zuweilen aber mild, wie der Schimmer des Mondes, der sein Silber über die schweigende Waldöde streut, sind diese buntuntereinander gewürfelten Waldgedanken und Jägersprüche, zwischen denen Lieder und Scherze, wie die lustigen Klänge des Jagdhornes schweifen.

Jeder echte Sohn des Waldes, der diese Blätter durchfliegt, wird nebst vielem Neuen, Gedanken und Ansichten darin finden, die er schon selbst gehabt; bevor er diese noch gelesen, und dieß scheint uns eben der Beleg, daß sie dem lauteren Borne der Wahrheit entsprungen sind, und nichts Gemachtes an sich tragen.

Wohlauf denn, Ihr rüstigen und wackeren Jägerkumpane, Ihr Männer der Kraft und der That, schlürft aus diesem waldesduftigen Becher, in welchem euch ein deutscher Poet einen heimathlichen Trank kredenzt, und nehmt das herzliche „Prosit" aller Freunde des Waldes und der Jagd, zu dem frischen Trunke, der Euch auf Jägerweise munden möge!

Jänner. Eismonat.

Wenn aus' Gekläft und Hecke dicht
Der Nebel steigt, so kündet's Naß,
Doch mag er steigen oder nicht,
Der Jäger trinkt sein gleiches Maß.

Waldgedanken und Jägerreime.

Jedwedem Wackern werd' zu Theil
Dianen's Gunst und Waidmannsheil.

Jeder rechte Jägersmann,
Welcher pirscht und hetzt im Tann,
Habe gute Wissenschaft,
Frischen Muth und junge Kraft,
Scharfes Auge, feste Hand,
Kenntniß von dem Waldbestand,
Unverzagtheit in der Noth,
Sich're Büchse, Kraut und Loth,
Einen Hund, wie er ihn braucht,
Eine Pfeife, die stets raucht,
Und nach jedem heißen Tag.
Wein und Bier, so viel er mag.

In Schnee und Wintersturm verspürt's
Der Jäger erst mit Stolz,
Daß ihn geschnitzt des Schöpfers Hand
Aus einem guten Holz.

Der Jägersmann erbangt nicht leicht,
Wohin der Fuß ihn trug,
Er überspringt die tiefste Kluft,
Und leert den vollsten Krug.

Ich sitze gern im Schenkenhaus
Dort schlägt kein Reis das Aug' mir aus.

Den Schwächling flieht
Dianen's Gunſt
Für Starke nur
Iſt Waidmannskunſt.

Wie hehr der Mond in ſeiner Pracht,
Wie hold der Stern im Wolkengraus,
Iſt doch nichts traulicher zur Nacht
Als wie das Licht im Förſterhaus.

Ein Jeder iſt nach ſeiner Art,
Wer wundert ſich darob,
Der Fuchs iſt ſchlau, der Hund iſt klug,
Der Oberförſter grob.

Grün oder weiß,
Kalt oder heiß,
Jung oder alt,
Iſt's nur der Wald.

Liegt der Schnee auch auf dem Dach,
Bleiben dennoch munter,
Sind nur Herz und Ofen nicht
Ohne Glut darunter.

Der Schütze iſt noch zu erhoffen,
Der ſtets in's Schwarze hat getroffen.

Du mußt nicht nur die Menſchen ſtudieren,
Zuweilen ſieh' auch nach den Thieren.

Dem Jäger iſt es einerlei
Ob's Winter oder Sommer ſei,
Er fühlt ein gleich Behagen,
Wenn's gilt ein Wild zu jagen.

Verſchließ' in einen Korb von Gold
Den Fink, ſo will er doch hinaus,
Was in den grünen Wald gehört,
Iſt nicht geſchaffen für das Haus.

Ob der Beute muß erröthen,
Der nur ſchießet um zu tödten.

Je mehr der Forſtamts-Kanzelei'n,
Je wen'ger Jagd und Jägerei'n.

Was thuts, wenn es heute
Gelingen nicht mag,
Für Lebende kommt ja
Auch morgen ein Tag.

St. Hubert ſteh' dem Wilde bei,
In Wintersnoth, der herben,
Denn fallen ſoll es durch mein Blei,
Doch nicht im Wald verderben.

Jägerregel.

Dreikönigsabend, hell und klar,
Verſpricht an Wein ein gutes Jahr.

Pirſchen im Winter.

Wie ſo erſtärkend iſt
Pirſchen im Wald,
Wenn's durch das Baumgezweig
Stöbert und knallt.

Macht dich die Flocke gleich
Scheinbar zum Greis,
Wird dir die Wang' dafür
Jugendlich heiß.

Strammer durchmißt dein Schritt
Tiefe und Höh',
Unter dem Fuße dir
Kniſtert der Schnee.

Biete dem Froſt, dem Wind,
Kühn d'rum die Bruſt,
Starkem zu trotzen iſt
Männliche Luſt.

Februar. Thaumonat.

Der weiße Leithund, Namens Schnee,
Verfolgt den Bär bis in sein Loch
Der Jäger weiß von keinem Weh',
Der sich zu seinem Schatz verkroch.

Waldgedanken und Jägerreime.

Wie schön kandirt, bedreſſt, befranſ't
Sind Reiſer, Zweige, Aeſte,
In weißen Blüten prangt der Wald,
Zur Luſt der Wintergäſte.

Sieh', wie nackt der Baum im Winter,
Dennoch wird er wieder blüh'n,
Und es ſollte freud'ges Hoffen
Nicht auf's Neu' dein Herz durchglüh'n?

Das Lieben und Rauchen
Iſt Jägergebrauch,
D'rum wird oft die Liebe
Des Jägers zu Rauch.

Manch Einer jagt nach einem Wild,
Das nicht daheim im Jagdgefild.

Uns kümmert kein Geſtern, uns kümmert kein Morgen,
Wir leben dem Heut',
Wer Jäger ſich nennt, gibt dem Winde die Sorgen,
Was Keiner bereut.

Ei hört doch nur den dummen Fink,
Ruft immer nur: Pink, pink, pink, pink!
Begnüg' Dich d'ran, es kann ja eben
Nicht lauter Nachtigallen geben.

Dem Jäger ſtets die Pirſch behagt,
Sei's auf den Hirſch, ſei's auf die Magd.

Es beizt der Hüttenrauch das Auge,
Nicht lieblich Hundgeklaffe tönt,
Und doch ſind's grade dieſe Beiden,
Durch die der Wald oft wird verſchönt,

Es ſtellt heraus,
Sich allermeiſt,
Wo ſtark der Leib
Iſt ſchwach der Geiſt.

Das Rohr zur Hand,
Voll Muth die Bruſt,
Was gleicht im Land
Der Waidmannsluſt.

Der Jäger ward noch nicht gefunden,
Dem Weib, Tabak und Wein nicht munden.

Vier W ſind Jägers Luſt allein,
Die heißen: Wald, Weib, Wild und Wein.

Der liſt'ge Fuchs, der gier'ge Wolf,
Sie ſind im Wald zu Hauſe,
Doch gibt's auch deren in der Stadt,
In Paletot und Krauſe.

Bei Vielen, deren Pflicht es iſt
Mit Thieren umzugeh'n,
Bemerkſt Du oft, wie tief als ſie
Noch unter jenen ſteh'n.

Kannſt Du Mühſal nicht ertragen,
Magſt daheim die Fliegen jagen.

Ihr Jäger geht auf Wolf und Bär
Gar oft mit Heroismus,
So jagt doch auch, was ſchlimmer noch,
Als ſie — den Egoismus.

Die auf des Berges Gipfel ſind,
Das Unt're nur von Oben ſeh'n,
Doch geht es auch noch Manchen ſo,
Die nicht auf einem Berge ſteh'n.

Die Sägemühle ſtöhnt und ächzt,
Von dichten Schnee bedeckt,
Im öden Wald die Dohle krächzt,
Das ſtimmt doch wohl perfect?

Jägerregel.

Lichtmeß im Klee.
Oſtern im Schnee.

Schnee im Wald.

Schnee im Wald iſt Jäger's Luſt,
Schnee in allen Weiten,
Ha, wie jauchzt es in der Bruſt,
Wenn die Flocken gleiten.

Waldesraum und Himmelszelt
Sind lebendig Beide,
Schaut, wie's luſtig niederfällt
Auf Gewäld und Haide.

Doppelt ſchmeckt Tabak und Wein,
Bei des Ofens Wärme,
Wirbeln rings um Baum und Stein
Dichte Flockenſchwärme.

Darum ſtöb're Schnee, wie's Brauch,
Weh' aus allen Lüften,
Wollen nun das Raubzeug auch
Stöbern aus den Klüften.

Und ſo du ſchon ſchneien mußt,
Himmel, laß dir deuten:
Schnee im Wald iſt Jägers Luſt,
Schnee in allen Weiten.

März. Lenzmonat.

Wenn Wind und Wolke sind im Streit,
So lugt der Dachs aus seiner Schluft,
Nun Jäger, halt das Rohr bereit
Und hol' die Schnepfe aus der Luft.

Waldgedanken und Jägerreime.

Was flattert so fröhlich durch Wald und Hein,
Was schaukelt auf Zweigen und Ranken
Ihr glaubt wohl die Vöglein des Waldes, o nein,
Es sind meine Frühlingsgedanken.

Der Jäger hat auch ſein Latein,
Das präg' dir, junger Waidmann, ein,
Exemplum est: Beim Schnepfenſtrich;
Je nach dem Evangelium ſprich;
Am erſten Sonntag: Oculi,
Das heißt ſo viel: Da kommen ſie.
Am zweiten heißt's: Letare,
Dies Schnepflein iſt das Wahre,
Am dritten Tage: Judica
Noch immer ſind die Schnepfe da,
Und iſt für'n Schnepf das Jahr um:
Palmarum und Tralarum.

Nicht hoff' zu viel, nicht fürcht' zu ſehr,
Gar Manches bringt ein Ungefähr.

Ueber Nacht ward's Winterszeit,
Nochmal will ſie uns gefährden,
Doch, ich denk', voll Heiterkeit!
Ueber Nacht kann's Frühling werden.

Es kann doch nichts gehäb'ger ſein,
Als wie im Schenkenhaus bei'm Wein,
Auf das Tik-tak der Uhr zu lauſchen,
Wenn draußen Wind und Bäume rauſchen.

Ueber keinerlei Beſchwerden,
Sollſt du grämlich dich geberden,
Weil ſonſt Jeder dich verachtet,
Der entſchloſſen weiter trachtet.

Dem Echo iſt Geſprächigkeit,
Gleichwie den Frauen eigen,
Wenn Einer nur ein Wörtchen ſpricht
So kann es nicht mehr ſchweigen.

So war es, ſo bleibt es,
Bei Jungen und Alten,
Die Erſteren gelten,
Die Letzteren galten.

Ihr duldet's, wenn die Kumpanei
Des Jägers nicht manierlich,
Nur daß ſie wahrhaft iſt und frei,
Das ſcheint Euch ungebührlich.

Der Jäger welcher anlegt, ſchließt
Ein Aug' im ſelben Nu,
Bei Manchem wär' es gleich ſo gut,
Er thät ſie beide zu.

Die Quellen ſind erwacht mit Luſt,
Rings kommen ſie geronnen,
Mir iſt, als rieſle in der Bruſt,
Auch mir ein neuer Bronnen.

Den Wand'rer ſchreckt des Waldes-Graus,
Nun ihn die Nacht umflieht,
Mir iſt, ich geh' im trauten Haus,
Nur brennt juſt drinn' kein Licht.

Bei manchem Thiere dünket mich, es hab'
Vom Menſchen mehr, als ſeiner Art gebühre,
Indeſſen mich bei manchem Menſchen dünkt:
Er habe allzuviel von einem Thiere.

Den Jäger ſchützt nicht Dach noch Zaun,
Vor dem, was ihn bedroht,
Die Wang' macht ihm die Sonne braun,
Der Wein die Naſe roth.

Doppelt trägt das Horn, als Zeichen
Eines Waidmann's, mancher Tropf,
Sichtbar trägt er's auf dem Kragen
Unſichtbar auf ſeinem Kopf.

Gar ſelten taugen die zum Jagen,
Die Gemsbart und Lorgnette tragen.

Beim Einen heißt es: Jägerei,
Beim Andern heißt es: Plackerei,
Beim Dritten: Tagedieberei.

Des „Henkers Tauben“ werden oft
Geſchimpft die Raben,
Es könnte manch' ein And'res noch
Den Titel haben.

Schmeicheln kann's den Großen wenig,
Weſſen ſich das Pack vermißt,
Nennt den Adler einen König,
Der das größte Raubthier iſt.

Auch Sonntagsjäger ſollen leben!
Es muß ja ſtets Hanswurſte geben.

Jägerregel.

Am Tage St. Gregorius
Der Winter Abſchied nehmen muß.

Jägers Farbe.

In Grün die Jäger kleiden
Sich gerne, weit und breit,
Weil grün ſo Berg als Haiden
In froher Sommerszeit.

Weil grün die alten Bäume,
Die er als Kind geſchaut,
Und ſeine ſtillen Träume
Dem Grün er nur vertraut.

Weil Jugend ſo wie Hoffen
In Grün ſich nur gefällt,
Und grün, ſo weit ſie offen,
Die ganze große Welt.

April. Oſtermonat.

Der Falke kreiſt, der Sperber ſchweift,
Es balzt nun auch der Auerhahn,
Der Jäger früh den Wald durchſtreift,
Und balzt nun ſelber, wenn er kann.

Waldgedanken und Jägerreime.

Vollkommen nur
Iſt die Natur.

St. Hubert war ein Jägersmann,
Der ſtets gelebt in Wald und Tann,
Und nur auf's Weidwerk war bedacht,
Selbſt des Charfreitag's nicht geacht't.
Deshalb ihm auch am ſelben Tag
Ein Hirſch erſchien, wie's meld't die Sag',
Der auf dem Haupt ein Crucifix,
Als ſinkt St. Hubert Augenblicks
Zur Erden hin, und, reudurchbebt,
Hinfürder als ein Münich lebt.
Daraus entnehm' ein jeder Chriſt,
Der auch zugleich ein Jäger iſt,
Daß Jagen in der heil'gen Zeit
Jedwedem bringet nichts denn Leid.

Diana pfleget oft
Die Jäger zu vexiren,
Doch Weiberlaune ſoll
Dir nie den Sinn beirren.

Was gibt von der Beſtändigkeit
Das treu'ſte Abbild auf der Welt?
Das iſt der grüne Tannenbaum,
Der immer gleiche Farbe hält.

Iſt's dir bekannt, wornach faſt Alle zielen?
Nach Anerkennung ihres Werths von Vielen.

Das Poſthorn klingt, das Jagdhorn ſchallt,
Doch ſtimmt's nicht überein,
Das Eine lockt hinaus zum Wald,
Das And're lockt hinein.

„Frühlingskerzen" nennt der Jäger
Alle jungen Tannenſproſſen,
Weil das Frühlingsthor mit ſeinem
Hellen Grün ſich aufgeſchloſſen,
Weil mit leuchtend grünen Kerzen
Sind geſchmückt die Waldgenoſſen,
Und die Glut des Mutterherzens
Sich in ihnen ausgegoſſen.

Den Hut mit Federn oft beſteckt,
Den eine Maus im Korn erſchreckt.

Welch' Jägerherz, das in der Bruſt
Beim Waldhornklang nicht hüpft vor Luſt!

Du fragſt, warum's vor Allem Dir
Im grünen Wald behage?
Weil Du am meiſten dort gedenkſt
An Deine grünen Tage.

Wie Du, ſo ich,
Iſt Jägerbrauch;
Und pfeift der Wind,
So pfeif' ich auch.

Den Jäger führt auf wüſten Wegen
In's Irre oft des Zufalls Spiel,
Doch was iſt auch am Pfad gelegen,
Wenn man im Aug' nur deſſen Ziel?

Ein Jeglicher hat ſein Geſchick,
Das ſich erfüllen muß,
Du kommſt zum erſten Jägerglück,
So wie zum letzten Schuß.

Für Meiſterjäger Manche gelten,
Die ſonſt ſie als nichtsnutzig ſchelten.

Den Zopf vermißt nicht gern ein Kopf,
Zunftſprache iſt ein alter Zopf.

Nicht ſchön'ren Einblick gibt's im Wald,
Was immer ich erſchau',
Als wie die Bläue eines See's
Durch Tannenſtämme grau.

Den Auerhahn macht Liebe blind,
So geht's auch manchem Menſchenkind.

Dem Jäger ſchallt's
Wie Kirchtagglocken,
Wenn in der Balz
Die Hähne locken.

Wenn alt der Wolf wird mit den Zeiten,
Siehſt Du auf ihm die Elſter reiten.

Wie man doch öftermal ſich irren kann!
Manch' Einer meint, er hab' den Schuß gethan,
Indeſſen traf ſein Nebenmann.

Dem St. Hubertusſchlüſſel zollt
Manch' Jäger ſeinen Dank,
Auch heilt er ſicher jedes Thier,
Sobald es nur nicht krank.

Vor keinem dieb'ſchen Wildrer weicht
Um einen Ruck mein Fuß,
Denn wer ein ſchlecht' Gewiſſen hat,
Hat keinen guten Schuß.

Oft treibt das Glück mit Dir ſein Spiel,
Doch bringt's an Beute nie zu viel.

Jägerregel.

Kommt St. Georg auf weißem Roß,
Iſt Frühling bald uns ein Genoß.

Im grünen Wald.

Wie ſäuſelt in den Morgenlüften
Der grüne Wald, der grüne Wald,
Was ſtreut ſein Laub für ſüßes Düften,
Was ſtreut für ſüßen Duft die Hald.

Wie lieblich nur die Vögel ſingen
Im grünen Wald, im grünen Wald,
Bald hört man's aus den Sträuchen klingen,
Und aus der Tanne Wipfel bald.

Welch' ein Gemurmel, welch Geriefel
Im grünen Wald, im grünen Wald,
Wie rauſcht melodiſch über Kieſel
Die Flut herab vom Felſenſpalt.

Das iſt ein Wogen und ein Weben
Im grünen Wald, im grünen Wald.
O hochbeglücktes Jägerleben,
Das ſtets von Sang und Klang umſchallt!

Mai. Laubmonat.

Es rauſcht das Laub, es toſt der Fluß,
Ringsum nur froher Sang und Schall,
Nun bring' dem Mai auch Deinen Gruß
Durch Waidmannsſchrei und Büchſenknall.

Waldgedanken und Jägerreime.

Wie ſtill der Wald, die Blätter kaum
Bewegt der Wind im ſanften Flug,
Ein leiſer Hauch durchweht den Raum,
Sprich, Wald, iſt das dein Athemzug?

Wie reich an Schönheit er, enthüllt
Der Wald Dir ohne Säumniß;
Nur Jenem, der ihn flüchtig schaut,
Erschließt er kein Geheimniß.

Ein off'nes Buch ist die Natur
Für Jedermann,
D'rin lesen kann selbst Jener, der
Nicht lesen kann.

Welch holde Harmonie
In Feld und Ried,
Und singt ein Jedes doch
Sein eig'nes Lied.

Der Donner kracht, der Wald erbebt,
Doch d'rüber hoch die Lerche schwebt.

Wieder ihre Kandelaber
Stecken auf die Roßkastanien,
Leuchten auch nicht länger aber
Als wie jene in Bethanien.

Iſt kein Weiſer auch zu ſehen,
Folge nur
Der Natur
Und Du wirſt nicht irre gehen.

An ihrem garſt'gen Jungen ſchaut
Sich faſt die Eule blind:
„O lieber Gott! o lieber Gott!
Wie ſchön iſt doch mein Kind!“

Der Jäger lebt bei Baum und Strauch,
D'rum ſchmückt er gern mit Grün ſich auch.

Kann auf dem Waldhorn blaſen
Manch ſchöne Melodei,
Doch hören's nur die Haſen,
Die Hirſche, die dort graſen,
Und Du biſt nicht dabei.

Der Wald iſt voller Poeſie,
So weit Dein Fuß nur geht,
Doch findet ſie kein And'rer dort,
Als wie nur der Poet.

Nichts gleicht dem Grün, wenn der Geſchmack
Auch And'res liebt zeitweilig,
Selbſt dem Propheten Mohamed
War ſchon die Farbe heilig.

Wer eine Nachtigall, die ihn
Erfreut durch ihren Klang,
Wer eine Lerche ſchießt im Flug,
Dem ſchall' kein deutſcher Sang.

Die Lerche trillert in der Luft,
Es flötet ſanft die Nachtigall,
Die Wachtel ſchlägt, der Guguck ruft,
Die Amſel ſingt mit lautem Schall.
Der Weiher pfeift, der Grünſpecht hackt,
Der Bergfink zwitſchert vom Geſtein,
Und auch nicht Eins kommt aus dem Takt,
Das iſt doch ein Geſangverein?

So rauh ein Jäger, überkommt's
Ihn doch an manchem Tag,
Daß er ein Thier, das grad ſo recht
Sich freut, nicht ſchießen mag.

Waldesſänger ſingen, wie es
Ihnen eingibt die Natur,
Die in Cerklen aber wollen
Nur gefallen durch Bravour.

Es macht des Jägers Hund den Weg
Oft ſechsmal durch's Revier,
Doch in Gedanken mach' ich ihn
Wohl tauſendmal zu Dir.

Beginnt ein Fröſchlein nur zu quacken,
So gibt's auch wieder faule Lacken.

Freuet Euch der grünen Räume,
Wo kein falſcher Schimmer ſtrahlt,
Stämme haben zwar die Bäume,
Doch kein Stammbaum iſt im Wald.

Der Jäger ſei: Fromm, friſch und frei,
Wo er auch pirſcht, mit Schrott und Blei,
Der Jäger ſei: Fromm, frei und friſch,
Wenn Stein ſein Bett, das Knie ſein Tiſch;
Der Jäger ſei: Frei, friſch und fromm,
Macht Gottes Hauch den Wald zum Dom.

Der erſte Doctor Medicus
War ſicherlich der Hirſch im Wald,
Denn krank geworden, wußte er
Ein heilend' Kraut zu finden bald.

„Liebfrauenvöglein" nennet man
Rothkehlchen insgemein.
Sag', kann das Vöglein golden,
Der Liebling meiner Holden,
Genannt wohl anders ſein?

Bei Karthhäuſernelken ſproſſet
Auch die Einbeer im Geſtein,
Denn der Teufel will nun einmal
Immer bei den Frommen ſein.

Wie flink auf rauhen Wegen
Eilt heimwärts doch Dein Fuß,
Weißt Du, es kommt entgegen,
Als wie ein Abendſegen
Ein ſüßer Liebesgruß.

Jägerregel.

Urbanus Sonnenſchein,
Heuer gibt's guten Wein.

Waldhornklang.

Im Waldhornklang, im Waldhornklang
Iſt Luſt und Weh zugleich,
Es ſchallt den weiten Forſt entlang,
Bald ſchmetternd und bald weich.

Es ſchallt mit lautem Jubelſchall
Sobald der Morgen graut,
Und weckt zur Nacht den Widerhall
Mit wehmuthsvollem Laut.

Es jauchzet beim Getoſ' der Jagd,
Durch's grüne Waldgeäſt',
Und grüßt auf weichem Pfühl die Magd,
Wie ein verirrter Weſt.

In's Waldhorn legt des Jägers Mund
So Hoffnung, Lieb als Schmerz,
Denn immer thut am liebſten kund
Durch's Waldhorn ſich ſein Herz.

Im Waldhornklang, im Waldhornklang,
Iſt Luſt und Weh zugleich,
Es ſchallt den weiten Forſt entlang,
Bald ſchmetternd und bald weich.

Juni. Brachmonat.

Nach Staar und Maiſe ſchau' nun auf,
Und halt' den Forſt in guter Hut,
Und neiget ſich des Tages Lauf,
Erquick' die Bruſt in kühler Flut.

Waldgedanken und Jägerreime.

Der Jäger hat mit Pfleg' und Zucht
Der Thiere viel Beſchwerden,
Doch braucht er d'rum, wie's oft geſchieht,
Nicht ſelbſt zum Thier zu werden.

Je höher als die Esse loht
So reiner wird das Erz,
Je mehr Gefahr dem Jäger droht,
So muth'ger schlägt sein Herz.

Das sind die lautesten Genossen,
Die größtentheils daneben schossen.

Talara, taltara,
Jetzt nimm auf das Korn,
Taltara, talara,
Was Löffel und Horn,
Talara, taltara,
Den Hirsch und das Reh,
Taltara, talara,
Und 's Dirndel im Klee.

Es schallt, der Ruh' schon überdrüssig,
So Wald als Hain,
Wie sollte da noch länger müssig
Das Waldhorn sein?

Wie springt in steter Freudigkeit
Eichhörnchen nur umher,
Wo nähm's auch Zeit zur Traurigkeit
In solcher Freiheit her?

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Wie ſo ſtolz die Walddinaſten
Ihre trotz'gen Häupter heben,
Gleich als ſagten ſie: Wir können
Fallen, aber nicht erbeben.

Wie iſt doch nur der Baum beglückt,
Trägt eine Krone, die nicht drückt.

Ich glaube, es würde
Viel Jagdluſt verſchwinden,
Wenn Haſen und Hirſche
Das Schießen verſtünden.

Jagen und Zagen,
Die Reime ſind ſchlecht,
Jagen und Wagen,
Das reimt ſich gerecht.

Der Wald iſt eine grüne Stadt,
Voll Licht, und Luft und Raum,
Die eine luſt'ge Einkehr hat,
Wohl unter jedem Baum.

Nicht's Schön'res gibt's auf dieſer Welt,
Als wenn man vor Ermatten
Im kühlen Waldesſchatten
In einen ſüßen Schlaf verfällt.

Ein jeder Jäger wird gewohnt
Zuletzt an Schickſalstücken,
Und wenn ihn Bär und Wolf verſchont,
So ſtechen ihn die Mücken.

All üb'rall ſind die Bäume grün,
All üb'rall gleich die Blumen glüh'n,
Nicht machen d'rin ſie wanken
Die doppelfarb'gen Schranken.

Die Nacht iſt ſtumm, kein Lüftchen weht,
Wohin Dein forſchend' Auge ſpäht,
Den Wald durchdringt kein Lichtgefunkel,
Ein Quell nur murmelt noch im Dunkel
Als ſpräche er ſein Nachtgebet.

Ein Waidmann iſt nicht Waidmann blos
Des eitlen Schießens wegen,
Sein Hauptgeſchäft iſt Auferzieh'n,
Und das Erzog'ne pflegen.

Jagen iſt ein Würfelſpiel,
Ein vom Glück bedingtes,
Wage wer gewinnen will,
Schlimmſten Fall's mißlingt es.

Erjagteſt Du einmal im Wald auch kein Stück,
So darfſt Du darüber nicht klagen,
Viel Tauſende jagen da draußen nach Glück,
Und können es niemals erjagen.

Das Herz, das nicht mit Thieren hat Erbarmen,
Das wird auch nicht für Menſchenleid erwarmen.

Das Mondlicht und der Jäger geh'n
Noch einſam durch den Wald,
So ſtill vergnüglich finden ſich
Zwei Wand'rer nicht ſo bald.

Ob für Geiſt ich oder Herz
Neue Kräftigung mir ſuche,
Nehme Zuflucht ich zum Buch,
Oder zu dem Grün der Buche.

Der Trunk vom Quell iſt kühl und friſch,
Doch bleib' er fern dem Schenkentiſch.

Wie hat mit Wehmuth mich erfüllt
Des Waldhorns ſüße Melodei,
Doch kaum, daß ich den Bläſer ſah,
Da war die Wehmuth gleich vorbei.

Die Wahrheit flog in's Jägerhorn,
Aus dem ſie bald verklungen,
Seit dieſem hörſt Du ſie allein
Nur noch von Blätterzungen.

Rodeſt Du den Wald, nicht einer
Neuen Pflanzung ſchon bedacht,
Gleichſt Du Jedem, der ſich ſchuldig
Eines Mordes hat gemacht.

So dumpf auch ſei der Unke Schall,
Gehört er doch zum Waldchoral.

Jägerregel.

Johannis-Regen
Hat wenig Segen.

Juhe, wie luſtig ſchallt es!

Juhe wie luſtig ſchallt es
Auf munt'rer Waidmann's Bahn,
Bin ich doch Herr des Waldes,
Dem Alles unterthan.

Durch Schlucht und Thalesengen,
Zieh' freudig ich dahin,
Und jauchz' in Hornesklängen,
Daß ich ein Jäger bin.

Hervor, ihr Waldgethiere,
Du Reh, ſo flink und frei,
Es ſchützt euch im Reviere,
Kein Ort vor meinem Blei

Doch wenn die Sonne wendet
Von uns den gold'nen Strahl,
Dann iſt die Luſt geendet
Für mich mit einem Mal.

Dann blick' ich wohl mit Sehnen
Zur Alpenhöh' hinaus,
Und hauch in Hornestönen
Den inn'ren Kummer aus.

O horch, wie klingt die Weiſe
Durch Luft und Duft empor,
Jetzt bringt ſie wohl ganz leiſe
Der Sennerin in's Ohr.

O Sennerin, wie gerne
Zög' ich zu Dir vom Thal,
Du Röslein in der Ferne,
Dich grüß' ich tauſendmal.

O ſieh, gejagt am Tage
Hab' ich das Reh mit Luſt,
Allein nur Sehnſucht trage
Des Nachts ich in der Bruſt.

O laß' die luft'ge Klauſe,
O komm' zu Quell und Baum,
Es iſt im Jägerhauſe
Ja auch für Dich noch Raum.

Juli. Wärmemonat.

Die Krametsvögel ſchmecken gut,
D'rum ſucht ſie beim Wachholderſtrauch,
Doch ſchenke der Faſanenbrut
Sein Augenmerk der Jäger auch.

Waldgedanken und Jägerreime.

Die Dryas lebt im Walde,
Bei Quell und Felsgeſtein,
Mit ihrem Lieblingsbaume
Im ſtändigen Verein.

Sie singet süße Lieder,
Erhebt er stolz sein Haupt,
Und ringt die weißen Hände,
Wenn ihn der Herbst entlaubt,
Und stirbt, wenn ihn zur Leiche
Die Axt des Schlägers macht;
So was, hätt' man in diesem
Jahrhundert nicht erdacht.

Der Jäger klettert schwindellos
Am schaurigsten Gesenke,
Und wenn er wankt, geschieht es blos,
Im Heimweg von der Schenke.

So wie er ist, zeigt sich der Berg,
Erst wenn Du steigst empor,
Denn in der Ferne macht er Dir
Nur etwas Blaues vor.

Erschallet ein Waldhorn
In nächtlicher Ruh',
So zittern vor Freude
Die Sternlein dazu.

Was manch' ein Jäger kann ertragen,
Weiß oft die Schenk' nur zu sagen.

Die Eule krachzt, das Wichtlein ſchreit,
Wie klingt das widerwärtig,
Und heulte noch mein Hund dazu,
Wär's ſchönſte Trio fertig.

Nach würz'gen Beeren geht zum Wald
Die Magd, auf flinken Sohlen,
Von ihrem erdbeerrothen Mund
Möcht' ich ein Würz'ges holen.

Der Jäger rennt und kriecht und klimmt,
Und liebt's im Moos zu liegen,
Er reitet, klettert, ſpringt und ſchwimmt,
Es fehlt ihm nur — das Fliegen.

Der Aberglaube iſt mir fremd,
O Zeitgeiſt, ſei geſegnet,
Doch hab' ich ſtets Malheur, wenn mir
Ein altes Weib begegnet.

Wenn rings verſtummt in Laub und Tann
Das Schießen und das Krachen,
So zünd' ich noch die Pfeife an,
Und ſchau' hinauf zum Himmel dann,
Und helf' ihm — Wolken machen.

Nicht such' Dein Heil in Doktorsaft
Und chemischem Geschmier',
Der harz'e Duft des Waldes ist
Des Lebens Elixir.

Scharfes Auge, feste Hand,
Sind vom Werth in jedem Land.

Heute gasten
Morgen fasten,
Wie's mag kommen,
Sei's genommen,
In der Tage Wechsellauf
Wieget Eins das And're auf.

So Manchem glückt es nicht
Die Beute einzufangen,
Weil zu begierig er
Um selbe zu erlangen.

Weßhalb im Wald manch' Herrchen fein
Sich nicht gefällt als Gast?
Das macht, es bringt zu ihm hinein,
Was g'rad hinein nicht paßt.

Trägt Dir auch Früchte nicht der Baum,
Um welche luſt'ge Vögel ſchwärmen,
So denk', er wächſt ja auch, damit
An ſeinem Holz wir uns erwärmen.

Was ſoll man nur von Denen ſagen,
Die blos allein nach Witzen jagen.

Es kann das Weibervolk doch nie
Am Wald zu freveln ſich enthalten,
Und immer führt der Teufel nur
Als Holzdieb mir herein die Alten.

Zuweilen trifft ein jeder Schuß
Als helfe Samiel dabei,
Und doch iſt's nur die größ're Luſt,
Die Dir im Rohre lenkt das Blei.

Du ſchmückeſt den Hut mir im morgichten Schein
Mit Röslein und würzigen Nelken,
O mögſt Du ſo lange nur ferne mir ſein,
Als ſie mir auf ſelbem nicht welken.

Gar oftmal wird ein Jäger naß
Von Auſſen und von Innen,
Jetzt kommt's vom Himmel, jetzt vom Faß,
Und macht ihm Aerger oder Spaß,
Doch gibt's da kein Entrinnen.

Nicht kann die Welt den Jägersmann
Wie And're chikaniren,
Denn eckeln ihn die Menſchen an,
So flieht er zu den Thieren.

Wer nicht dem Tropfen Thau gelauſcht,
Der ſacht' vom Blatte fällt,
Der weiß nicht, welch' ein Friede iſt
Noch heimiſch in der Welt.

Gar Viele nichts vom Jagdrecht wiſſen,
Und dennoch ihre Böcke ſchießen.

Der Waidmann wird nur reſpektirt,
Nachdem er ſeinen Hund dreſſirt.

Um Gott, wie wird's ſo helle
In Wäldern und in Au'n,
Wo iſt zur Mühlenwelle,
O ſagt, der Stamm zu ſchau'n?

Wo eine hohe Herrſchaft jagt,
Sind Wild und Jäger gleich geplagt.

Oft ragt ein Klotz aus Laub und Strauch,
Den man für einen Menſchen hält,
Ein Aehnliches paſſirt wohl auch
Manch' Einem, fern vom Laubgezelt.

Jägerregel.

Iſt's heiter am St. Jakobstag,
Viel Frucht man ſich verheißen mag.

Im Wald' nur iſt's ein Leben.

Im Wald nur iſt's ein Leben
Im friſchen grünen Wald,
Was kann es Schön'res geben,
Als wenn's d'rin ſchallt und knallt.

Die Jagd auf Hirſch und Füchſe
Und ſchattig' Grün umher,
Mein Mädel und die Büchſe,
Was braucht ein Jäger mehr?

Möcht ſchießen durch die Föhren
Noch einmal, daß es kracht,
Dem Jägersmann zu Ehren,
Der's Jagen aufgebracht.

August. Erntemonat.

Hallo! Hallo! das Hifthorn ſchallt,
Hallo! nun über Buſch und Stein,
Der Hund iſt laut, die Büchſe knallt,
Joho! der Hirſch muß unſer ſein!

Waldgedanken und Jägerreime.

Die Jagd iſt auf, das Herz erglüht,
Elektriſch faßt's ein jed' Gemüth,
Nur nach, nur nach! Diana waltet:
Das blut'ge Banner iſt entfaltet!

Nero iſt ein Hundename.
Und er iſt's mit Recht und Fug;
Doch der Scheußlichſte war Jener,
Der zuerſt den Namen trug.

Poetiſch iſt der Jägerſtand,
Allein nur in der Ferne,
Die Proſa, die er in ſich birgt,
Entbehrte Mancher gerne.

Die ſind vom rechten Köhlerglauben,
Die lauern auf gebrat'ne Tauben.

Bevor Du noch den Berg erklommen,
Gedenk' an das Herunterkommen.

Es ſtünde beſſer mit manchen Dingen,
Wenn Manche nicht blos Jagen gingen.

Zu ſchießen auf die Scheibe iſt
Ein männlicher Genuß.
Doch auf den flücht'gen Hirſch im Wald
Iſt's erſt ein rechter Schuß.

Wir leſen im Buche, im grünen, allein,
Doch ſingen wir: Ergo bibamus,
Und kennen wir auch ſonſt kein and'res Latein,
Genügt uns das Ergo bibamus,
Denn dieſes erſchallet am beſten beim Wein,
D'rum Ergo bibamus, bibamus!

Wie prangt der Wald nach Blitz und Sturm
In doppelt ſchönem Kleid!
Wie biſt du, Leben, doppelt ſchön
Nach überſtand'nem Leid!

Joho! wie flicht auf wilder Hatz
Das Reh dahin voll Zagen;
Ich wollt', es wär mein holder Schatz,
Den würd' ich bald erjagen.

Wie prächtig nur das Echo ſchallt,
Wenn's aus des Jägers Büchſe knallt,
Es iſt, als gäbe einen Gruß
Der Wald zurück für jeden Schuß.

Der rechte Waidmann trifft auf's Fell
Im dickſten Waldgefild',
Doch fügt ſich's, daß es manch einmal
Das Fell nicht iſt vom Wild.

Ob die Tannen wohl gedenken jener, die das Meer umschäumt?
Ob, als Maſt, wohl die von ihren Schweſtern in dem Walde träumt?

In ihre bunten Wirbel zieht
Die Stadt, was ſie erreichen kann;
Im ſtillen Wald, im Wald allein,
Gehört ſich Jedes ſelber an.

Der Jäger jagt das edle Wild,
Das über Klüfte ſetzt,
Und denkt nicht, daß ihn ſelbſt hierzu
Als Wild die Jagdluſt hetzt.

Was thut's, daß ſteil der Weg und rauh?
Wenn's rings nur: grün, und d'rüber: blau.

Hundelauten, Waldhornſchall,
Kuckuksruf, der Aexte Fall,
Donnerrollen, Sturmgeſaus,
Gläſerklang im Schenkenhaus,
Quellgemurmel, Spechtgepick',
Iſt des Jägers Leibmuſik.

Nicht der, d'ran Diplomaten ſitzen,
Noch der, d'rauf Gold und Silber blitzen:
Der Waldesraſen, jung und friſch,
Das iſt der ſchönſte grüne Tiſch.

Wenn waidgerecht ſo Herr als Hund,
So eſſen ſie zu jeder Stund'.

Der Kuckuck ruft, jahrein, jahraus,
Und wird doch keine Wachtel d'raus.

Nur wenig iſt der Wald beliebt
Bei manchen Exzellenzen,
Denn von den dummen Klötzen d'rinn
Macht keiner Reverenzen.

Den Forſtmann preiſ' ich, der im Wald
Nicht ſieht nur Fährte und Beſtand,
Der auch auf Strauch und Baum und Hald
Erblickt des Ew'gen Segenshand.

Der Jäger trinkt bis Alles gar iſt,
Doch ſagt er immer nicht, was wahr iſt.

Den Wald verklärt der Sonne Licht,
Der Maulwurf freilich merkt es nicht.

Jägerregel.

Zu St. Bartholome
Der Hirsch durchschwimmt den See.

Die hohe Jagd.

Der hohen Jagd, der hohen Jagd
Ein Hoch gebracht vor Allen!
Zu Ehren ihr, bevor es tagt,
Laßt alle Hörner ſchallen!

Bei Rüdenlauten und Hurra,
Hurra durch Wald und Matten
Dem Wilde nach, und wer's erſah,
Der folg' ihm als ſein Schatten.

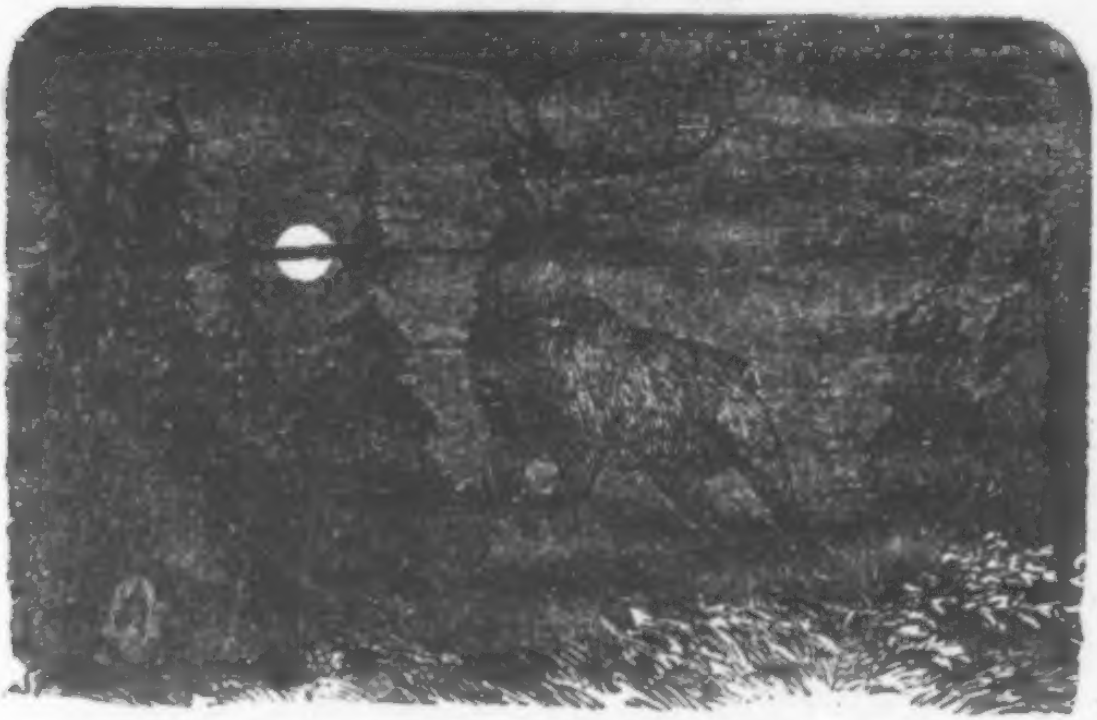
Der hohen Jagd, der hohen Jagd
Sei jeder Waidmann Pfleger,
Denn ſie nur iſt, frei ſei's geſagt,
Für hirſchgerechte Jäger.

Das geht im Flug, das geht im Sprung,
Nicht hemmen Strunk und Schroffen,
Hallo! nur nach, mit Satz und Schwung,
Bis wir auf's Blatt getroffen.

Halali! tönt's, es ſiegt wer wagt,
Der Platzhirſch iſt gefallen,
Der hohen Jagd, der hohen Jagd
Ein Hoch, ein Hoch vor Allen!

September. Säemonat.

Der Jäger ſchweift jetzt hier und dort,
Nach Huhn und Wachtel durch's Gefild,
Nunmehr auch zieh'n die Schwalben fort,
In Brunſt nun tritt das Edelwild.



Waldgedanken und Jägerreime.

Die Meiſten lieben es, vom Baum
Die reife Frucht ſich abzupflücken,
Doch wenn ſie die genoſſen kaum,
So kehren ſie dem Baum den Rücken.

Der Frühling hat für's Auge viel Behagen,
Der Herbst erquickt die Kehle und den Magen.

Wie die noblen Passionen
Doch so seltsamlich variren,
Früher war au fait das Jagen,
Heut zu Tag ist's das Kutschiren.

Naturgemäßes triffst Du nur
In Wald und Feld allein,
D'rum schließt zumeist die Unnatur
Sich hinter Mauern ein.

Verpufft umsonst sein Kraut
Ein Schütz im Waldesgrund,
So schämt statt seiner sich
Der waidgerechte Hund.

Es rennt und lauft
Im Walde viel,
Wer gerne schießt,
Hat bald ein Ziel.

Manch Jäger bringt nach Hause einen Braten
Der nie ihm lebend vor's Geſicht gerathen.

Sie ſingen vom Jägervergnügen
Beim Weine, im ſchallenden Chor,
Doch würden ſie ſchön ſich bedanken,
Ging's mit uns durch Dörnicht und Moor.

Der Storch fängt Fröſche mit dem Schnabel,
Der Jäger iſt auch ohne Gabel.

Sei noch ſo pflanzenarm ein Ort,
Erwächſt ein Giftkraut doch alldort.

O edler Gott Silvanus, was flohſt Du aus dem Wald?
Gewiß hätt' ſich befreundet St. Hubert Dir gar bald.
Kein Waidmann frägt den Andern: Ob Heide er, ob Chriſt,
Jedweder Freund des Waldes ein Freund der Jäger iſt.

Münchhauſen war ein Jägersmann,
Kein Waidmannskenner zweifelt d'ran.

Breithut'ge Pilze wachſen
Nicht nur im faulen Moor,
Es wuchern vieler Orten
Dergleichen gift'ge Sorten,
Wo man's nicht wehrt, hervor.

Haſt Du den lieben langen Tag
Durchſtöbert Laub und Gras,
So ſteht's am Abend ſchlecht Dir an,
Zu nippen blos vom Glas.

Der muß ſchießen und muß jagen,
Der mit wucht'gem Hammer ſchlagen,
Einer in die See ſich wagen,
Der ſich mit dem Spaten plagen,
Dieſer pflügen, Jener tragen,
Jeder leiſte was er kann:
Nur ſei's niemals halb gethan.

Je nachdem ein Ding zu nützen,
Wird ſein Werth auch für Dich ſein,
Lebend iſt die Tannenfarre
Für Eichhörnchen nur allein.

Das Reh hat die ſchönſten Augen,
Die je geſchaut zum Licht,
Sie rühren auch Aller Herzen,
Nur die der Jäger nicht.

Sang und Klang im Sturmgebrauſe,
Klang und Sang im Zweiggeflecht,
Leben iſt im Wald zu Hauſe,
Und der Lebende hat Recht.

Nicht glaubt, der Jäger bete nie,
Weil ſelten er zur Kirche geht;
Ein frommer Blick nach oben iſt
Ja auch ſo viel als ein Gebet.

Noch liegt der Schlaf auf Dorf und Flur,
Obgleich die Nacht entwich,
Nur drei ſind wach: Die Morgenluft,
Der Duft im Wald — und ich.

Der Wald iſt lieblich von Natur,
Doch macht ihn ſchön der Weidgang nur.

Bis zu der Tanne Wipfel ſchlingt
Waldrebe mählig ſich hinan,
Und ſtellt uns bildlich dar, wie hoch
Durch — Kriechen — Mancher kommen kann.

Der Menſch hat ſelbſt den Vorzug nicht,
Allein als Narr zu gelten,
Indem man Salamander auch
„Wegnarren" pflegt zu ſchelten.

Ein Jäger ohne Wiſſenſchaft,
Ein Baum, der faul in ſeinem Schaft,
Ein Rohr, das keinen ſicher'n Schuß,
Ein Junge, den man wecken muß,
Ein Jagdhorn, das nicht hellen Klang,
Ein Heger, den verdrießt ſein Gang,
Ein Jagdhund, der nicht trifft die Fährt':
Die ſind kein Körnlein Pulver werth.

Jägerregel.

Regnet's und nebelt's zu Kiesphas,
So bleib' im Krug, da iſt's nicht naß.

Im Morgennebel liegt das Thal.

Im Morgennebel liegt das Thal,
Es hängt der Strauch voll Thau,
Doch ſchon ertönt des Hornes Schall,
Hallo! durch Tann und Au!

Die Hunde lauten ſchon im Holz,
Der Fuchs verläßt den Bau,
Es äſ't der Hirſch, des Waldes Stolz,
Hallo! durch Tann und Au!

Schon ſchwingt Diana ihr Panier,
Die Lerche ſchwebt im Blau,
Nun Jäger auf! durch's Waldrevier,
Hallo! durch Tann und Au!

Oktober. Weinmonat.

Zum Holzschlag muß der Jägersmann,
Zum Vogelgarn der Vogler greift,
Die Axt erschallt im stillen Tann,
Indeß im Wald der Locker pfeift.

Waldgedanken und Jägerreime.

Wo nur bist Du hingekommen
Schöne Zeit des Ritterthumes?
Wo Chevalerie mit Kühnheit
Sich noch einigten zum Bunde.

Wo das Hasthorn das Gethiere
Aufgeschreckt aus laub'gem Dunkel,
Und die Jungfrau auf dem Zelter
Durch den Tann geschwebt im Fluge,
Auf der weißen Hand den Falken,
Und die Wang' getaucht in Gluten,
Weithin durch die Wildniß streuend
Ihrer Schönheit Zauberfunken.

Fängst Du nicht Vögel vor St. Gallen,
So werden wenig in's Garn Dir fallen.

Der Nimrod war ein Jäger zwar,
Doch auch ein Wüth'rich und Tiramn,
Weshalb benennt man immerdar
Nach ihm noch jetzt den Jägersmann?

Will ein Mißmuth mich erfassen,
Werd' ich seiner los gar bald,
Denn ich lad' ihn in die Flinte
Und verschieße ihn im Wald.

So sehr es auch ein Widerspruch,
Mag Niemand seiner spotten,
Die Vöglein singen all' vom Blatt,
Und kennen keine Noten.

Durch Dick und Dünn, halli, hallo,
Durch Sturm und Frost, velari, valere,
Voll Durst und Schweiß, jaho, hallei,
Ist das nicht Waidmannslust, Juhei!?

Nicht denkt, der's liebt mit Körperkraft zu prahlen,
Daß Büffel, Rind und Bulldog die Rivalen.

Je ferner von der Axt der Baum,
Der Vogel von des Garn's Geniſt,
Und von dem Amt der Jägersmann,
Je fröhlicher ihr Leben iſt.

Der Jäger iſt im Wald Regent,
Im Walde ein und aus,
Doch ſteht es mit dem Regiment
Ganz anders oft zu Haus'.

Blätter, die am Baume hingen,
Fallen ab, der Friſche bar,
Und was Schmuck der Krone war,
Muß nunmehr die Wurzeln düngen.

Der Wald wird niemals alt,
Ist auch sein Schmuck des Winters Rauh,
Ein jeder Lenz bringt neues Laub,
Aus dem er klingt und schallt.

O Ruh', wer ist's, der sich erfrecht
Zu scheuchen dich vom Waldgeäst?
Der ist der Zimmermeister Specht,
Der nie vom luft'gen Handwerk läßt.

Die Blätter roth sich färben,
Rothkehlchen pipt allein,
Wer jetzt gelangt zum Sterben,
Dem kann's nicht schmerzlich sein.

Auf Marder und auf Iltis macht
Man Jagd jahrein, jahraus,
Doch fruchtlos. — Das Gesindel geht
Auf dieser Welt nicht aus.

Rauh sein, mag beim Jäger gelten,
Roh sein, aber ist zu schelten.

Der Erſte ſchmäht: Das iſt nichts werth,
Wie's ſein ſoll Dich der Zweite lehrt,
Der Dritte macht's wie ſich's gehört.

Ein And'res iſt für Den der Wald,
Den hingelockt der Vogelſang,
Als Jenem, der mit ſeinem Netz
Zu ſelbem geht auf Vogelfang.

Die beim Wein ein Bündniß ſchließen,
Brechen's nur zu oft beim Schießen.

Ich möcht' im Wald begraben ſein,
Zu welchem ſich durch Laubgezelt und Hecken
Nur ſachte ſtiehlt zur Nacht der Mondenſchein,
Als fürcht' er einen Schläfer dort zu wecken.

Jägerregel.

Simon und Judeh
Hängt auf die Sträuche Schnee.

Wo Jägersleut' beisammen sind.

Wo Jägersleut' beisammen sind,
Muß Wein im Glase blinken.
Die Zeit ist flüchtig, wie der Wind,
D'rum nützt die Zeit zum Trinken.

Es rauscht dazu der grüne Wald,
Es klingt von allen Bäumen,
Und lieblich quillt's vom Felsenspalt,
Wer möchte da noch säumen?

Es leb' was Grün im Wald und Hag,
Der Jäger und die Reben,
Und was am Grün sich freuen mag,
Das soll mit ihnen leben.

November. Nebelmonat.

Jetzt auf den Fuchs die Pirsch beginnt,
Doch der ist listig, wie Ihr wißt,
D'rum, was dem Blei des Rohr's entrinnt,
Das fang' in Eisen Deine List.

Waldgedanken und Jägerreime.

Verfolge nicht den Fuchs
Mit Prügeln und mit Stangen,
Der Schlaue ist allein
Durch Schlauheit nur zu fangen.

Manch Einer geht nach Füchsen aus,
Indeß der Fuchs ihm steigt in's Haus.

Das Hühnchen, das den Fuchs erblickt,
Auch noch vor seinem Balg erschrickt.

Das pfeift und schrillt! O horch, wie braust's
Durch's Tannicht immer weiter,
Auf seiner Orgel spielt der Sturm,
Wo spielt wie er ein Zweiter?

Der Nebel brütet über'm Wald,
Und hängt herein zur Schlucht,
Mög' finden doch den rechten Pfad,
Der ihn — benebelt sucht.

Des Spätjahrs freut der Jäger sich,
Wie herb auch seine Härte,
Denn Winterbälge bringt der Schnee
Und zeigt des Reulers Fährte.

Die Füchse jeder Art und Klasse
An ihrer Klugheit man erkennt,
Ausnahmen macht allein die Race,
Die man „Schulfüchse" öfter nennt.

Der Nord die Heid'
Durchfegt und ſchafft
Dem Thiere Leid,
Dem Jäger Kraft.

Des Waldes Zweige beugt der Schnee,
Es dampft ſo Berg als Fluß,
Doch luſtiger als jemals ſchallt
Zur Winterszeit ein Schuß.

Hubertus iſt uns zum Patron gegeben;
Doch laß' ich außer ihm noch And're leben.

Am Dritten im November,
Trotz Winterſturm und Eis,
Soll Jeder zieh'n zu Holze,
Der um das Waidwerk weiß.

Auch ſoll er nicht vergeſſen
Zu leeren, wie's Geheiß,
Den St. Hubertus-Becher
Zu St. Hubertus Preis.

Der Nebel iſt ein mißlich' Ding,
Denn man verirrt ſich bald,
Und kommt, wie oft, zur Schenke, ſtatt
Zum Jägerhaus im Wald.

Dem Klausner gleicht der Jägersmann,
Ora pro nobis.
Ihm iſt ein Gotteshaus der Tann,
Ora pro nobis.
Doch mag er Wurzeln nicht und Gras
Und funktionirt nur gern beim Glas,
Ora pro nobis.

Schenkſt Du Glauben des Jägers Mähren,
So ſchießt er vom Himmel den großen Bären.

Suum cuique iſt als Spruch
Dem Jäger ſtets erfreulich;
Denn Wem ſein Theil er geben kann,
Dem gibt er's auch getreulich.

Sei noch ſo arm ein Stein,
Und freudenlos,
Geſellt ſich doch zu ihm
Ein freundlich' Moos.

So iſt's, ſo war's
Zu jeder Zeit:
Der Feine ſpricht,
Der Rohe ſchreit.

Im Waldwirthshauſe.

Wir ſitzen in einer Spelunke,
Wo Moder und Spinnweb' die Zier,
Sie ſcheint eine Wohnung der Unke,
Und doch iſt ſie unſer Plaiſir.

Das Taglicht gibt kärglichen Schimmer,
Und ſauer im Glas iſt das Bier,
Wir tränken's wo anders wohl immer,
Und doch iſt es unſer Plaiſir.

Die Magd, die den Nektar kredenzet,
Iſt g'rad nicht von feinſter Manier,
Noch minder von Schönheit ſie glänzet,
Und doch iſt ſie unſer Plaiſir.

Denn Jugend und Fröhlichkeit hauſen
Mit uns in dem ſchlechten Quartier,
Die machen mit Sauſen und Brauſen
Was d'rin iſt zu unſerm Plaiſir.

Dezember. Chriſtmonat.

Jetzt gilt es erſt die rechte Hatz,
Hallo! nun ſpürt den Eber auf,
Schon ſchnaubt er her im wilden Satz,
Die Feuer blank, und d'rum und d'rauf!

Waldgedanken und Jägerreime.

Nicht tadelt's, daß der Jägersmann
Verwildert oft und rauh,
Gar wenig zeigt von Courtoiſie
Im tête-à-tête die Sau.

Die weiße Flocke jagt der Wind,
Und weiß ist Thal und Hald,
Der Jäger und der Epheu sind
Das einz'ge Grün im Wald.

Wie ist's so leer im Walde,
Sobald verwcht das Blatt?
Das macht, Schmarotzer kommen
Zu dem nur, der was hat.

Mit jedem Baume heißt's zuletzt
Doch nur: „entweder" — „oder,"
Denn fällt ihn nicht die rasche Axt,
Frißt langsam ihn der Moder.

Wie reizend ist der Wintertag,
Wie schimmernd rings die Berge ragen,
Ein Hermelin deckt Feld und Hag;
Doch muß man Juchtenstiefeln tragen.

Beim Metzger ragt ein Ochsenhorn,
Am Jägerhaus ein Hirschgeweih,
Doch wüßt' ich Manchen, wo am Platz
Gar füglich wären alle zwei.

Die Jagd iſt aus, der Fang gethan,
Nun geht das Trinken und Lügen an.

Wird auch die Hand
Zu ſchwach zur That,
Sei's der Verſtand
Doch nie zum Rath.

Ein ſcharfes Jagen, ein hartes Plagen,
Erfreut auch noch in alten Tagen.

Wie auch verwitt're die Geſtalt,
Ein Waidmannsherz wird niemals alt.

Um ſo viel weiter als Du von der Natur Dich entfernſt,
Um ſo viel näher gelangſt Du auch zur Karrikatur.

So brauchbar eine Büchſe auch
Sich immer mag erweiſen,
So kommt ſie, wie ſo Vieles, doch
Zuletzt in's alte Eiſen.

Wer mag der beſte Schütze ſein?
Der beſte Schütz iſt Meiſter Hain.

Blutig iſt des Jägers Treiben,
Das er übt mit kaltem Muth,
Doch verächtlich wird ihm bleiben
Stets die Jagd auf — Menſchenblut.

Die Jagd hat viele Poeſie;
Doch fand ich auch, sub rosa,
Daß ſie dem Jäger, dem ſie Pflicht,
Gar oft nur eitle Proſa.

Durch's ganze Weltall geht die Jagd,
Wohin Dein Blick auch wand're.
Von Allem, was auf Erden lebt,
Was geht und kreucht, und ſchwimmt und ſchwebt,
Verfolget Eins das And're.

Glücklich Jeder, dem gegeben
Iſt ein Herd bei Baum und Moos,
Frei und unabhängig leben
Iſt das ſchönſte Erdenlos.

Zuweilen meint man, wenn es Frühlingszeit,
Daß Engelsſitt'che um die Tanne wehen;
Iſt ſie es doch, die ſich die Chriſtenheit
Zum heiligſten der Bäume auserſehen.

War's Alte auch des Waldes Stolz,
Die neue Zeit will neues Holz.

In einem Stücke ſind ſich gleich
Der Dichter und der Jäger,
Dem Letztern macht der Wolf Verdruß,
Dem Erſten der Verleger.

So mög' denn luſtig in die Welt
Mein kleines Büchlein wandern,
Und wenn's dem Einen nicht gefällt,
Gefällt's vielleicht dem Andern.

Juhe das Jägerleben!

Juhe das Jägerleben!
Was kommt ihm jemals nah',
Wenn Morgennebel weben,
Von Luft und Grün umgeben?
Falleri, fallero, fallera!

Zugleich mit Jungfrau Sonne
Iſt auch der Jäger da,
Wie ſchlägt in jeder Zone
Das Waidmannsherz voll Wonne,
Falleri, fallero, fallera!

Horch auf, von allen Seiten:
„Halle! piff puff! huffa!
Hinaus d'rum in die Weiten,
Wen Muth und Kraft geleiten,
Falleri, fallero, fallera!

Mag feile Ruh' behagen,
Wer Luſt zum Padiſchah,
Wir loben uns das Jagen
Durch's Grün in grauen Tagen,
Falleri, fallero, fallera!

Das nenn' ich ein Vergnügen;
Wohl dem, der ſich's erſah!
D'rum ſchlürft in raſchen Zügen
Die Jagdluſt nach Genügen,
Falleri, fallero, fallera!

Ade Du lieber Kamerad!

Ade, Du lieber Kamerad,
Ade,
Daß Du ſchon ſcheideſt, das iſt ſchad',
Ade,
Doch einmal muß geſchieden ſein,
Denn ausgetrunken iſt der Wein.
Ade, ade, ade!

Ade, Du altes Bruderherz,
Ade,
Es geht Dein Weg nun anderwärts,
Ade,
Doch Wege, die verſchieden geh'n,
Vereinen ſich oft unverſeh'n.
Ade, ade, ade!

Ade, noch einen Druck der Hand,
Ade,
Die Jägertreue geht durch's Land,
Ade,
Und bleibſt Du auch nicht länger da,
Wir ſind uns Brüder fern und nah.
Ade, ade, ade!